373.43H M393 M393 c.1
Klinkenberg, Joseph.
Das Marzellen Gymnasium in
R.W.B. JACKSON LIBRARY OISE CIR
3 0005 03045 2497

THE LIBRARY

The Ontario Institute

for Studies in Education

Toronto, Canada

LIBRARY
THE ONTARIO INSTITUTE
FOR STUDIES IN EDUCATION
TORONTO, CANADA

APR 30 1968

BENELL BOOKSHOP $7.50

DAS MARZELLEN GYMNASIUM IN KÖLN

1450-1911

BILDER AUS SEINER GESCHICHTE

DAS MARZELLEN GYMNASIUM IN KÖLN 1450–1911

BILDER AUS SEINER GESCHICHTE

FESTSCHRIFT
DEM GYMNASIUM ANLÄSSLICH SEINER ÜBERSIEDELUNG
GEWIDMET VON DEN EHEMALIGEN SCHÜLERN
HERAUSGEGEBEN VON PROFESSOR DR. JOS. KLINKENBERG

KÖLN 1911
Druck der Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.

~~Educ 1075.297~~
~~B~~

HARVARD COLLEGE
JUN 11 1937
LIBRARY
Sheldon fund

37-198
29

Vorwort.

Zur Einführung in die vorliegende Festschrift geziemt es sich, zunächst der Entstehungsgeschichte jener Feier kurz zu gedenken, der das Buch als Begleiter dienen soll.

Im Jahre 1909 bildete sich aus ehemaligen Abiturienten und einigen Lehrern des Marzellengymnasiums ein Arbeitsausschuß zwecks Vorbereitung einer Abschiedsfeier der früheren Schüler bei der Übersiedelung der Anstalt in ihr neues Heim. Nachdem der Ausschuß in einer Reihe von Sitzungen die wichtigsten Fragen und dringendsten Vorarbeiten erledigt hatte, unterbreitete er am 16. Dezember 1910 einer von ihm einberufenen Versammlung ehemaliger Schüler seinen Plan, bei der Verlegung des Gymnasiums alle alten Marzellianer bei einem Festkommers und einem Festmahl zu vereinen und nach einem feierlichen Akte in der erinnerungsreichen Aula der alten wie der neuen Anstalt eine Ehrengabe zu widmen: der alten eine reich illustrierte Festschrift, die in Form von einzelnen Bildern aus dem Leben und Wirken ihrer hervorragendsten Lehrer und Schüler künftigen Generationen von der ruhmreichen Geschichte des Gymnasiums Zeugnis geben soll, der neuen ein Geschenk zur Förderung ihrer wissenschaftlichen Hilfsmittel. Diesen Vorschlägen gab die Versammlung ihre begeisterte Zustimmung und betraute den Arbeitsausschuß mit der weiteren Leitung der Vorbereitungen.

Die vielgestaltigen, aus diesem ehrenvollen Auftrage erwachsenden Aufgaben hätte der Arbeitsausschuß in der kurzen ihm noch verbleibenden Zeit kaum erledigen können, wenn er nicht allerseits bereitwillige und wirksame Förderung erfahren hätte.

Zu großem Danke ist er verpflichtet dem Oberbürgermeister unserer Stadt, Herrn Max Wallraf, Vorsitzenden des Ehrenausschusses, selbst zwar nicht Schüler des Marzellengymnasiums, durch seinen großen Älterohm Franz Ferdinand jedoch mit ihm gleichsam verwandt, und der Versammlung der Stadtverordneten für die Bewilligung eines städtischen Zuschusses von 2000 Mark zu den Kosten dieser Festschrift. Dankend sei ferner gedacht der tatkräftigen, begeisterten Unterstützung, die die Bestrebungen des Ausschusses durch den Beigeordneten der Stadt Köln, Herrn Walter Laué, erfahren haben. Das so oft bewährte Interesse des Geh. Kommerzienrates Herrn Dr. Emil vom Rath für wissenschaftliche Forschung zeigte sich auch hier wieder in hellstem Lichte. Herr Dr. Richard Schnitzler, Kommerzienrat und Konsul, und sein Bankhaus

J. H. Stein in Köln haben sich unermüdlich der Vermehrung der Geldmittel für das Fest und die Festgaben angenommen. Die Leiter der verschiedenen Unterausschüsse haben wacker an der Förderung der Arbeiten mitgewirkt. Diesen Herren sowie den zahllosen Spendern aus dem Kreise der früheren Schüler sei hier herzlichst gedankt.

Auf alle, die mit rührender Liebe zu ihrem Denkmale die Bausteine herbeitrugen und zusammenfügten, schaut dankerfüllten Auges die geistige Mutter hernieder. Wenn heute das Denkmal der Öffentlichkeit übergeben wird, so gebührt es sich, den Ehrenplatz in der Festversammlung dem leitenden und mitschaffenden Künstler einzuräumen und seine großen Verdienste hervorzuheben: Prof. Dr. Jos. Klinkenberg war es, der sich in der Versammlung der alten Schüler am 16. Dezember vor. Js. sofort in liebenswürdigster Weise bereit erklärte, die Herausgabe der geplanten Festschrift in die Wege zu leiten, und dem es in kurzer Zeit gelang, den Plan des Buches zu entwerfen, aus der großen Fülle des Materials die zu behandelnden Lebensbilder auszuwählen und geeignete Mitarbeiter zu werben. Mit bewundernswerter Liebe und Ausdauer und mit Aufopferung aller seiner Kräfte hat er sich von Anfang bis zu Ende der freudig übernommenen Aufgabe gewidmet. Ihm ist der Arbeitsauschuß zu unauslöschlichem Dank verpflichtet.

Durch Spendung von Mitteln für die Beifügung der notwendigsten Quellenangaben hat Herr Justizrat Julius Maaßen den Herausgeber sehr verpflichtet. Der inzwischen verstorbene Geheime Sanitätsrat Prof. Dr. Eduard Lent hat uns, ohne Schüler der Anstalt zu sein, bei unserem Werke glücklich über die ersten Schwierigkeiten hinweggeholfen.

Aus der stillen Studierstube tritt heute die Festschrift den Weg in die Welt an. Wir wünschen ihr, was jeder gute Vater dem geliebten Kinde beim Abschied von dem Elternhause wünscht: eine freundliche und nachsichtige Aufnahme bei den Menschen da draußen und eine lange Lebensdauer, damit ihr dereinst, wenn wieder einmal das altehrwürdige Marzellengymnasium vor einem bedeutsamen Wendepunkte seiner Entwicklung steht, viele neue Ruhmesblätter angefügt werden können, die, ebenso wie die heutigen, künden von der Anhänglichkeit der alten Schüler an die geistige Mutter.

KÖLN, den 20. September 1911.

Der Vorsitzende des Arbeitsausschusses:
DR. MED. PAUL BERMBACH.

Der Ehrenausschuß besteht aus den Herren:

Oberbürgermeister **Wallraf;**
Generalleutnant z. D. **Conzen,** Exzellenz;
Geh. Justizrat **Carl Custodis;**
Oberlandesgerichtspräsident Dr. **C. Morkramer;**
Weihbischof Dr. **Jos. Müller;**
Geh. Kommerzienrat Dr. **E. vom Rath;**
Kommerzienrat Dr. **R. Schnitzler,** Konsul;
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **Thomé;**
Polizeipräsident **von Weegmann;**
Geh. Regierungsrat **von Weise,** Oberbürgermeister a. D.;
Prof. Dr. **Wesener,** Direktor des Marzellengymnasiums;
Geh. Justizrat Dr. **H am Zehnhoff,** Mitglied des Reichstags.

Der Arbeitsausschuß setzt sich zusammen aus den Herren:

Dr. med. **P. Bermbach;**
Prof. Dr. **W. Bermbach;**
Dr. med. **Gerhartz;**
Dr. med. **Hopstein;**
Pfarrer **Kastert;**
Prof. Dr. **Klinkenberg;**
Justizrat Notar **Krings,** Stadtverordneter;
W. Laué, Beigeordneter der Stadt Köln;
Amtsgerichtsrat Dr. **Lauten;**
Justizrat Dr. **V. Schnitzler,** Stadtverordneter;
Dr. med. **H. Schulte;**
Prof. **P. Wedekind.**

Durch Zeichnung größerer Beträge für das Fest und die Festschrift haben sich besonders verdient gemacht:

Oberregierungsrat a. D. **J. Baasel;**
Notar Justizrat **S. Fröhlich;**
Kommerzienrat **M. von Guilleaume;**
Geh. Kommerzienrat **Th. von Guilleaume;**
Kommerzienrat und Stadtverordneter **L. Hagen;**
Geh. Kommerzienrat **N. Heidemann;**

Direktor Dr. **M. Heimann**;
Notar Justizrat **J. Krings**, Stadtverordneter;
Dr. **H. R. Langen**;
Beigeordneter **W. Laué**;
Weingutsbesitzer **Corn. Müller**;
Geh. Kommerzienrat Dr. **E. vom Rath**;
Wwe. Geh. Bergrat Prof. Dr. **G. vom Rath**;
Wwe. Rechtsanwalt Dr. **A. Scheiff**;
Landgerichtsrat a. D. **Paul Schnitzler**;
Kommerzienrat und Konsul Dr. **R. Schnitzler**;
Justizrat und Stadtverordneter Dr. **V. Schnitzler**;
Kommerzienrat **M. Seligmann**;
Geh. Justizrat Notar **E. Thurn**;
Polizeipräsident **E. von Weegmann**;
Definitor **J. P. Zaun**;
Geh. Justizrat Dr. **H. am Zehnhoff**, M. d. R.

Aula des Marzellengymnasiums.

Vorbericht des Herausgebers.

Als dem Unterzeichneten der ehrenvolle Auftrag zur Herausgabe dieser Festschrift zuteil wurde, da konnte es nicht zweifelhaft sein, daß die glorreiche Geschichte des Marzellengymnasiums, der ältesten Lehranstalt der Rheinlande, ja des ganzen deutschen Westens, den Stoff dazu bieten müsse. Zwei Bearbeitungen lagen bis dahin vor: die eine von Franz Joseph von Bianco im ersten Bande seines Werkes „Die alte Universität Köln und die spätern Gelehrten-Schulen dieser Stadt", Köln 1855, die andere von dem Direktor des Marzellengymnasiums Prof. Dr. Heinrich Milz in den Schulprogrammen der Jahre 1886, 1888 und 1889 mit einer Ergänzung im Programm 1901. So verdienstlich aber auch diese Arbeiten für die Zeit ihrer Entstehung waren, heute reichen sie bei weitem nicht aus, da ihren Verfassern das unerschöpfliche Material unzugänglich war, das unser städtisches Archiv gegenwärtig bietet, besonders in den Abteilungen „Universitäts-Akten" (Städtische Aufsicht und Provisoren Nr. 22, 30, 34, 36, 38, 39 — Artistische Fakultät Nr. 146—201 — Gymnasium Tricoronatum: a) Inventare Nr. 594—598; b) Allgemeine Verwaltung Nr. 599—614; c) Schüler- und Prüfungslisten Nr. 615—654; d) Unterrichtswesen, Festaufführungen, Schülerarbeiten Nr. 655—672; e) Promotionen Nr. 672a—675; g) Stiftungen Nr. 676—697 — Verschiedenes Nr. 732a—742), „Jesuiten-Akten" (besonders Nr. 7, 8, 27, 39, 44—47, 636—639) und „Französische Verwaltungsakten" (Kapsel 63 A—Q). Eine willkommene Ergänzung für die preußische Zeit findet dieses Quellenmaterial in den bei dem Kgl. Provinzial-Schulkollegium zu Coblenz beruhenden Aktenstücken (vgl. Milz im Programm 1901, Vorwort) und den — freilich lückenhaften — ältern Teilen unseres Gymnasialarchivs (Verfügungen der Behörden, Verhandlungen, Konferenzprotokolle und Zensurlisten seit 1815, Schulprogramme seit 1816, Reifezeugnisse seit 1828, Reifeprüfungsarbeiten seit den vierziger Jahren). Erst nach der Veröffentlichung von Milz erschien die Ausgabe der Jesuiten-Akten von J. Hansen, die ein treffliches Hilfsmittel für die Bearbeitung der ältesten Periode unseres Jesuitengymnasiums darstellt. Da sich außerdem die Werke von v. Bianco und Milz nicht zu weiterer Verbreitung eignen, so war der Gedanke, bei Gelegenheit der Übersiedelung des Gymnasiums eine Neubearbeitung seiner glorreichen Geschichte zu unternehmen, ungemein verlockend. Doch die knapp bemessene Zeit würde hierfür nicht ausgereicht haben. Es mußte daher eine Darstellungs-

form gewählt werden, die das Zusammenarbeiten vieler Kräfte erlaubte und das rechtzeitige Erscheinen des Werkes sicherstellte. Als solche bot sich ungesucht die monographische. Das Buch bringt demnach eine größere Anzahl von Einzeldarstellungen, die geeignet sind, das innere Leben, die Wandlungen und die Erfolge des Gymnasiums während der verschiedenen Epochen seines Bestehens in ein helles Licht zu setzen. Die meisten schildern das Wirken solcher Lehrer und Schüler des Gymnasiums, die für seine Entwicklung und seinen Ruf eine hervorragende Bedeutung gewonnen haben; sie bilden in ihrer Gesamtheit den Ehrensaal der Anstalt. Bei der außerordentlichen Fülle der hier in Betracht kommenden Männer war es nicht leicht, eine geeignete Auswahl zu treffen: neben der Bedeutung des einzelnen für Schule, Wissenschaft und kulturellen Fortschritt sowie seiner Volkstümlichkeit kam auch in Betracht das Streben des Herausgebers, möglichst reiche Abwechselung in das Buch zu bringen. An die Biographieen schließt sich die Baugeschichte des Gymnasiums. Zur Orientierung ist eine nach neuen Gesichtspunkten behandelte Übersicht über die äußere Geschichte der Anstalt vorausgeschickt.

Ihrem Inhalte nach machen die einzelnen Monographieen keinen Anspruch darauf, den behandelten Gegenstand vollständig zu erschöpfen; sie streben jedoch, weil auf dem Studium der Quellen beruhend, geschichtliche Zuverlässigkeit an und bieten unter Verzicht auf weitläufige Polemik dem Kenner nicht wenig Neues und Besseres. Um als Grundlage für weitere Forschungen zu dienen, sind die wichtigsten Quellen und Hilfsmittel beigefügt.

Dem Zwecke des Buches, eine Festschrift zu sein, sucht die unterhaltende Form der Darstellung und der reiche Bildschmuck Rechnung zu tragen. Die alten Schüler des Marzellengymnasiums werden sich — so wagt der Herausgeber zu hoffen — oft und gern in seinen Inhalt vertiefen, mit seiner Hilfe alte Erinnerungen wieder auffrischen und sich stets lebendig erhalten in der Liebe und Verehrung für die altehrwürdige Bildungsstätte ihrer Jugendzeit. Auch allen Freunden kölnischer Geschichte werden die Bilder aus dem Leben der Lehranstalt, die sich mit berechtigtem Stolz Mater et caput scholarum Coloniensium nennen darf, gewiß sehr willkommen sein.

Wenn nun nach kaum siebenmonatiger Arbeitszeit das Manuskript der Festschrift fertiggestellt war und dem Drucke übergeben werden konnte, so gebührt dafür in erster Linie der wärmste Dank

den Herren Mitarbeitern, frühern Schülern, ehemaligen und jetzigen Lehrern und Freunden der großen geschichtlichen Vergangenheit unseres Gymnasiums, die ihr Wissen und ihren Fleiß in den Dienst der guten Sache gestellt, ihre Sonderwünsche dem Interesse des Ganzen untergeordnet und ihre Beiträge mit nicht genug zu rühmender Pünktlichkeit eingeliefert haben. Es sind die Herren: Prof. Dr. Willibald Bermbach in Köln, Oberlehrer Dr. Franz Bosch in Crefeld, P. Bernhard Duhr S. J. in München, Prof. Dr. Alfons Fritz in Aachen, Dr. Joseph Gotzen in Köln, Oberlehrer Dr. Jakob Kemp in Köln-Kalk, Gymnasialdirektor Dr. Anton Kreuser in Jülich, Oberlehrer Hermann Mennen in Köln, Prof. Dr. Wilhelm Schurz in M.-Gladbach, Domkapitular Dr. Arnold Steffens in Köln und Regierungsbaumeister Dr. ing. Hans Vogts in M.-Gladbach. Aufrichtiger Dank gebührt ferner den Herren: Dr. med. Joseph Gerhartz, Oberlehrer Otto Ullrich und Prof. Peter Wedekind für ihre außerordentlich mühevolle Arbeit der Zusammenstellung einer Liste der Direktoren, Lehrer und Abiturienten der Anstalt seit dem Jahre 1815, die den Teilnehmern der Feier mit der Festschrift überreicht wird. Als wissenschaftliche Förderer des vorliegenden Werkes seien mit dem Ausdrucke des verbindlichsten Dankes genannt: Archivdirektor Prof. Dr. Hansen, der die Schätze des städtischen Archivs bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und Stadtarchivar Prof. Dr. Keussen, der uns mit seinem sachkundigen Rate allezeit hilfbereit zur Seite gestanden hat; Bibliothekdirektor Prof. Dr. Keysser, der uns die hiesigen wie auswärtige Bibliothekschätze zugänglich machte; P. Bernhard Duhr S. J., Archivar Dr. Schwann und Gymnasialdirektor Prof. Dr. Wesener, die die Verwertung von Archivalien der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, des Kölner Wirtschaftsarchivs und des Marzellengymnasiums in freundlichster Weise gestatteten; Dr. Gotzen, Geh. Kommerzienrat Dr. Emil vom Rath und Prof. Dr. Wiepen, die uns mit literarischen Hilfsmitteln unterstützten. Prof. Dr. Hansen hat uns die Wiedergabe einer großen Anzahl von Bildern und Plänen aus dem ihm unterstehenden Historischen Museum und dem Stadtarchiv, Gymnasialdirektor Prof. Dr. Wesener die Reproduktion der Gemälde in der Aula und der Bibliothek des Gymnasiums gerne erlaubt; für einzelne Bilder und Pläne sind wir verpflichtet den Herren Prof. Dr. Bermbach, Stadtbaurat Heimann, Landgerichtsdirektor Herbertz, Oberlehrer Mennen, Geh. Kommerzienrat Dr. E. vom Rath und Gymnasialdirektor

Prof. Dr. Wiedel in Köln, Oberlehrer Dr. Bosch in Crefeld, J. Gürtler in Mülheim-Styrum, Prof. Dr. Plaßmann in Münster i.W. und der Burschenschaft Frankonia in Bonn; in technischen Fragen haben uns zur Seite gestanden Dr. med. Liebmann, Baumeister Prof. Stiller und Regierungsbaumeister Dr. Vogts. Alle genannten Herren bittet der Herausgeber, den verbindlichsten Dank für ihr reges Interesse an einer möglichst vollkommenen Ausgestaltung der vorliegenden Schrift entgegennehmen zu wollen. In ganz besonderm Maße aber gebührt unser Dank dem wackern Vorsitzenden des Arbeitsausschusses, Dr. med. Paul Bermbach, dessen erstaunliche Arbeitskraft und aufopferungsvolle Hingabe sich als beste Garantie für einen glücklichen Verlauf der ganzen Feier erwiesen und auch diese Festschrift durch alle Stadien ihrer Entwicklung begleitet und in erfolgreichster Weise gefördert hat.

So trete unsere Festschrift ihre Wanderung in die Welt an unter der Devise: Dem Marzellengymnasium zur Ehrung, der alten Schülergeneration zur Erinnerung, dem jungen Geschlecht und allen kommenden zur Nacheiferung!

Erfüllt das Buch diesen Zweck, dann wird auch der Wunsch sich verwirklichen, den der Herausgeber ins Stammbuch der neuen Anstalt schreiben möchte:

IN · NOVA · DOMO
PRISCA · TIBI · GLORIA
SCHOLA · TRICORONATA

Köln, 20. September 1911.

Prof. Dr. Jos. Klinkenberg.

Vormaliges Jesuiten-, jetziges katholisches Gymnasium zu Köln 1836

Zur Geschichte des Marzellengymnasiums.

Von Prof. Dr. JOS. KLINKENBERG.

Der Ursprung des Marzellengymnasiums steht in engster Beziehung zur alten Kölner Universität, die als vierte in Deutschland am 8. Januar 1389 gegründet wurde. Die mittelalterlichen Universitäten waren von der Kirche abhängige Unterrichtsinstitute. Ihre Lehrer gehörten in der Regel dem geistlichen Stande an und waren daher zur Ehelosigkeit verpflichtet; ihr Einkommen floß aus kirchlichen Ämtern und Pfründen. Die Universität zerfiel in vier Fakultäten: die theologische, juristische, medizinische und artistische; letztere, an deren Stelle heute die philosophische Fakultät getreten ist, bildete die Vorbereitungsschule für die höhern Studien. Eine strenge Scheidung zwischen Lehrern und Schülern fand nicht statt: die Schüler der obern Kurse bildeten die Lehrer der untern. Der als scholaris in die Artistenfakultät Eintretende schloß sich einem Magister an, der ihn gegen Entgelt unterrichtete und ihm auch Kost und Logis gewährte; zunehmende Schülerzahl bedingte natürlich auch eine Vermehrung der Lehrkräfte. Eine solche Vereinigung von zusammen-

wohnenden Lehrern und Schülern hieß bursa. Im 15. Jahrhundert entstanden in Köln kurz nacheinander drei Bursen, die sich bis auf die Franzosenzeit erhalten und im 16. Jahrhundert unter dem Einflusse des Humanismus die Bezeichnung Gymnasien angenommen haben. Aus dem Jahre 1419 stammt die bursa Montis, das spätere Gymnasium Montanum, aus dem Jahre 1426 die bursa Laurentii oder das Gymnasium Laurentianum, aus dem Jahre 1450 die bursa oder domus Cucana.

Letztere, auf die nachweislich unser Marzellengymnasium zurückgeht, verdankt ihre Gründung dem Magister Joannes Kuick, spätern Dr. theol. in Mecheln. Über ihre Schicksale sind wir bis jetzt fast gar nicht unterrichtet, dürfen aber bald eine Aufhellung derselben von dem verdienten Forscher unseres Universitätswesens, Herrn Stadtarchivar Prof. Dr. Keussen erwarten. Dem Regens Jacobus Leichius, der der Burse 1550—1556 vorstand, kaufte der Rat nach dem Verluste des Hauses auf dem Eigelstein, in dem die Burse bisheran untergebracht war, ein neues in der Maximinenstraße und nannte dieses von dem an dem Hause angebrachten Stadtwappen Bursa nova trium coronarum, auch Gymnasium trium coronarum oder Tricoronatum (1552).

Als Leichius sich durch seine Hinneigung zum Protestantismus und seine Heirat als Regens unmöglich gemacht hatte, gelang es dem Jesuiten Joannes Rethius, die erledigte Burse zuerst an sich und dann allmählich an den Jesuitenorden zu bringen. Dieser hat das Gymnasium bis zur Aufhebung des Ordens 1773 geleitet und es an Zahl, Führung und Leistungen seiner Zöglinge zur größten und angesehensten Lehranstalt Kölns erhoben. Verfasser befindet sich in der angenehmen Lage, zum ersten Male eine fast lückenlose Liste der Regenten der Anstalt während dieses 217 jährigen Zeitraumes hier veröffentlichen zu können. Der erste Teil derselben, Nr. 1—18, ist ein Abdruck des Katalogs in den Monumenta Germaniae Paedagogica II p. 147 sq., der zweite, Nr. 19—43, ist ihm dank der gütigen Vermittelung des P. Bernhard Duhr S. J. aus dem Archiv der deutschen Ordensprovinz zur Verfügung gestellt worden. Die Originale der der Liste vorangehenden beiden Siegel des Gymnasium Tricoronatum befinden sich im Archiv der Maria-Himmelfahrtskirche.

Regentes trium Coronarum Gymnasii S. J. Coloniae.

1. P. Joannes Rhetius, Joannis a Reid, Coloniensis vice-consulis filius, a s(ancto) p(atre) n(ostro) Roma Coloniam cum duobus sociis, Francisco Costero et Henrico Dionysio, 1556. in Junio missus, bursam Cucanam sub 1550. auspiciis senatus reformatam (a cuius insignibus, tribus coronis, novi trium Coronarum Gymnasii nomen accepit), pauculis post annis ob professores et regentem ipsum primum Jacobum Leichium Cochemensem Lutherizantes extinctam impetravit ao. 1556., die 16. Novemb., pro sua primum persona, deinde paulatim pro Societate. Et scholis 1557. ineunte Februario inchoatis rexit feliciter continuus regens annis fere 18, usque 1574., 26. Oct., quo maniaci Gerardi Peschii nostri manu et cultro una cum P. Leonardo Kesselio rectore et P. Nicolao Fabri ministro sublatus est miserando omnium ordinum luctu.
2. P. Arnoldus Havensius, vulgo Havens, Buscoducensis, ab a. 1575. ad 1585., circa quod tempus a Societate transiit ad Carthusianos; apud eos loco magno, variis locis prior, visitator provinciae; obiit prior Gandavensis 1610., 4. Aug. Ruraemundae. Scripsit aliquot libros apud Kinchium et Gualteri Coloniae editos.
3. P. Joannes ab Einatten Bouland, equestris familiae dioeces. Leod., promotus Coloniae a(rtium) magister 1565., die 4. Aprilis; docuit in gymnasio, sicut P. Rhetius et Havensius, et fuit regens ab 1584. exeunte. Obiit in officio 1594., 18. Decembris.
4. P. Stephanus Loon Neomagensis fuit ao. 1595. ineunte usque 1599. 3. Februarii, quo habiturus concionem in summa aede pomeridianam petiit in congregatione facult. a(rtium) substitui P. Conesium successorem.

5. P. Henricus Conesius Suchtalensis, vix ultra annum; obiit enim 1600. ineunte.
6. P. Joannes Gilsius Hollandus, non diu: nam successor
7. P. Conradus Ratingius Arnemensis iam fuit 1600. 5. Octobris. Obiit 1602., die 20. Decembris, Physicae professor, uti habet Lib. a(rtium).
8. P. Matthaeus Schrick Aquisgranensis usque ad 5. Dec. 1604., quo ad rectoratum Aquisgr. collegii abiit.
9. P. Gualterus Zevener Embricensis obiit regens 1607. ante 30. Augusti.
10. P. Everardus Brouwerus Arnemensis usque ad 18. Novemb. 1610.
11. P. Petrus Rosenbaum Novesiensis usque 13. Oct. 1613.
12. P. Stephanus Ruidius Andernacensis a 4. Januarii 1614., 3 mensibus.
13. P. Joannes Kesselius Graviensis ad 4. Dec. 1618.
14. P. Petrus Ruidius, Stephani frater, vix ultra annum.
15. P. Goswinus Nickel Juliacensis ex Coslar, 1620. sub nono Martii.
16. P. Erasmus Geldropius Brabantus 1621. ineunte Septembri.
17. P. Joannes Elberti Anholdiensis a 14. Maii 1625.
18. P. Adamus Kasen Traiectensis ab 1626. pridie S(anctorum) Omnium 21 annis prope continuis, et post rectoratum Dusseldorpiensis collegii adhuc 2 annis amplius; obiit in rectoratu Coloniensi 1653. 1. Julii. Vir longe optime de gymnasio meritus. R. in P.
19. 1648—50 P. Arnoldus Mylius regens, Coloniensis, natus 16. Nov. 1610, ingressus Societatem 9. April. 1628; mortuus Coloniae 17. Nov. 1680.
20. 1655—57 P. Winandus Weidenfeld, Betburg., natus 10. Julii 1610, ingressus 22. Mart. 1627, mortuus Treveris 8. Junii 1685.
21. 1658—60 P. Joannes Egmont, Coloniensis, natus 29. Nov. 1620, ingressus 20. Oct. 1640, mortuus 28. Mart. 1680.
22. 1661—65 P. Bernardus Habbel, Affelensis (Dioec. Colon.), natus 11. Maii 1607, ingressus 11. Oct. 1623, mortuus 2. Junii 1675 Coloniae.
23. 1666—68 P. Arnoldus Mylius ut supra.
    1669—73 deficiunt Catalogi.
24. 1674—75 P. Bernardus Habbel ut supra.
25. 1676 P. Nicolaus Elffen, Trarbach. ad Mosell. natus 2. Junii 1626, ingressus 13. Julii 1644, mortuus Colon. 14. Dec. 1706.

26. 1677—1680 P. Arnoldus Mylius ut supra.
1681—82 deficiunt Catalogi.
27. 1683—89 P. Simon Derckum, Vernich. (duc. Juliac.) natus 12. Sept. 1622, ingressus 17. Oct. 1642, mortuus 28. Apr. 1695.[1])
28. 1690—93 P. Petrus Herwartz, Aquisgran., natus 28. Aug. 1628, ingressus 30. Apr. 1647, mortuus 4. Febr. 1696 Coloniae.
29. 1694—1702 P. Henricus Cuperus, Juliae natus 30. Apr. 1629, ingressus 11. Apr. 1649, mortuus Coloniae 21. Nov. 1702.
30. 1704—13 P. Paulus Aler S. Veit. natus 11. Nov. 1654, ingressus 6. Nov. 1676, mortuus Marcoduri 2. Maii 1727.
31. 1715 P. Petrus Dham, S. Veit. natus 27. Oct. 1643, ingressus 21. Oct. 1661, mortuus 30. Apr. 1715 Coloniae.
32. 1716—17 P. Henricus Heinsberg, Colon. natus Febr. 1673, ingressus 16. Junii 1690, mortuus Colon. 17. Apr. 1717.
33. 1718—19 P. Gulielmus Penten, Traiecti ad Mos. natus 9. Aug. 1680, ingressus 31. Maii 1698, mortuus 17. Novbr. 1724.
34. 1720 P. Lambertus du Chasteau, Leodii natus 23. Jan. 1669, ingressus 13. Maii 1687, mortuus Colon. 22. Jan. 1740.
35. 1721—22 P. Henricus Frisch, Colon. natus 1. Oct. 1664, ingressus 11. Maii 1683, mortuus Confluentiae 25. Apr. 1732.
36. 1723 P. Nicolaus Mocking, Herenberg. (Geldriae) natus 14. Maii 1659, ingressus 2. Maii 1679, mortuus 29. Mart. 1723 Colon.
37. 1724—25 P. Gulielmus Penten ut supra.
38. 1726—35 P. Henricus Venedien, Calcar. natus 28. Oct. 1668, ingressus 13. Nov. 1689, mortuus Colon. 5. Mart. 1735.
39. 1736 P. Daniel Ramus, Drontheim. Norvegiae natus Julio 1685, ingressus 2. Dec. 1709, mortuus Col. 14. Oct. 1761.
40. 1736—59 P. Josephus Hartzheim, Colon. natus 11. Jan. 1694, ingressus 3. Maii 1712, mortuus Colon. 17. Jan. 1763.
41. 1760—62 P. Adolfus Schmitz, Zeit. ducat. Montens. natus 5. Apr. 1714, ingressus 20. Oct. 1732, mortuus Colon. 28. Maii 1762.
42. 1763—67 P. Petrus Salm, Colon. natus 19. Martii 1704, ingressus 22. Oct. 1721, mortuus Colon. 1. Junii 1767.
43. 1768—73 P. Henricus Frings, Erstdorf. duc. Juliac. natus 27. Sept. 1718, ingressus 21. Oct. 1737, mortuus ?

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens wurde der Unterricht am Gymnasium Tricoronatum dadurch aufrecht erhalten, daß die Lehrer den Charakter von Weltgeistlichen annahmen.

[1]) Regens bis 25. Februar 1689, wo er Rektor und Novizenmeister in Trier wurde.

Zum Regens wurde nach einer Aufzeichnung bei v. Bianco I S. 594 Anm. bestellt der bisherige P. Provinzial

44. Hieronymus von Wymar, einem Kölner Patriziergeschlechte entstammend (vgl. A. Fahne, Geschichte der Kölnischen Geschlechter I S. 462 f.). Durch Wahl der Professoren ging diese Würde 1780 über auf

45. Johann Matthias Carrich, geb. 1735 zu Ehrenbreitstein, vorgebildet am Jesuitenkollegium zu Coblenz, daselbst in den Orden eingetreten am 27. Mai 1755, nach zweijährigem Noviziat Lehrer der Humaniora in Ravenstein, zum Priester geweiht am 14. September 1760 in Köln, 1760—62 Lehrer der Logik und Physik in Münster, 1762—63 Professor der Logik an der Universität Paderborn und nach Verlegung derselben 1763—69 Professor der Exegese, der hebräischen Sprache und Dogmatik in Köln. Nachdem er hier zum Dr. theol. promoviert war, trug er an der Universität Dogmatik, Moral und Kirchengeschichte, am Gymnasium Tricoronatum Hebräisch und Rhetorik vor. Das Amt des Regens verwaltete er 1780—98 mit großem Ruhme und war gleichzeitig 1788—93 Rektor der Kölner Universität. Er starb am 21. Oktober 1813 zu Köln.

Nachdem unsere Stadt durch den Frieden von Campo Formio der französischen Republik einverleibt war, erfolgte unterm 9. Floréal VI (28. April 1798) die Aufhebung der Universität und der drei Gymnasien. An die Stelle sämtlicher frühern höhern Lehranstalten trat die Zentralschule des Roer-Departements unter Leitung des letzten Rektors der Universität

46 Paul Best. Geboren zu Köln 1752, widmete er sich dem Studium der Medizin an den Universitäten Köln und Wien, beschäftigte sich aber auch angelegentlich mit Sprachen, Geschichte und Philosophie. An der Kölner Universität war er von 1786 Professor der Anatomie und Physiologie und vom 4. Nivôse bis 9. Floréal VI (24. Dezember 1797 bis 28. April 1798) Rektor, wirkte dann an der Zentralschule als Professor der Klinik bis zu deren Auflösung, war zugleich Oberarzt des hiesigen allgemeinen Krankenhauses und Mitglied des Jury Médical des Roer-Departements. Er starb am 5. Februar 1806.

Die napoleonische Unterrichtsreform setzte an der Stelle der ihrem Zwecke nicht entsprechenden Zentralschule 1803 und 1804 zwei Sekundärschulen, eine des ersten (niedern) Grades im ehemaligen Laurentianergymnasium, eine des zweiten (höhern) Grades im früheren Jesuiten-Kollegium. Letztere be-

stand bis zum Untergang der französischen Herrschaft unter der Direktion von

47. von Heinsberg (Vorname nicht festzustellen), der jedoch nicht dem Lehrerkollegium angehörte. Er hat sich als Mitglied der Commission administrative bedeutende Verdienste um die Rettung der Schulfonds erworben.

Gleich nach der Besetzung Kölns durch die Verbündeten am 14. Januar 1814 begann die Umgestaltung des hiesigen höheren Schulwesens. Am 24. April 1815 wurde „das Kölnische Gymnasium" mit vier Klassen in den Räumen der ehemaligen Jesuiten eröffnet, dem als Vorbereitungsanstalten „das Jesuitenkollegium" im Jesuiten- und das „Karmeliter-Kollegium" im Karmeliterkloster, jedes mit drei Klassen, angegliedert waren. Alle drei Anstalten unterstanden der Oberleitung des Direktors des Kölnischen Gymnasiums. Das Karmeliter-Kollegium wurde 1820 selbständig und entwickelte sich 1825 zum Karmeliter-Gymnasium, dem heutigen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. Die wachsende Schülerzahl der seit 1830 „das katholische Gymnasium" benannten Lehranstalt führte 1860 zur Gründung des Gymnasiums an der Apostelkirche, 1868 zu der eines katholischen Progymnasiums, des heutigen Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums, aus den Mitteln unserer Anstalt, die seit 1860 „das kgl. katholische Gymnasium an Marzellen" (d. i. an der Marzellenstraße) heißt.

Das Gymnasium leiteten seit 1815 die Direktoren:

48. Franz Joseph Seber, geboren am 4. Januar 1777 zu Waldthurn in Baden, machte seine Studien am Gymnasium zu Miltenberg und an der Universität Würzburg, wurde Priester und Doktor der Philosophie und Theologie, 1806 Konrektor an dem Gymnasium zu Aschaffenburg, 1815 auf Empfehlung des Kurators der Würzburger Universität Direktor des Gymnasiums in Köln. Nach Errichtung der Universität Bonn wurde er im Frühjahr 1819 in die dortige katholisch-theologische Fakultät als ordentlicher Professor der Dogmatik und Moral berufen. Im Herbst 1825 nahm er einen Ruf als Professor der Philosophie an das von der niederländischen Regierung errichtete Collegium zu Löwen an. Dort starb er am 5. August 1827.

49. Adolf Rudolf Joseph Heuser, Dr. phil. und Lic. theol., geboren zu Sinzenich am 29. Januar 1760, vorgebildet am Laurentianer-Gymnasium und an der Universität Köln, zum Priester geweiht am 21. März 1785, war seit 1780 als Professor

der alten Sprachen und der Rhetorik am Laurentianer-Gymnasium tätig, wurde 1803 Professor der griechischen Sprache an der Sekundärschule, 1806 Professor der klassischen Literatur, der Logik und Geschichte der Philosophie an der Sekundärschule zweiten Grades. Bei der Eröffnung des preußischen Gymnasiums 1815 trat er in dessen Lehrerkollegium ein, wurde am 24. August 1819 Direktor und starb am 25. Juni 1823 in Langenschwalbach, wo er Heilung von einem schweren Leiden suchte.

50. Eugen Jacob Maria Birnbaum, geboren zu Bamberg am 28. März 1788, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und die Universität München zum Studium der klassischen Philologie. Die Staatsprüfung bestand er in einer so glänzenden Weise, daß ihm die Kgl. Bayrische Regierung die Wahl ließ, ob er sogleich angestellt werden oder zu weiterer Ausbildung auf Staatskosten eine auswärtige Universität besuchen wolle. Er wählte das letztere und besuchte mit dem Jahre 1810 die Universität Heidelberg. Im Jahre 1812 wurde er als Gymnasiallehrer in Regensburg angestellt, folgte 1818 einem Rufe als erster Oberlehrer am Gymnasium zu Trier und wurde am 1. April 1824 Direktor unseres Gymnasiums. Er starb am 3. März 1854.

Dr. phil. h. c. Philipp Jakob Ditges.

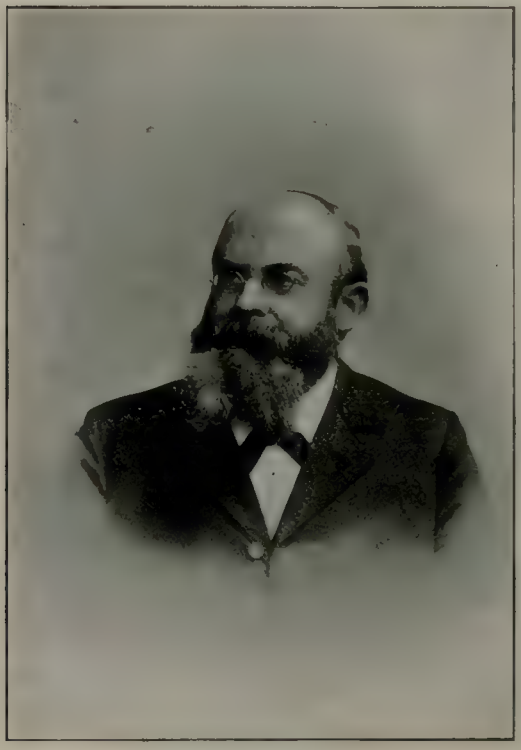
51. Philipp Jakob Ditges, Dr. phil. h. c., geb. zu Neuß am 3. April 1810, machte seine Gymnasialstudien in Aachen, bestand dort die Reifeprüfung Ostern 1830 und studierte drei Jahre

klassische Philologie an der Universität Bonn. Nachdem er am (Kaiser Karls-) Gymnasium in Aachen sein Probejahr durchgemacht hatte, wurde er Ostern 1834 als ordentlicher Lehrer an das Kollegium in Neuß, Herbst 1841 als Oberlehrer an das Gymnasium zu Coblenz, Herbst 1845 in derselben Eigenschaft an das (Kaiser Karls-) Gymnasium in Aachen berufen. Herbst 1849 übertrug ihm das Vertrauen der Behörde die Direktion des Gymnasiums zu Emmerich, Ostern 1853 die des Gymnasiums zu Münster i. W., endlich Ostern 1856 die des Marzellengymnasiums in Köln, die er bis zum 1. April 1884 mit großem Erfolge führte. Er starb zu Köln am 3 Februar 1899.

Heinrich Milz.

52. Heinrich Milz, geboren am 12. Februar 1830 zu Trier, bestand die Reifeprüfung am Gymnasium seiner Vaterstadt Herbst 1849 und besuchte dann mehrere Semester die philosophischen und theologischen Vorlesungen im dortigen Priesterseminar. Nach glücklicher Heilung von einer längeren Krankheit widmete er sich seit Ostern 1852 dem Studium der Philologie und Geschichte an der Universität Bonn, bestand dort im Herbste 1855 die Lehramtsprüfung und wurde auf Grund einer gekrönten Preisschrift zum Doktor der Philosophie promoviert. Während der Ableistung des Probejahres versah er zugleich eine wissenschaftliche Hilfslehrerstelle zu Deutsch-Crone in Westpreußen, war von Herbst 1856 bis Ostern 1858 kommissarischer Lehrer am

Marzellengymnasium in Köln, wurde darauf an das (Kaiser Karls-) Gymnasium in Aachen berufen und dort am 1. Januar 1859 fest angestellt. 26 Jahre lang war er an dieser Anstalt tätig, wurde am 1. Oktober 1874 zum Oberlehrer und am 29. November 1876 zum Professor ernannt. Am 15. April 1884 wurde ihm die Leitung des Marzellengymnasiums anvertraut, dem er bis Ostern 1901 vorstand. Er starb am 27. Mai 1909 in Bonn.



Martin Wetzel.

53. Martin Wetzel, geboren am 8. Dezember 1851 zu Dingelstädt im Eichsfelde, besuchte das Gymnasium zu Heiligenstadt, studierte in Würzburg, Münster und Göttingen, wurde 1877 Dr. phil., Herbst 1879 ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Warburg, 1882 in gleicher Eigenschaft nach Paderborn berufen, am 1. Oktober 1889 Oberlehrer, am 19. Dezember 1896 Professor. Am 1. Juli 1897 übernahm er die Direktion des Kgl. Gymnasiums zu Braunsberg in Ostpreußen, von wo er am 1. April 1901 an unsere Anstalt versetzt wurde. Schon im Januar 1902 erkrankte er an einem schweren Leiden und verschied am 16. September 1902 zu Köln.

54. Georg Wesener, geboren den 5. Juni 1847 zu Culm in Westpreußen, besuchte das Kgl. Gymnasium zu Coblenz und das Kurfürstl. Gymnasium zu Fulda, verließ Ostern 1866 das Herzogl. Gymnasium zu Hadamar mit dem Zeugnis der Reife und studierte an den Universitäten zu Bonn, München und

Berlin Geschichte und Philologie. Nachdem er im März 1870 zum Doktor der Philosophie promoviert worden war, trat er im Juli als Freiwilliger beim Hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80 ein, bei dem er seit Oktober den Feldzug in Frankreich mitmachte. Dann legte er am Kgl. Gymnasium zu Hadamar das Probejahr ab, bestand im Mai 1873 zu Bonn die Staatsprüfung, wurde dem Kgl. Gymnasium zu Wiesbaden als Hilfslehrer überwiesen und am 1. Januar 1875 als ordentlicher Gymnasiallehrer angestellt. Am 1. April 1889 erhielt er eine etatsmäßige Oberlehrerstelle am Gymnasium zu Fulda, dessen Leitung ihm übertragen wurde, nachdem er am 24. Januar 1897 zum Kgl. Gymnasialdirektor ernannt worden war. Vorher hatte er den Charakter als Professor erhalten und $1\,^1/_2$ Jahr lang die Direktionsgeschäfte als stellvertretender Direktor geführt. Am 5. Januar 1903 wurde er von Fulda an das Marzellengymnasium in Köln versetzt und am 29. April feierlich in sein neues Amt eingeführt.

Georg Wesener.

Jacobus Leichius und Justus Velsius.

Von Prof. Dr. Jos. Klinkenberg.

Die gewaltige geistige Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts zugunsten der Wiederbelebung des klassischen Altertums, der man den Namen des Humanismus beizulegen pflegt, vermochte trotz einzelner Anläufe lange Zeit auf den Unterrichtsbetrieb an der Universität Köln keinen wirksamen Einfluß auszuüben. Während in Löwen schon seit 1518, in Paris seit 1529 das studium trilingue, d. h. der wissenschaftliche Betrieb der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache in den Universitätskollegien eingeführt war, wandelte man in Köln noch immer in den alten Bahnen, teils aus Abneigung gegen die neue, vielen Vertretern der Orthodoxie verdächtige Studienrichtung, teils aus Mangel an Mitteln zur Besoldung humanistisch gebildeter Professoren. Hinzu kam, daß die vorhandenen, wenig bedeutenden Lehrkräfte immer mehr in ihrem Eifer erlahmten und entweder die mit der Erlangung einer Universitätspräbende verbundene Verpflichtung zur Unterweisung der Studierenden ganz außer Acht ließen oder einen jungen Dozenten gegen geringe Remuneration als Stellvertreter bestellten. So verödete die einst so blühende Kölner Hochschule immer mehr. Da griff endlich der Rat tatkräftig ein: seit dem Jahre 1545 waren seine Bemühungen unausgesetzt darauf gerichtet, den Papst zur Gewährung neuer Universitätspräbenden zu veranlassen, die Pfründeninhaber zur Erfüllung ihrer Pflicht oder zur Zahlung der Kosten für die Dotierung neuer Lehrstellen zu bestimmen und eine zeitgemäße Studienreform herbeizuführen. Auf eigene Kosten berief er 1550 neben sechs theologischen, ebensovielen juristischen und zwei medizinischen Professoren drei anerkannt tüchtige Humanisten als Lehrer der Sprachen, und ein begeisterter Aufruf an die Studentenschaft wies auf den Aufschwung der Hochschule, ihre ausgezeichneten Lehrkräfte, ihre reichen Geldmittel und die Annehmlichkeiten ihrer örtlichen Verhältnisse hin. Die neuen Universitätslehrer waren Dr. Justus Velsius aus dem Haag, Professor der beiden klassischen Sprachen, Magister Gerardus Matthisius aus Geldern für das Griechische und Magister Jacobus Leichius aus Cochem an der Mosel für das Lateinische; hinzu kam mit dem 16. Juli 1552 der getaufte Jude Johannes Isaac aus Wetzlar für das Hebräische. Unter ihnen erregen Jacobus Leichius und Justus Velsius unser be-

sonderes Interesse, da sie neben ihrer Stellung als Universitätslehrer auch an der Entwicklung der Kukanerburse, der Vorläuferin unseres Marzellengymnasiums, einen hochbedeutsamen Anteil haben.

In der Kölner Universitätsmatrikel (IV fol. 1650) liest man zum 7. Mai 1543 den Eintrag: „Jacobus Cochemensis de Vlisch ad artes iuravit et solvit". Diese Worte können sich nur auf die Immatrikulation des Jacobus Leichius beziehen, dessen Familienname auf leicht erklärbare Weise verderbt ist. Er hieß JAKOB VON LISCH, und an seine frühere Heimat erinnert noch heute die Lescher Linde und der Lescher Hof südwestlich von Cochem. Wenn wir annehmen, daß er bei seiner Immatrikulation in die Artistenfakultät das damalige Durchschnittsalter von 15—16 Jahren hatte, so war er um 1527 geboren. Wo er seine Vorbildung für die höheren Studien genossen hat, steht im einzelnen nicht fest; sicher ist nur, daß er während des letzten Jahres einer Kölner Burse, vermutlich dem Cucanum, als Scholar angehörte. Möglicherweise hat er aber auch schon früher in Köln seine Studien gemacht. Es bestand nämlich damals die häufig gerügte Unsitte, daß die Studierenden, um die Kosten von zwölf Albus zu sparen, die Immatrikulation statt bei ihrem Eintritte in die Burse oder das Gymnasium, erst kurze Zeit vor der Meldung zur Baccalaureatsprüfung bewirkten, für die die Immatrikulation Voraussetzung war. Die Baccalaureatsprüfung fand zweimal im Jahre, zu Christi Himmelfahrt und Allerheiligen, statt. Zur Abhaltung derselben wurden jedesmal durch den Rat der Fakultät unter dem Vorsitze des Dekans fünf Examinatoren gewählt. Die Regenten der Gymnasien präsentierten die Prüflinge dem Dekan, nachdem sie sich vorher von ihren Kenntnissen überzeugt hatten, und diese mußten beschwören, daß sie zwei Jahre dem Studium der schönen Wissenschaften obgelegen und die vorgeschriebenen philosophischen und rhetorischen Lehrkurse und Disputationen mitgemacht hatten. Leichius bestand die Prüfung am Himmelfahrtstermin 1544 und errang unterm 30. Mai die Würde eines Baccalaureus (admissus ad baccalaureatum). Der Zeitpunkt seiner feierlichen Promotion (determinatio) ist nicht überliefert. Der Baccalaureus setzte seine philosophischen Studien noch ein bis zwei Jahre fort, um dann am Blasiustag (3. Febr.) vom Regenten seines Gymnasiums zum Tentamen pro gradu licentiae präsentiert zu werden. Auch diese Prüfung wurde von fünf eigens dazu bestellten Magistern, den sogenannten Tentatores, vorgenommen. Diejenigen, die bestanden, wurden dem Vizekanzler der Universität,

meist einem Professor der Theologie oder des kanonischen Rechtes, präsentiert, der durch vier von ihm bestellte Examinatores eine weitere Prüfung der Kandidaten vornehmen ließ, die freilich damals eine reine Formsache gewesen zu sein scheint. Auf Grund derselben promovierte sie dann der Vizekanzler zu Lizentiaten, d. h. sie bekamen die Lizenz, in der artistischen Fakultät als Lehrer aufzutreten. Den Rang eines Lizentiaten erhielt Leichius nach den Aufzeichnungen des Dekanatsbuches im Jahre 1546. Er nahm nun seine Lehrtätigkeit am Cucanum auf, erwarb durch die sog. Inceptio den Magistertitel und beantragte nach zwei weitern Lehr- und Lernjahren unterm 22. Dezember 1548 seine Aufnahme in den Rat der Fakultät. Diese wurde ihm auch unter dem 11. April 1549 gewährt, aber, wie es scheint, nur bedingungsweise. Zur Rezeption war nämlich die Zahlung von Gebühren und die Ableistung eines Eides auf die Fakultätsstatuten erforderlich. Letztere, die dem Akte erst seine Rechtskraft verlieh, wurde häufig verschoben, bis die Gebühren erlegt waren. Auch Leichius befand sich wohl in dieser Lage, da er bei seiner Baccalaureatsprüfung wenigstens unter den Unbegüterten (pauperes) aufgeführt wird. Das sollte für ihn in Verbindung mit andern Verwicklungen eine Quelle großer Verdrießlichkeiten werden.

Die wissenschaftliche und pädagogische Tüchtigkeit des jungen Magisters an der Kukanerburse erregte bald Aufsehen, und Leute von Urteil glaubten in ihm den geeigneten Mann zu erkennen, um an der Reform der tief gesunkenen Universität tatkräftig mitzuwirken. Der Rat übertrug ihm eine der neu gegründeten Professuren an der artistischen Fakultät, und kaum ein Jahr später wurde er auch mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, die Kukanerburse zu neuem Leben zu erwecken. Diese war nämlich durch den unsittlichen Lebenswandel ihres Leiters stark in Verfall geraten und drohte ganz einzugehen, als nach dem Tode des Hauseigentümers der Erbe den Mietvertrag kündigte. Der Administrator der Burse, Gottfried Wilich, Dechant des Stiftes St. Aposteln, ersah sich zum neuen Regenten der Anstalt unsern Leichius. Anfangs sträubte sich dieser heftig gegen die Übernahme des beschwerlichen Amtes; erst den vereinten Bemühungen des Professors der Rechtswissenschaft Conrad Betzdorp, der Universitätsprovisoren und der Bürgermeister, von denen HERMANN SUDERMANN trotz seines Mangels an klassischer Bildung ein ganz besonderer Förderer der humanistischen Studien war, gelang es, ihn umzustimmen. Der Rat kaufte im März 1552 zur Unterbringung des neuen Kollegs

das den Vorkindern des Johann von Holtz gehörige Haus auf der Maximinenstraße, ließ in demselben die nötigen baulichen Änderungen vornehmen, übergab es dem Rektor gegen einen jährlichen Mietzins von dreißig Goldgulden und nannte die Burse von dem an ihr angebrachten kölnischen Stadtwappen mit den drei Kronen Nova Tricoronata. So wurde aus einem Privatunternehmen eine akademische Anstalt, deren äußern und innern Ausbau der Rat selbst sich angelegen sein ließ. In dem Protokoll vom 4. April wird nämlich den „provisorn mit rath der rechtsgelerten befohlen, eine gute ordnung zu machen, was und welcher gestalt die lectiones gehalten werden sollen". Leichius, den man selbstverständlich mit der Lösung dieser Aufgabe betraute, entwickelte sein Programm in mehreren Plakaten, die er um Ostern 1552 an den Türen der benachbarten Kirchen anschlagen und nach auswärts versenden ließ. In denselben fehlte es nicht an heftigen Ausfällen gegen den bisherigen Studienbetrieb an der artistischen Fakultät. Diese fand bald eine Gelegenheit, Leichius ihren Zorn fühlen zu lassen.

Am Tage nach Christi Himmelfahrt hatte der Dekan in gewohnter Weise die Magister zur Wahl der Baccalaureats-Examinatoren berufen. Da sich in der Versammlung kein Rezipierter aus der Kukanerburse fand, der das Amt eines Präsentators hätte führen können, so verschob der Dekan die Wahlhandlung auf den folgenden Tag ohne Rücksicht auf Leichius, der als Regent des Cucanums die Rolle des Präsentators für sich in Anspruch genommen hatte. Ja, man erörterte sogar die Frage, ob Leichius mit Rücksicht auf die scharfe Kritik, die er an der Fakultät geübt habe, überhaupt rezipiert werden dürfe. Die zahlreicher besuchte Fakultätsversammlung des folgenden Tages mißbilligte zwar das Vorgehen des Leichius, genehmigte jedoch auf die Fürsprache seines Gönners Wilich, der den Inhalt der Anschläge möglichst günstig zu deuten wußte, seine Rezeption unter der Bedingung, daß er sich in allen Stücken den übrigen Gymnasien anpasse, die Statuten der Vorfahren gewissenhaft beobachte und bei einem Streite zwischen ihm und einem Fakultätsmitgliede nie an den Rat appelliere, sondern immer sich dem Urteil der Fakultät oder doch wenigstens der Universität füge. Leichius gab die Erklärung ab, daß ihm jede Beleidigung der Fakultät ferngelegen habe und daß er auch nicht einen Finger breit von ihren Satzungen abweichen wolle. Darauf leistete er in Gegenwart der ganzen Fakultät einen feierlichen Eid, und nun erfolgte seine abermalige Rezeption und Ernennung zum Examinator, nicht ohne Androhung des Verlustes sämtlicher

Vorteile und Einkünfte, wenn er sein Versprechen in irgend einem Stücke nicht halten würde.

Die Eröffnung des neuen Gymnasiums fand dem Namen nach zu Ostern 1552, in Wirklichkeit erst zu Pfingsten statt, und der Unterricht nahm mit dem Dreifaltigkeitssonntage seinen Anfang. Aber selbst gegen Ende November waren die Bau- und Zimmerarbeiten noch nicht fertig. Die Anstalt sollte sich nach der Willensmeinung des Rates dadurch von ihren Schwesteranstalten unterscheiden, daß in ihr nicht bloß die sog. studia maiora, d. h. Dialektik, Rhetorik und Physik gepflegt, sondern auch die sog. studia minora, d. h. die lateinische und griechische Grammatik, deren Betrieb sonst den Partikulärschulen zufiel, daselbst eine Heimstätte finden und in organischen Zusammenhang mit den eigentlichen akademischen Studien treten sollten. Als Lehrer, die mit Leichius an der Lösung dieser Aufgabe wirkten, erscheinen in einem später zu erwähnenden, noch nicht veröffentlichten Aktenstücke die Magister mit den zum Teil stark verderbten Namen Henricus, pet Veri, Godt und Hermans, von denen die drei ersten wohl Henricus Kempensis, Peregrinus Wylich und Godefredus Wylych sind, ferner Franciscus, unter dem zweifelsohne der Jesuit Franz Coster zu verstehen ist, der spätere Regens des Tricoronatum, Magister Joannes Reidt und Magister Joannes Ossenbrenus, aller Wahrscheinlichkeit nach der auch anderweit als Lehrer am Cucanum bekannte Joannes Osnabrugensis. Den maßgebendsten Einfluß aber hat nicht bloß auf die Studienrichtung der Anstalt, sondern auch auf die religiöse Gesinnung und Haltung ihres Leiters ausgeübt Justus Velsius.

Jost Welsens, gebürtig aus dem Haag, erwarb sich 1538 in Bologna den Rang eines „Doctor artium et medicinarum“. Von den naturwissenschaftlichen Studien, denen er mit großem Erfolge obgelegen hatte, wandte er sich später in seiner Heimat wieder humanistischen zu, bewarb sich 1541 in Löwen um die Professur des Petrus Nannius am Collegium trilingue und errang durch seine dortigen Vorlesungen den Ruf großer Gelehrsamkeit. Geusius nennt ihn in einem Briefe an Masius (LOSSEN, Briefe von Andr. Masius S. 15) einen Mann von tüchtigen Kenntnissen im Griechischen und Lateinischen und von wunderbarer Beredsamkeit, einen scharfsinnigen Philosophen und guten Mathematiker. Im Jahre 1550 erschien er, begleitet von einer großen Zahl von Studenten, in Köln, vermutlich weil ihn seine religiösen Anschauungen in Löwen unmöglich gemacht hatten, mit der Absicht, wieder nach Bologna

zu ziehen. Der Rat benutzte die günstige Gelegenheit, den hervorragenden Gelehrten für die Kölner Universität als Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu gewinnen, bot ihm für das erste Jahr hundert Pagamentsgulden oder fünfzig Taler, ein Kerb Wein und ein Kleid und erklärte sich bereit, mit ihm über weitere Kondition zu verhandeln, wenn durch seinen Fleiß das

Justus Velsius Philosophus.

1556.

Justus Haganus ist von jugent auff durch sein glückselig ingenium der geschwifft obgelegen / auch die fundament der spraachen vñ freyen künst dermassen begriffen / das er seine gesellen bald weit vbertroffen. Nach diesem begab er sich auff mancherley hohe Schul / vñ studieret mit grossem fleiß in der Philosophey / das er auch den fürnemsten Philosophis in Teutscher Nation zu vergleichen. Hiemit übet er sich auch in der Medicin vnd Theologey / also das er zu Cöln vnder die Professores angenomen. Weil er sich aber in Theologia mit anderen nit vertragen / kame er vō Cöln hinweg / zoge hin vnd wider durch Teutscheland / vnd hielte zu Franckfurt mit Johanne Caluino dem grossen Theologo vō Genff ein offentliche disputatz / von dē freyen willen vnd anderē puncten Christenlicher lehr. Er hat auch ein zeitlang mit sonderbarer meßigkeit zu Basel gewonet / vnd sein lehr begeret außzuspreitten. Er warde aber auch abgefertiget / zoge in Sachsen / vnd warde durch sein scharpffen verstand mengklichem bekandt. Er hat ein Oratiō gemachet / das ein Medicus solle in vielen künsten wol erfarē sein. Nach diesem hat er Hyppocratis buch von den treümen außgelegt: also auch sein gloß in Aristotelis buch der tugenten / vnd in Ceberis taflen gestellet / darzu etwas auß Galeno von dem Griechischē in das Latein vertolmetschet. Auff solliches kame er in Frießland / vnd wonet zu Gruningen / da er dann auff heütigen tag vnder gelehrten leüten in grossem ansehen. Con. Gels.

Bild und Lebensbeschreibung des J. Velsius aus Heinr. Pantaleon, Teutscher Nation Heldenbuch III, Basel 1570, S. 400.

Studium und die Universität zunehmen würde. Velsius ging auf das Anerbieten ein und wurde unterm 16. Juni 1550 in die Matrikel eingetragen. Auf seinen Antrag erhöhte ihm der Rat im folgenden Jahre seine Barbezüge auf 150 Taler, während Velsius sich verpflichten mußte, vor Ablauf von 5—6 Jahren Köln nicht zu verlassen.

Daß Velsius Lehrer an der Bursa trium coronarum gewesen sei, behauptet der Zeitgenosse Georg Braun in den Rapsodiae Colonienses (Stadtarchiv, Sammlung Alfter Bd. 44 S. 69); aus den Akten der Universität und der genannten Burse ergibt sich die Tatsache bis jetzt nicht. Jedenfalls hat Velsius von Anfang an zu Leichius in einem engen Freundschaftsverhältnis gestanden und

erscheint als die Seele der ganzen Studienreform. Über diese sind wir durch zwei Urkunden unterrichtet, die, soviel ich sehe, noch keine richtige Beurteilung gefunden haben. Die eine ist ohne Quellenangabe abgedruckt bei Ennen, Geschichte der Stadt Köln, IV S. 692 ff., geht aber ohne Zweifel auf ein Original des Kölner Stadtarchivs zurück. Sie trägt die Überschrift: „Ratio institutionis in nova bursa in platea s. Maximini per JODOCUM — offenbar Schreibfehler für JACOBUM — LEICHIUM et per JUSTUM VELSIUM" und erweist sich gleich aus den Eingangsworten als Skizze der am Tricoronatum einzuführenden neuen Lehrordnung, die eine umfassende Darstellung in einer Schrift des Justus Velsius finden solle. Diese scheint nicht herausgekommen zu sein. Allerdings findet sich unter den Schriften des Velsius eine, die man für sie halten könnte. Sie führt den Titel: „De artium liberalium et Philosophica praecepta tradendi explicandique recta ratione ac via in celeberrima Universitate Coloniensi CC. Coss. Provisorum et Amplissimi florentissimae Reip. Senatus autoritate, posthac servanda: a JUSTO VELSIO Hagano descripta et explicata. Coloniae apud Heredes Arnoldi Byrckmanni. Anno 1554". Indessen berührt sich das äußerst seltene Büchlein von nur 67 Seiten, das mir dank dem Entgegenkommen der Großherzoglich Hessischen Hofbibliothek zu Darmstadt zur Verfügung gestellt wurde, nur ganz entfernt mit der erwähnten Skizze, insofern im III. Kapitel (p. 23 sq.) ausgeführt wird, die richtige Methode des sprachlichen Unterrichtes bestehe darin, daß man im Griechischen und Hebräischen die Schüler zu einem auf solider grammatischer Grundlage beruhenden Verständnis der Schriftsteller führe, im Lateinischen sie außerdem aber auch zu gewandtem mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache anleite. Im Anfange des Kapitels aber wird auf eine Schrift über den Unterricht der Jugend in Grammatik und Sprachen hingewiesen, die M. Jakob Leichius, „vir pietatis nescio an eruditionis maioris" verfassen wolle. Auch diese ist, soviel ich sehe, nicht erschienen, nahe Beziehungen zu ihr aber hat die andere Urkunde über die Kölner Schulreform, die in den Annuae litterae collegii Societatis Jesu Coloniensis 1553—1660 (Stadtarchiv, Jesuiten-Akten 9) fol. 3 steht und sich nur in einer äußerst fehler- und lückenhaften Abschrift aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts erhalten hat. Sie ist überschrieben: „Ratio quaedam instituendi Iuventutem novi apud Coloniam Agrippinam Senatus collegii Nonas — d. i. entweder pridie Nonas oder Nonis — Decemb. 1552 mihi et Collegis a Primate et Dno nostro D. JACOBO LEICHIO proposita" und stellt sich als

Ansprache des Leichius an seine Kollegen über die Maßnahmen zur Durchführung der Unterrichtsreform dar. Das Schriftstück ist auch dem Joannes Rethius, der damals schon der Gesellschaft Jesu angehörte, vorgelegt, von ihm abgeschrieben und an den Gründer der Gesellschaft, Ignatius von Loyola, nach Rom gesandt worden. Somit enthält das erste der beiden Aktenstücke die prinzipielle Darstellung der neuen Lehrordnung am Tricoronatum nach ihrer praktischen und theoretischen Seite, das zweite die Anweisung zu einem gedeihlichen Unterrichtsbetrieb auf Grund der neuen Prinzipien.

Eine harmonische Ausbildung des Verstandes und Herzens — das ist, wie das Ideal des Humanismus überhaupt, so insbesondere auch das Ziel der beiden Kölner Schulreformer. Sie wollen die Jugend an feinere Sitten gewöhnen und sie zugleich in den Wissenschaften so weit fördern, daß sie ihre Gedanken logisch richtig und in gutem Latein zum Ausdruck bringen können. Als Endziel aller Studien betrachten sie, ähnlich wie der große Straßburger Pädagoge Sturm, die Begründung des Frommsinns und die Förderung des Wohles der Menschheit. „Nicht von Gewinnsucht angelockt" — so läßt Rethius den Leichius sagen — „bin ich hierher gekommen, sondern weil die Studien fromm sind: fromm wollen wir miteinander arbeiten, und Gott wird uns schon helfen." Den Aufschwung seiner Schule will er nach besten Kräften in die Wege leiten „ad Dei magnam gloriam et totius christianae rei publicae utilitatem", und Velsius verlangt von den Lehrern, daß sie Leute seien von idealer Gesinnung, die die allgemeine Wohlfahrt fördern wollen zur Ehre Gottes, zum Nutzen des ganzen Staates und zur Sicherung der Aussicht jedes einzelnen auf das ewige Heil.

Sind dies die idealen Grundgedanken der Kölner Schulreformer, so gilt es nunmehr, die Einrichtung der Schule im einzelnen kennen zu lernen, wie sie sich aus den vierzehn Kapiteln des ersten Hauptteils der Velsiusschen Schrift ergibt. Dem Verfasser gilt als einzig richtige Art, die artes liberales und die Philosophie zu lehren, die grammatisch-humanistische, die den Einklang zwischen dem Gymnasium und den höhern Fakultäten zu vermitteln geeignet ist. Die vier untern Klassen des achtklassigen Schulsystems befassen sich lediglich mit einer gründlichen Einführung in die Grammatik der beiden klassischen Sprachen, während den vier obern die Behandlung der klassischen Autoren, der Unterricht in Rhetorik und Dialektik, in den mathematischen Lehrfächern, d.h. der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, sowie im Hebräischen vorbehalten bleibt. Nach der Vorschrift des Erasmus wird der Unterricht in

den beiden klassischen Sprachen gleichzeitig aufgenommen. Die erste (unterste) Klasse erlernt morgens die lateinische Deklination, Komparation und Konjugation, nachmittags das Lesen des Griechischen; die zweite im Lateinischen die Geschlechtsregeln der Nomina und die unregelmäßigen Verba, im Griechischen die Deklination der Nomina und die Konjugation der Verba τυπτω, ποιέω und τιθημι. Beide Klassen haben täglich drei gemeinsame Stunden, von denen zwei zum Vergleich der Regeln der beiden Sprachen, eine zur Erlernung der Wortbedeutungen dient. Die dritte und vierte Klasse erledigen das gesamte grammatische Lehrpensum der beiden Sprachen und haben in ähnlicher Weise wie die erste und zweite drei gemeinsame Lektionen. Aufgabe der fünften Klasse ist neben der Wiederholung der Grammatik die Einführung in die Rhetorik (Schmuck der Darstellung) sowie die Anfangsgründe der hebräischen Sprache. Der sechsten Klasse fällt vornehmlich der Betrieb der mathematischen Wissenschaften, der siebenten die miteinander abwechselnde Erklärung griechischer und lateinischer Dichter, der achten die Erklärung eines Historikers, etwa Cäsar, nebst allgemeiner Wiederholung zu. Jeden Morgen um 7 Uhr hören die Schüler der drei obersten Klassen gemeinsam eine Vorlesung über den elementaren Teil der Dialektik des Aristoteles, die der obersten außerdem um 12 Uhr eine solche über die Partitiones oratoriae Ciceros. Nur die drei untersten Klassen sind ausschließlich auf den Unterricht im Gymnasium angewiesen; die fünf andern nehmen außerdem an den öffentlichen Vorlesungen über Sprachen und Philosophie teil, die an der Universität gehalten werden. Zur Erklärung sollen diejenigen Autoren ausgewählt werden, die die trefflichsten Beispiele zur Erläuterung der vorzutragenden Regeln bieten, am geeignetsten sind, Gewandtheit im Gebrauche der lateinischen Sprache zu vermitteln, und nichts enthalten, was religiös oder sittlich anstößig wäre. Nicht bloß Überflieger sollen als Schüler angenommen werden, sondern auch mittelmäßige Köpfe und überhaupt alle, die guten Willens sind, etwas zu lernen. Die Verteilung auf die einzelnen Klassen soll sich lediglich nach dem Wissen der Schüler und ihrem Alter richten. Jeder soll so lange in derselben Klasse bleiben, bis er sich das Lehrpensum vollständig angeeignet hat; auf diese Weise wird Gleichmäßigkeit der Kenntnisse in den einzelnen Klassen erzielt. Ganz besonders sind arme Schüler zu fördern, da die Erfahrung lehrt, daß aus ihnen so häufig große Männer hervorgegangen sind, sobald sich ein Wohltäter fand, der sich ihrer annahm. Bei der Anstellung von Lehrern soll nicht so sehr auf

wissenschaftliche Tüchtigkeit wie auf ideale Auffassung des Lehrerstandes gesehen werden. Sie sollen einträchtig und bescheiden sein und sich neben ihrer Gelehrsamkeit auch durch erprobte Lebensführung auszeichnen. Der Unterricht darf insbesondere die Gründlichkeit nicht vermissen lassen. Bei der Schriftstellerlektüre soll zuerst das Thema formuliert werden; daran schließt sich das Lesen der Stelle mit guter Aussprache und die Worterklärung, und zwar bei lateinischen Texten so, daß dunkle Wörter durch bekanntere ersetzt und auf Bedeutung und Gebrauch des einzelnen Wortes eingegangen wird, bei griechischen durch Übersetzung ins Lateinische; ferner die Etymologie und Konstruktion der einzelnen Wörter; sodann die Darlegung der Satzkonstruktion auf deutsch, endlich die Besprechung des Inhaltes, „soweit er auf Leben und Sitten Bezug hat". Jedes Semester steigen die Schüler in eine höhere Klasse auf. Zur Befestigung und Vertiefung der Lehrvorträge dienen die wöchentlich dreimal stattfindenden Disputierübungeu der untern Klassen über grammatische Fragen und die von den Schülern der obern Klassen außer den Disputierübungen wöchentlich einmal zu übernehmenden Deklamationen. Während des Tages — abgesehen von der Morgenfrühe und dem Abend — sind sämtliche Stunden bis auf zwei mit Lektionen oder gemeinsamen Repetitionen, letztere um 9 und 3 Uhr, besetzt; es muß aber auch noch Zeit gewonnen werden für private Wiederholungen beim Klassen- oder Hauslehrer. Ein Teil der Klassenlektüre ist zur Stärkung des Gedächtnisses auswendig zu lernen. Der Religionsunterricht muß der Fassungskraft der Schüler angepaßt und auf das Ziel der Studien, die Frömmigkeit, gerichtet sein. Die Staatsbehörden haben die Pflicht, das Schulwesen zu fördern und sich der Studierenden wie besonders der Rektoren wohlwollend anzunehmen; die Kosten, die sie dafür aufwenden, bringen ihnen großen Nutzen und hohen Ruhm. Endlich müssen die Eltern mit der Schule und den Lehrern Hand in Hand gehen.

An den besondern ersten Hauptteil des Buches schließt sich ein zweiter allgemeiner. Hier wird dargelegt, welchen Nutzen die Studierenden ziehen aus der Freundlichkeit der Behörden und Bürger, der günstigen Lage des Ortes, der glänzenden Lebenshaltung und der Pracht der Schulräume und Wohnungen. Sodann wird auf die großen Übel hingewiesen, welche die in den vergangenen Jahrhunderten geübte und auch jetzt noch nicht ausgestorbene falsche und verderbliche Art, die schönen Künste und die Philosophie zu betreiben, mit sich bringe, und ihr die

richtige, auf der Tugend beruhende Methode gegenübergestellt. Im Schlußabschnitt sollte dann analytisch das Wesen dieser besten Methode in allen ihren Teilen aufgedeckt und synthetisch die Durchführung derselben an den einzelnen Wissenszweigen, wie Dialektik, Rhetorik, Moral- und Naturphilosophie, Mathematik und Metaphysik klargemacht werden, so daß sie geeignet erscheine, einzuführen in die höchsten Probleme der spekulativen wie der realen Wissenschaften.

Die bis jetzt nicht veröffentlichte Lehranweisung des Leichius entzieht sich infolge ihrer äußerst mangelhaften Überlieferung einer vollständigen Ansschöpfung ihres Inhaltes; trotzdem kann man mit Sicherheit sagen, daß sie in untergeordneten Punkten von den Aufstellungen des Velsius abweicht. Der erste Teil enthält eine mit Beispielen erläuterte Anleitung zur Erteilung eines gründlichen lateinischen und griechischen Anfangsunterrichtes. Als Prinzip wird aufgestellt, daß am Morgen die Regeln, am Mittag die Anwendung derselben den Gegenstand des Unterrichtes bilden sollen. Morgens soll der Lehrer z. B. die lateinische Formenlehre und das griechische Alphabet, mittags ausgewählte Briefe Ciceros nach der Sammlung des Straßburger Schulrektors Joh. Sturm und das griechische Vater unser nach dem ebenfalls 1514 in Straßburg erschienenen Büchlein: Elementale Introductorium in Nominum et Verborum declinationes Graecas behandeln. Am Anfange der Stunde soll er kurz und klar das von ihm zu behandelnde Thema und dessen Teile angeben, dann die einzelnen Regeln oder Sätze auseinandersetzen und sich bei seinen Erklärungen der deutschen Sprache bedienen. Das wird insbesondere an einer Lektion über Wesen und Wert der lateinischen Grammatik und an der Besprechung des kleinen Briefes Cic. ad fam. XIV 22 gezeigt. Die drei Lectiones communes, die der Übung im Deklinieren und Konjugieren sowie der Wiederholung der Regeln und der Schriftstellerlektüre dienen, sollen morgens von 7—8, mittags von 1—2 und nachmittags von 4—5 Uhr liegen, die beiden ersten im Anschlusse an eine vorhergehende Unterrichtsstunde, die letzte als Abschluß des ganzen Tagewerkes. Die Lehrer der untern Klassen sollen sich häufig über die Unterrichtsmethode miteinander austauschen. Sie sollen weniger durch Strenge als vielmehr durch Weckung des Ehrgefühls und des gegenseitigen Wetteifers auf faule und widerspenstige Schüler wirken. Liebevolle Behandlung der Schüler soll ihnen deren Gegenliebe gewinnen, wissenschaftliche Tüchtigkeit, gereiftes Urteil und ehrbarer Lebenswandel ihre Autorität stützen. Im zweiten

Abschnitte der Rede kommt dann die Unterrichtsverteilung und die Lektüre zur Sprache. Aristoteles in der lateinischen Übersetzung des Benediktiners Joachim Perionius, Plutarchs Schrift de pueris instituendis, Ciceros Tuskulanen, Livius, Ovids Tristia und des Rudolf Agricola drei Bücher de inventione dialectica werden hier genannt. Schließlich mahnt Leichius seine Kollegen zu einträchtiger Arbeit an der Lösung ihrer „hochheiligen Aufgabe". Sie sollten ihn nicht im Stiche lassen, insbesondere erst nach vorausgegangener mehrmonatigen Kündigung ihre Stellung aufgeben; dann werde auch er ihnen seine Hilfe in allen Stücken angedeihen lassen.

So lückenhaft auch unsere Kenntnis der Studiumreform des Leichius ist, überall leuchtet doch der ernstliche Wille hervor, auf wissenschaftlichem wie auf pädagogischem Gebiete etwas Tüchtiges zu leisten. So kann es uns nicht wundern, wenn seine Bestrebungen allgemeinen Beifall fanden: beim Rate, der die Reform in die Wege geleitet hatte, bei der Bürgerschaft, die ihre Söhne in stets wachsender Zahl der Anstalt anvertraute, bei den Kollegen, die, soweit sie dem Jesuitenorden angehörten, geradezu ihr Studien- und Erziehungsideal in den Leichiusschen Maßnahmen verwirklicht sahen. Auch bewilligte der Rat dem Regenten zur Erweiterung der Anstalt unterm 11. April 1554 ein Darlehn von 100 Talern und verpflichtete die Studenten zur Zahlung von „Hausgeld", das für die reichern zwölf, für die ärmern sechs Albus jährlich betragen sollte. Aber die schönen Hoffnungen, die man für die Zukunft der neuen Schule und ihres Regenten zu hegen wohl berechtigt war, sollten sich nicht erfüllen.

Von vornherein fühlte sich Leichius, eine mehr auf das Theoretische als auf das Praktische gerichtete Natur, zu schwach für die schwere Bürde, die auf seine Schultern gelegt war, und er vermochte auch tatsächlich nicht, eine energische Disziplin durchzuführen. Sodann sahen die Regenten der andern Gymnasien mit Eifersucht das Anwachsen der Schülerzahl des Tricoronatum, die Kollegen des Leichius an der Universität die Verlegung des Schwerpunktes der artistischen Studien aus dieser in die Burse. Verhängnisvoll aber wurden für Leichius die Verwicklungen, in die er durch seine Freundschaft mit Velsius geriet. Während letzterer als Anhänger der neuen Lehre immer offener hervortrat, wußte er auch ersteren für seine Anschauungen mehr und mehr zu gewinnen. Die Wandlung spiegelt sich in höchst interessanter Weise in den Briefen wider, die zwischen P. Leonard Kessel,

dem Rektor der Jesuitenniederlassung in Köln, und seinen Ordensgenossen Rethius und Hemerolus in Rom gewechselt wurden. Im Jahre 1554 veröffentlichte Velsius seine Krisis, eine Streitschrift, in der er die wahre, christliche Philosophie der antichristlichen gegenüberstellte, zahlreiche Anspielungen auf die Sophismen der Theologieprofessoren machte und ein furchtbares Bild der Verheerung entwarf, der die Jugend an der Universität anheimfalle. Wie begreiflich, erregte das Buch bei den Kollegen des Velsius den heftigsten Unwillen, und gegen seinen Verfasser leiteten Kaiser, Erzbischof und Universität im Bunde miteinander die erforderlichen Schritte ein, um ihn von seinem Lehrstuhl zu verdrängen. Eine kräftige Stütze hatte Velsius anfangs am Rate, der nicht zugeben wollte, daß ein von ihm bezahlter Professor seines Amtes enthoben werde, ohne daß man dem Rate zur Prüfung der Sachlage und dem Angeklagten zu seiner Verteidigung Gelegenheit gebe. Trotzdem verhängte die Universität unterm 11. Dezember 1554 über Velsius die Ausschließung, und der Rat fühlte sich nicht stark genug, ihn zu halten. Es kam ihm daher sehr gelegen, als Velsius selbst im Januar 1555 seine Professur niederlegte. Aber nun entbrannte der Kampf erst recht. Velsius kündigte eine öffentliche theologische Vorlesung an und eiferte in seinen Schriften immer heftiger gegen die Universität, die kölnische Kirche, das Provinzialkonzil, den Cölibat der Priester und die Anbetung der Eucharistie. Nun erging an ihn zu wiederholten Malen die Aufforderung des Rates, die Stadt zu verlassen, ohne daß er ihr Folge leistete. Endlich mußte er sich zu Turm begeben, und das Inquisitionsverfahren wegen „der Schwärmerei des Wiedertaufs, der Sakramentirerei und anderer verdammter Sekten“ wurde gegen ihn eingeleitet. Schon schwebte Velsius in größter Lebensgefahr, da führten die Interzessionsschreiben, die mehrere Fürsten zu seinen Gunsten an den Rat richteten, und die Furcht vor dem starken Anhange, den er unter dem Volke hatte, eine mildere Wendung seines Schicksals herbei: nachdem Velsius sich am 19. Dezember 1555 schriftlich zur Augsburgischen Konfession bekannt hatte, wurde er von der Inquisition „als Ketzer, Blasphemator und des Aufruhrs Verdächtiger kondemniert und, damit der gelindeste Weg gegen ihn vorgenommen werde, der weltlichen Gewalt zur Proskribierung und Verweisung aus Stadt und Stift Köln überliefert“. Auch gegen dieses Urteil erhob Velsius Einspruch, und so brachte man ihn in der Nacht vom 26. auf den 27. März 1556 gewaltsam in einem Nachen über den Rhein auf bergisches Gebiet.

Um dieselbe Zeit, wo Velsius seine Krisis veröffentlichte, geriet auch sein Freund Leichius wegen seiner religiösen Anschauungen mit der Universität in Konflikt: er heiratete um Johannis 1554 und erschütterte durch diesen Schritt seine Stellung als Inhaber einer Universitätspräbende an St. Maria ad Gradus wie auch als Regens der Kukanerburse. Die Schülerzahl der letztern nahm allmählich ab, teils weil die Bürgerschaft an ihm irre wurde, teils weil seine alten Neider, die Regenten der beiden andern Gymnasien, die Gelegenheit benutzten, um im Trüben zu fischen. Indessen dauerte es ein volles Jahr, bis von seiten des Rates und der Universitätsprovisoren die Frage erwogen wurde, ob Leichius im Amte bleiben könne oder nicht. Einen akuten Charakter nahm diese erst bei der Dekanatswahl im März 1556 an, wo nach der üblichen Reihenfolge ein Mitglied der Domus Cucana zum Dekan erwählt werden sollte. Die Fakultät weigerte sich dessen, so lange ein Verheirateter an der Spitze des Gymnasiums stehe, und verlangte dringend von Leichius, daß er, seinem oft gegebenen Versprechen nachkommend, auf seine Stelle zugunsten seines Bruders Johannes oder eines andern Unverheirateten verzichten solle. Leichius dagegen betonte, seine Ehe sei weit besser als das sittenlose Junggesellenleben anderer, und er sei nicht weniger der Führung der Regentschaft wert als Leute, die sich mit Habsucht, Simonie und andern Lastern befleckt hätten; er werde sein Recht mit allen Mitteln verteidigen und nicht eher aus der Burse weichen, bis er vom Rate dazu genötigt werde.

Es war genau an dem Tage der Ausweisung des Velsius, als Leichius die angeführten Worte sprach. Mit rührender Treue trat er nunmehr für den Verbannten ein und ließ am Dom anschlagen, er wolle dessen Vorgehen öffentlich verteidigen. Das Verhalten des Leichius, das von manchen geradezu als Anzeichen von Geistesstörung betrachtet wurde, und die gänzliche Verödung der Burse veranlaßten nunmehr den Rat, unterm 16. Juni mit Leichius in Unterhandlung zu treten, damit er unter Nachlaß der Schuld von 100 Talern und mehrerer Jahre Mietzins die Burse räume. Nachdem er unterm 2. Oktober noch vier Monate Ausstand erhalten hatte, um sich eine neue Wohnung zu suchen, übergab er bald darauf dem neu gewählten Dekan der artistischen Fakultät die Akten der Burse und verzichtete auf sämtliche Rechte an dieselbe. Am 28. Januar 1557 verließ er das Haus und lebte bis zu seinem Tode als Privatlehrer in Köln, immer und immer wieder belästigt von Maßregelungen und Ausweisungsbefehlen des Rates, der nicht

dulden wollte, daß der Katholizismus durch Lehrer protestantischer Richtung gefährdet werde, anderseits aber auch den Verdiensten des ehemaligen Leiters seiner Burse zu viel Anerkennung zollte, als daß er den äußersten Schritt getan hätte. „Anno 1584 den 18. sept." — so erzählt uns das Buch Weinsberg III, S. 248 — „starb meister Jacobus Lichius, ein gutter grammaticus und lermeister uff S. Marvirnstrais (d. i. Machabäerstraße), vor burgers und fremder, edel und unedel kinder, guttes wandels und ler, aber nit cattolischer, colnischer, bruchlicher religion. Vor etlichen jarn wart im prebenda universitatis de prima gratia von provisorn geben ad Gradus Marie; der begert er folgens nit, resigneirte sie sinem broder, her Kochem, nam ein ehefraue, die cattolischs pleib, dabei er sie leis, und sich armlich der leerkinder ernerte lange zit van jaren, still hilt, gelitten wart. Er wurde auf dem Geussenfriedhof vor der Weyerpforte (an der Stelle des jetzigen evangelischen Krankenhauses) begraben."

Nur wenige Jahre war es Leichius und Velsius beschieden, miteinander für die Reform des Kölner Schulwesens tätig zu sein, und nur zu bald wurde ihr fruchtreiches pädagogisches Wirken in den religiösen Streitigkeiten erstickt, in die sie sich verwickelten. Aber ihr Werk hat sie um Jahrhunderte überlebt: die humanistische Bildung, die sie in Köln eingeführt haben, zählt hier auch heute noch Tausende von begeisterten Anhängern, und wenn das Marzellengymnasium als humanistische Lehranstalt in sein neues Heim einzieht, so verdankt es das zunächst der Wirksamkeit eines Leichius und Velsius.

Literatur.

Handschriften: Matrikel der Kölner Universität, Bd. IV. — Dekanatsbuch der Artistenfakultät, Bd. IV. — Ratsprotokolle, Bd. 15-25. — Jesuiten-Akten 9. — Universitäts-Akten 602. Sämtlich im Kölner Stadtarchiv. Vergl. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 33, 1911, S. 141 ff. und S 148 ff.

Druckwerke: J. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis, Col. 1747. — F. Reiffenberg, Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem, Col. 1754. — J. von Bianco, Die alte Universität Köln I, Köln 1855. — L. Ennen, Geschichte der Stadt Köln IV, Köln und Neuß 1875, S. 667 ff. — F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, Leipzig 1885. — J. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542-1582, Bonn 1895. — Gust. Wolf, Aus Kurköln im 16. Jahrhundert, Berlin 1905, 109 ff. — Simons, Kölnische Konsistorial-Beschlüsse 1572-1596, Bonn 1905, S. 5 und 11. — F. Meyer, Der Schulplan für das Dreikronenkolleg in Köln 1552, in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 18, 1908, S. 23 ff.

Johannes Rethius.

Von Prof. Dr. JOS. KLINKENBERG.

Unter den Schülern, die Leichius an der Dreikronenburse ausgebildet hat, ist für seine Zeitgenossen und zumal seine Mitbürger in religiöser wie in erziehlicher Hinsicht keiner bedeutsamer geworden als JOHANNES RETHIUS, der Mann, der berufen war, seinem Lehrer in der Leitung des Gymnasiums nachzufolgen und letzterm auf mehrere Jahrhunderte hinaus den Stempel seines Geistes aufzudrücken.

JOHANN VON RIEDT oder REIDT, latinisiert RIEDTUS oder RETHIUS — so hat er selbst seinen Namen geschrieben, während die Spätern RHETIUS schreiben — stammte väterlicher- und mütterlicherseits aus Kölner Bürgermeisterfamilien. Der gleichnamige Vater bekleidete im Jahre 1532, dem Geburtsjahre seines ältesten Sohnes Johannes, zum vierten Male das höchste reichsstädtische Amt, das er im ganzen fünfmal inne hatte; die Mutter, Katharina Kannengießer, war die Tochter des Bürgermeisters Gotthard Kannengießer und der Bürgermeisterstochter Katharina Rinck. Der Vater stand in freundschaftlichen Beziehungen zu den Humanisten Desiderius Erasmus, Johannes Caesarius und Jacobus Sobius, von denen letzterer ihm 1525 seine Liviusausgabe widmete. Vom Vater erbte der hochbegabte Knabe seine Vorliebe für die klassischen Sprachen; die Mutter, die nach dem vorzeitigen Tode des Vaters die Erziehung der Kinder leitete, flößte ihm eine tiefe Frömmigkeit und warme Anhänglichkeit an die katholische Kirche ein. Seine erste Ausbildung genoß er in der Vaterstadt, wo er am 19. Juni 1546 als Artist immatrikuliert wurde. Er besuchte die Kukanerburse, deren Lehrer Gottfried Wylich und Jacobus Leichius er stets mit großer Verehrung und Dankbarkeit nennt, wurde als Zögling derselben am 2. November 1548 zur Baccalaureatsprüfung zugelassen und am 1. April 1549 promoviert. Am 3. März 1550 erfolgte seine Ernennung zum Lizentiaten und am 15. März desselben Jahres seine Promotion zum Magister artium. Wie er selbst in einem Briefe erzählt, hat er einen Teil seiner Studienzeit in Westfalen zugebracht. Man darf annehmen, daß er zu der Zeit, wo die Kukanerburse im Niedergange begriffen war, von der Mutter an das Gymnasium in Münster geschickt wurde, wo der Freund des Vaters Caesarius wirkte.

Bestimmend für das ganze Leben des jungen Magisters wurde seine Bekanntschaft mit P. LEONARD KESSEL, dem ebenso gewandten wie tatkräftigen ersten Rektor der Kölner Jesuitenniederlassung. Von einem Verwandten seiner Mutter, Peter Kannengießer, bei ihm eingeführt, gewann er bald dessen lebhafteste Sympathie und machte seinerseits Kessel zu seinem Seelenführer. „Es ist ein vorzüglicher Jüngling“ — so schreibt dieser über ihn an Ignatius — „von reinen Sitten, gütig und liebenswürdig im Umgang.“ Anfangs schwankte Rethius noch, ob er sich für den Ehestand oder die Ehelosigkeit entscheiden sollte, und eine Studienreise nach Paris, die er 1550 antrat, hätte ihn beinahe den Strudeln eines leichtsinnigen Lebens überantwortet; als er aber wegen des Krieges

nach Köln zurückkehrte und seine Beziehungen zu Kessel immer inniger wurden, da war noch vor Ablauf des Jahres der Entschluß bei ihm gereift, nicht nur ehelos zu bleiben, sondern auch dem Jesuitenorden beizutreten. Zunächst war er nur heimliches Mitglied der Gesellschaft, aber schon damals ein begeisterter Förderer ihrer Interessen. Mit seiner Hilfe erreichte nämlich Kessel die Erfüllung des langgehegten Wunsches, den Jesuiten die höhere Lehrtätigkeit zu eröffnen. Auf Kessels Veranlassung bestimmte Rethius den Regens Leichius, mit dem er seit seiner Schülerzeit gute Beziehungen unterhalten hatte, ihn als Lehrer an der Dreikronenburse anzunehmen, und so unterrichtete nun der vornehme junge Magister seit Ostern 1552 täglich zwei Stunden die Grammatici, d. h. die Schüler der untern Klassen. Leichius fragte ihn auch viel um Rat und betraute ihn mit seiner Stellvertretung bei Tisch, ja seit August wohnte Rethius vollständig in der Burse. In einem interessanten Briefe aus dem Herbste desselben Jahres ist uns seine damalige Tagesordnung erhalten, die sich aus religiösen Übungen, Studium und Unterricht zusammensetzt. Täglich steht er um 4—5 Uhr auf. An den Wochentagen wird darauf eine Stunde der Betrachtung und dem Gebet gewidmet. Dann folgt Studium bis zur Messe um 6 Uhr. Um 8 Uhr hört er Hebräisch, wiederholt um 9 Uhr die Vorlesung, erklärt den Schülern um 1 Uhr Ciceros Briefe ad familiares und Cäsars Commentarien, treibt von 2—4 Uhr selbst Klassikerlektüre, liest mit den Schülern um 4 Uhr Reden aus Livius und Ovids Tristia, beschäftigt sich von 5 Uhr ab mit leichterer Lektüre und hält

nach dem Abendessen noch eine halbstündige Gewissenserforschung. Dienstags nach Tisch besucht er seine Mutter und sucht Erholung in angenehmer Unterhaltung; Samstags um 3 Uhr geht er zur Beichte und bereitet sich nach dem Abendessen besonders auf die morgige Kommunion vor. Die Morgenfrühe des Sonntags widmet er einer einstündigen Betrachtung, dem Empfang der hl. Kommunion in der Messe und, wenn möglich, dem Anhören der Predigt. Dann folgt abwechselnd Studium und Gebet. Um $3^1/_4$ Uhr hält er Gewissenserforschung; um 4 Uhr erklärt er den Schülern die Parabeln Salomons. Mit seinem eigenen Studium verfolgt er den Zweck, ein tüchtiger Mensch und ein gewandter Verkünder des Evangeliums zu werden. „Darum beschäftige ich mich fleißig mit der Redekunst, lese eifrig Cicero, ahme ihn in Stilübungen nach, vernachlässige das Deutsche nicht, studiere das Hebräische und will gegen den Sommer auch zum Griechischen zurückkehren."

Der Regens Leichius, der von vornherein die Leitung der Schule als eine drückende Last empfand, bezeichnete wiederholt im Privatgespräch den tüchtigen und tatkräftigen Magister als geeignet für diesen Posten, und Rethius fühlte auch Lust und Kraft in sich, zu Nutz und Frommen seiner Vaterstadt und der Gesellschaft Jesu demselben vorzustehen. Aber seine dahin zielende Anfrage fand einstweilen kein Gehör. So sehr sich Ignatius über die glückliche Wendung freute, so wollte er doch die junge Kölner Niederlassung nicht gebunden wissen, und Kessel war schon lange der Meinung, der hoffnungsvolle Novize werde noch größere Fortschritte machen, wenn er das Leben im römischen Kolleg der Gesellschaft Jesu kennen lernen würde. Sein Gedanke kam zur Ausführung. Ohne Vorwissen ihrer Eltern reisten am Karfreitag 1553 die drei Magister Johannes Rethius, Franz Coster und Gerhard Brassica nach Rom ab; den ersten begleiteten auf ihren dringenden Wunsch seine beiden Schüler Andreas Lynner und Franz Dachverlies (Hemerolus). Die Reise, deren große Beschwerden Brassica in einem Briefe an Kessel anschaulich schildert, ging durch Württemberg über Trient und Venedig. Auch jetzt wurde das Studium nicht vernachlässigt. In der Morgenfrühe unterrichtete Rethius den Lynner und Hemerolus in lateinischer Grammatik, um darauf mit Coster und Brassica hebräische und griechische Grammatik zu treiben. Am 20. Mai, dem Tage vor Pfingsten, langte die Reisegesellschaft sehr erschöpft in Rom an. Auf höhere Anordnung studierte Rethius zunächst ein Jahr Philosophie, um dann zur Theologie überzugehen Kurz

vor seiner Abreise im Mai 1556 empfing er die Priesterweihe und traf am 22. Juni in Köln ein, begeistert für die Aufgaben des Jesuitenordens, der, wie er selbst in Briefen aus Rom u. a. an den spätern Syndikus der Hansa HEINRICH SUDERMANN ausführt, die Ehre Gottes und die Wohlfahrt des Nächsten in jeder Weise fördern, das Leben dem der ersten Christen möglichst ähnlich gestalten und die zu Ämtern in Staat und Kirche berufene Jugend zur Wissenschaft, Sittlichkeit und Frömmigkeit heranbilden wolle.

Heinr. Sudermann.

Die Lösung dieser Aufgaben in die Hand zu nehmen sollte Rethius bald reiche Gelegenheit finden.

Nach längerem Zögern hatte sich nämlich Ignatius auf Ansuchen der Freunde der Gesellschaft, zumal des Priors der Kartäuser, entschlossen, der Gründung eines Jesuitenkollegs in Köln näher zutreten. HEINRICH DIONYSIUS, FRANZ COSTER, JOHANNES RETHIUS und HEINRICH SOMALIUS wurden von Rom abgeschickt, um unter Leitung Kessels den Grundstock desselben zu bilden. Sie hatten die Weisung erhalten, zunächst mit den Kölner Freunden Fühlung zu nehmen, in Predigten und Privatunterhaltungen für die katholische Sache tätig zu sein und, so lange die Gründung eines eigenen Kollegs noch nicht möglich sei, in andern Schulen zu unterrichten. Nun hatte der Rat nur wenige Tage vor ihrer Ankunft Leichius auffordern lassen, die Burse zu räumen, und die Provisoren angewiesen, sie sollten „verdacht sein uf eine bequeme gelerte person, denselben zum regenten vorzuschlagen". Daher wandten sich Heinrich Dionysius, Franz Coster und Johannes Rethius noch im Juni mit einer Eingabe an den Rat, in der sie sich zunächst zur Abhaltung von täglich drei theologischen und einer mathematischen Vorlesung erboten, die in der letzten Zeit fast unterblieben waren, sodann

um Überlassung der Dreikronenburse anhielten unter dem Versprechen, der katholischen Religion treu zu bleiben, kein Kloster oder Kollegium in Köln zu errichten, keine dem Rate mißliebigen Mitglieder der Gesellschaft hierher zu bringen, die Universitätsstatuten treu zu beobachten, mit den andern Bursen sich gut zu vertragen und die Dreikronenburse, falls der Rat es befehlen sollte, sofort aufzugeben. Kurze Zeit nach Überreichung der Eingabe waren die drei Bittsteller zu Baccalaurei der Theologie promoviert worden; Dionysius hatte eine Vorlesung über die Psalmen unter großem Beifall seiner zahlreichen Zuhörerschaft aufgenommen, Rethius und Coster solche über das Matthäusevangelium und die Genesis in Aussicht gestellt. Infolgedessen war die Universität den Bittstellern geneigt: der Senat entschied in ihrem Sinne, ernannte Rethius zum Regens des Gymnasiums und verlangte von den Petenten außer der Erfüllung der von ihnen gemachten Versprechungen nur noch die Versicherung, daß sie keinen Schüler zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu verlocken und ihr Gesuch um die Burse alle zwei Jahre erneuern wollten. Aber der Rat schlug einige Tage später infolge mißgünstiger Berichterstattung der Delegierten der Universität das Gesuch rundweg ab. Infolgedessen reichten die drei Jesuiten ein neues Gesuch an den Rat ein, das von ihrem Gönner DR. JOH. GROPPER, Scholarchen an St. Gereon, verfaßt war. Es betont die Bestätigung der Gesellschaft Jesu durch den Papst und das Ansehen, dessen sich ihre Mitglieder als Priester, Prediger und Lehrer bei den katholischen Fürsten erfreuen, und will auf diese Weise die Bedenken ausräumen, die sich gegen ihre Zulassung zum Tricoronatum erheben könnten. Aber trotz der Fürsprache der beiden Doktoren Gropper und des Karmeliterprovinzials hatte auch diese Bittschrift wenig Aussicht. Da erfuhr Rethius von dem Sohne des Bürgermeisters Hermann Sudermann, des besonderen Gönners der Dreikronenburse und des Jesuitenordens, daß der Rat lediglich der Gesellschaft Jesu die Burse nicht überlassen wolle; wenn Rethius für seine Person um dieselbe einkomme, werde kein Hindernis im Wege stehen. Nun richtete Rethius allein eine dritte „Supplikation“ um die Burse an den Rat, in der er kurz und bündig erklärte: „will mich also dorin durch gottes hilf halten, daß ich verhoff, man nutz und ehr von mir wirt haben“. Am 27. November entschied der Rat zu seinen Gunsten, daß „ime die burse erlaubt und zugelassen uf 2 iar zu versichen, doch sol er jarlich uf die fridagsrentkamer zins bezalen 25 goldgulden“. Nachdem Leichius

am 28. Januar 1557 die Burse geräumt hatte, zog Rethius am 1. Februar ein und eröffnete am 14. Februar den Unterricht in drei Klassen nach einem Stundenplan, der an den Türen des Domes, der Pfarrkirche St. Maria im Pesch, der Stiftskirche St. Maria ad Gradus, des Trankgassentores und der Burse selbst angeschlagen war und von Rethius Hand geschrieben in den Fasti et ephemerides Gymnasii novi trium coronarum S. J. Coloniensis (Stadtarchiv, Univ.-Akten 604) fol. 17 vorliegt. Schon die Einleitungsvorträge des Rethius in Ciceros Rede pro lege Manilia und dessen partitiones oratoriae sowie Costers in die Analytica priora des Aristoteles richteten die Aufmerksamkeit aller gebildeten Kreise Kölns auf das neue Gymnasium und gewannen ihm eine nicht unerhebliche Anzahl von Schülern und Gönnern. Aber die zwei noch übrigen Monate des Wintersemesters bildeten nur das Vorspiel für die eigentliche Tätigkeit der Schule: diese setzte erst vollständig ein mit dem Sommersemester, dessen Lehrplan Rethius am 25. April veröffentlichen und nicht nur allenthalben in Deutschland, zumal in denjenigen Gegenden, die der neuen Lehre anhingen, sondern auch in den Niederlanden, der Schweiz, Frankreich, Italien, Ungarn und England verbreiten ließ. Er lautet nach Univ.-Akten 604 fol. 19 folgendermaßen:

Tabula Lectionum huius Coronarum Collegii.

In classe Dialecticorum

praelegentur

M. Franciscus Costerus	Hora sexta matutina voces Porphirii: deinde Aristotelis Cathegoriae et de interpretatione liber. Hora septima lectionis fiet repetitio iuncta disputatione. Hora duodecima Aristotelis Analytica priora et posteriora. Hora prima lectionis repetitioni quoque adiungetur disputatio. Hora quarta Sphera mundi Joannis Sacrobusti. Diebus Veneris hora quarta vespertina disputabitur.
M. Henricus Dionysius	Sabatinis eadem hora Epistola et Evangelium legentur.
M. Franciscus Costerus	Dominicis hora duodecima Euchlidis Megarensis Geomethricorum elementorum libri praelegentur et iisdem diebus hora quarta exponetur Summa doctrinae christianae in usum christianae pueritiae per quaestiones recens

M. Franciscus Costerus

conscripta et iussu ac auctoritate sacratissimae Rom. Hung. Bohem. etc. Regiae Maiesta. edita. Reliquis porro festivis diebus et in iisdem exercebuntur auctoribus et praeterea mane hora sexta explicationi Epistolae et Evangelii illius diei intererunt.

In classe Rhetorum

Hora sexta Marci Tullii Ciceronis Philippicae in Marcum Antonium.

Hora septima lectione hac prius repetita adolescentum compositiones corrigentur.

Hora duodecima Ciceronis de partitione Oratoria dialogus.

Hora prima idem fiet quod mane hora septima.

Hora quarta Tabulae Dialectices Cornelii Valerii.

Diebus Sabatinis et Dominicis hora quarta, et caeteris diebus festivis etiam hora sexta his lectiones communes erunt cum Dialecticis. Sed Dominicis diebus hora duodecima unus eorum orationem pronuntiabit, et in caeteris festis eadem hora Tabulas Cornelii Valerii audient.

In Prima classe Grammaticorum

Hora sexta et septima Opus Joannis Despauterii de Syntaxi seu emendata Structura latini sermonis.

Hora nona M. Tullii Ciceronis Laelius sive de amicitia dialogus ad T. Pomponium Atticum.

Hora duodecima et prima M. Tullii Ciceronis Epistularum libri XVI.

Hora quarta rursum Despauterius de emendata Structura latini sermonis.

In secunda classe Grammaticorum

Hora sexta et septima Despauterius de generibus ac declinationibus nominum.

Hora nona M. T. Ciceronis Selectarum Epistolarum libri tres.

Hora duodecima et prima Despauterii de nominibus Heteroclitis, formis comparationum, et verborum praeteritis atque supinis tractatus.

Hora quarta rursum Ciceronis selectae epistolae.

In utroque porro Grammaticorum ordine iuvenum compositiones praeceptores emendabunt et saepius quotidie lectiones repetent. Diebus praeterea sabatinis Epistolam et Evangelium sequentis diei exponent: id quod iis diebus qui sanctis consecrati sunt mane hora septima et meridie hora duodecima fiet. Quarta denique hora Catechismum illum brevem, qui doctrinae christianae compendium est, studiose discent: et Dominicis diebus hora duodecima studiosum Rhetoricae orantem audient.

Dominus noster Jesus Christus, quo adiuvante plures huius modi labores in vestram utilitatem posthac suscipiemus, conatus nostros propitius intueatur.

Der Studienplan weist, wie das in der Natur der Sache liegt, nahe Beziehungen zu der Kölner wie zu den niederländischen Humanistenschulen auf. Das Gymnasium, mit drei Klassen eröffnet, hat jetzt deren vier, und sechs Lehrer. Der Studiengang führt nach altbewährter Weise durch Grammatik, Beredsamkeit und Philosophie zu den akademischen Fächern im eigentlichen Sinne empor. Wie damals allgemein üblich, herrscht das Klassenlehrersystem. Die Schulstunden liegen wie bei Leichius von 6—8, von 12—2 und von 4—5 Uhr; die Grammatikklassen haben außerdem eine Stunde um 9 Uhr. Wegen der äußerst beschränkten Zahl der Lehrfächer ist der Stundenplan für alle Wochentage im wesentlichen gleich; auch an den Sonn- und Feiertagen finden mehrere Unterrichtsstunden statt. Die beiden Unterklassen, die sog. Grammatici, beschäftigen sich lediglich mit dem Studium des Lateinischen. Sie lesen Cicero, die Anfänger selectarum Epistolarum libri tres, eine von Heinrich Somalius besorgte Sammlung kurzer und leichter Briefe, die Rethius herausgegeben hatte, zweifelsohne um die Sturmsche Sammlung zu verdrängen. Die Grammatik wird betrieben nach den „Grammaticae institutionis rudimenta" und den „Commentarii grammatici" des JOHANNES DESPAUTERIUS (van Pauteren), eines aus Ninove in Flandern stammenden Humanisten und Schulmannes († 1526). Schriftliche Arbeiten, die vom Lehrer zu verbessern sind, und tägliche Wiederholungen unter seiner Leitung dienen zur Befestigung des Lernstoffes. Samstags, anscheinend um 4 Uhr, und Festtags um 7 und 12 Uhr hören beide Klassen die Erklärung der sonn- oder festtäglichen Epistel und des Evangeliums, um 4 Uhr — es ist wohl an den Sonn- und Feiertagen gemeint — lernen sie den von P. NICOLAUS GOUDANUS hergestellten Auszug aus dem Katechis-

mus des Canisius, den Rethius hatte drucken lassen, am Sonntag um 12 Uhr wohnen sie dem Vortrag eines Schülers der Rhetorik bei. Als Klassenlehrer der vereinigten Grammatik war anfangs Magister Johannes de Cathena tätig; an seine Stelle traten schon am 8. März die eben promovierten Magister Gregorius Fabius aus Dinant für die Oberstufe und Johannes Berckelius aus Herzogenbusch für die Unterstufe. — Ihrem Namen entsprechend beschäftigt sich die Rhetorikerklasse unter Leitung ihres Klassenlehrers Rethius mit den Meisterwerken Ciceronischer Beredsamkeit, den Philippischen Reden gegen M. Antonius, und dem Kompendium ihrer Theorie, dem Dialog de partitione oratoria, sodann unter Leitung des Joh. de Cathena mit den Tabulae dialectices CORNELII VALERII (Wouters), eines berühmten Ciceronianers aus Oudewater bei Utrecht, der Schüler und Lehrer an dem Collegium trilingue in Löwen war († 1578). Sonntags 12 Uhr findet die Rede eines Schülers, Festtags 12 Uhr Vortrag aus den Tabulae dialectices statt. Gemeinsam mit den Schülern der Dialektik haben die Rhetoriker Samstags um 4 Uhr Erklärung der Epistel und des Evangeliums, Sonntags um 4 Uhr Erläuterung des Canisiusschen Katechismus. — In der obersten Klasse, der Dialektik, werden die logischen Schriften des Aristoteles in der Übersetzung des JOACHIM PERIONIUS, die Einleitung des Neuplatonikers Porphyrius zu denselben, die Sphaera mundi des JOHANNES SACROBOSCO, ein astronomisches Lehrbuch des 13. Jahrhunderts, und an den Sonn- und Festtagen die Elemente der Geometrie nach Euclid von dem Klassenlehrer Coster behandelt; den philosophischen Vorträgen folgt stets eine Stunde Repetition und Disputation. Freitags um 4 Uhr ist große Disputation, an den Festtagen um 6 Uhr morgens die Erklärung der Epistel und des Evangeliums.

Die Entwicklung der jungen Anstalt ging erstaunlich rasch vorwärts. Sie vollzog sich bis zum Sommer 1561 in der Weise, daß gleich dem grammatischen Kursus nun auch der rhetorische und philosophische je zwei Klassen umfaßte, jener die Poetik und Rhetorik, dieser die Logik und Physik. Das Sechsklassensystem ist von nun an die charakteristische Form der Kölner Jesuitenschule geblieben. Wenn seit 1609 eine dritte Grammatikklasse, die sogenannte infima Grammatica erscheint, so ist sie nur als Vorschule zu betrachten; ebenso steht außerhalb des Systems die schon im Lehrplan für das Wintersemester 1561/62 genannte Vorbereitungsklasse angehender Magister. Wie sich aus den Verzeichnissen der versetzten Schüler ergibt, betrug die normale Dauer

des Aufenthaltes eines Schülers in derselben Klasse ein Jahr, und zwar fanden die Versetzungen in der Regel zu Allerheiligen statt. Da es aber neben dieser wichtigsten „Studienerneuerung“ (Renovatio oder Jnstauratio studiorum) eine andere zu Ostern gab und jedes Semester ein neuer Lehrplan eintrat, so war begabten und fleißigen Schülern auch die Möglichkeit geboten, das Klassenpensum in einem Semester zu erledigen. Der Ascensus ist an eingehende Klassenprüfungen geknüpft, deren Ergebnis bei einer öffentlichen Schulfeier bekannt gemacht wird; die drei tüchtigsten Schüler erhalten Prämien. Den Abschluß der Logik bildet das Baccalaureatsexamen, zu dem die Termine (Christi Himmelfahrt und erste Hälfte des November) in den Beginn der Semester fallen; den der Physik das Tentamen pro gradu licentiae am Blasiustag (3. Februar).

Im grammatischen und rhetorischen Kursus ist das wichtigste Unterrichtsziel die Aneignung eines klassischen Lateins. Wie das gedacht ist und mit welchen Mitteln die Lösung der Aufgabe angestrebt wird, zeigt am besten die „Anweisung, die lateinische Sprache zu lernen und zu lehren“, die Rethius seinen Lehramtskandidaten Fabius und Berckelius in die Hand gibt (Stadtarchiv, Tagebuch des Rethius, Univ.-Akten 604 fol. 11 b):

„Verwendet alle mögliche Sorgfalt und Mühe darauf, eure Schüler möglichst schnell an ein reines, unverdorbenes Latein zu gewöhnen. Setzt ihnen daher die Regeln der Grammatik so auseinander und macht sie ihnen so klar, daß sie dieselben mit nur ganz geringer Mühe erfassen und sich dabei nicht lange aufhalten. Zur Nachahmung stellt ihnen nur Cicero vor, den gefeiltesten und beredtesten unter den lateinischen Schriftstellern. An ihm sollt ihr ihnen nicht bloß die Anwendung der Regeln zeigen, sondern auch die einzelnen Wörter mit sorgfältigen Nachweisungen versehen, sowohl an und für sich als besonders mit Bezug auf ihre Konstruktion und Stellung. Was nämlich jedes einzelne Wort bedeutet, an welcher Stelle und in welcher Reihenfolge es steht und mit welchen andern Wörtern es bei Cicero verbunden erscheint, sollt ihr den Knaben mit großer Sorgfalt und vielem Fleiße darlegen und ihnen in Kürze den ganzen Aufbau und die Zusammensetzung der Sprache Ciceros zur Anschauung und Nachahmung vorführen. Dazu muß dann eine mannigfaltige und vielfache Übung kommen. Legt ihnen also das, was ihr sie gelehrt habt, mit veränderten Zeiten, Personen, Orten und Sachen in deutscher Übertragung vor und laßt es sodann die Knaben selbständig ins Lateinische

übersetzen, und zwar ganz auf die Weise, die sie gerade gehört haben. Sind sie in Übungen dieser Art einigermaßen geschult, so sollen sie vor größere Aufgaben gestellt und größerer Vollkommenheit entgegengeführt werden; sie sollen nämlich Briefe Ciceros, die ihr ihnen wörtlich ins Deutsche übersetzt, ohne den lateinischen Text weiter anzusehen, aus eigener Kraft wiedergeben. Wenn sich auch hierin ein ziemlicher Fortschritt bemerkbar macht, dann soll man ihnen in derselben Weise einige Briefe Ciceros vorlegen, die sie mit den Wörtern und Ausdrücken wiedergeben sollen, in denen Cicero an andern Stellen den nämlichen Gegenstand behandelt. Bevor sie sodann von diesen Übungen zur Poesie oder Rhetorik zugelassen werden, sollen sie sich zuerst einige deutsche Bücher ganz verschiedener Art zur Übersetzung wählen, um sich daran zu gewöhnen, jeden Stoff in lateinischer Darstellung glänzend und nach Art Ciceros zu behandeln. Mag das alles auch mühevoll und schwierig sein, es wird doch bequem und leicht einerseits durch die Aussicht, gewissermaßen das Höchste in der Beredsamkeit zu erreichen, besonders aber mit Hilfe großer Arbeit und Anstrengung von eurer Seite; werdet ihr doch auch darauf nicht zu wenig Mühe und Sorgfalt verwenden, daß eure Schüler nur in der Art und Weise schreiben und reden, wie sie es nicht etwa von euch, sondern von Cicero gelernt haben; denn nach seiner Sprache müssen sich als der richtigsten Norm alle Studien der lateinischen Sprache richten."

Ein Vergleich dieser Anweisung des Rethius mit den entsprechenden Bestimmungen des Leichius und Velsius fällt zu ungunsten der erstern aus. Wohl betonen auch letztere mit allem Nachdruck den Wert einer guten lateinischen Diktion; aber sie sind nicht so ausschließlich auf Cicero als Vorbild eingeschworen wie Rethius und lassen vor allem bei der Behandlung der Schriftsteller neben der Form auch den Inhalt, „soweit er auf Leben und Sitten Bezug hat", zu seinem Rechte kommen. Den angegebenen Grundsätzen gemäß verwendet die Jesuitenschule in ausgiebigster Weise als Lektüre Ciceros Briefe, Reden, rhetorische und philosophische Schriften; daneben erscheinen noch in der Poetik Vergils Äneis, Ovids Tristia, die Episteln des Horaz, die Komödien des Terenz sowie eine Chrestomathie aus den römischen Elegikern von JOHANNES MURMELLIUS, einem hervorragenden Philologen und Schulmann aus Roermond, der vornehmlich in Münster seine Tätigkeit entfaltet hat. Wie Leichius und Velsius, so wollte auch Ignatius „die unreinen Autoren" vom Jugendunterrichte ausge-

schlossen wissen; im gegebenen Falle halfen sich die Jesuiten mit sogenannten purgierten Ausgaben. Weit strenger als Leichius aber nahm es Rethius mit den von Protestanten verfaßten Schriftstellerausgaben und Lehrbüchern. Schon zu der Zeit, wo er unter Leichius als Lehrer an der Kukanerburse wirkte, hatte er seine Bedenken über derartige Bücher, die er in den Händen der Schüler sah, Ignatius gegenüber geäußert und gemeint, wenn er Leichius um Abhilfe angehe, so werde dieser ablehnend erwidern: „Mögen die Verfasser Häretiker sein; hier haben sie jedenfalls ihre Irrtümer nicht zur Geltung gebracht." Daher arbeitete Rethius seit dem Antritte seiner Regentschaft mit allem Nachdrucke darauf hin, Bücher von religiös zweifelhaften oder protestantischen Verfassern aus den Händen der Schüler zu entfernen. Im Lateinischen finden wir außer den schon genannten Werken im Gebrauch oder von Rethius empfohlen: des Humanisten RUDOLFUS AGRICOLA († 1485 zu Heidelberg) de inventione dialectica libri tres und den Auszug aus diesem Werke von Bartholomaeus Latomus aus Arlon, die Dialektik des AUGUSTINUS HUNAEUS aus Mecheln, des französischen Jesuiten ANDREAS FRUSIUS De utraque Copia verborum et rerum praecepta und dessen Rudimenta, des JOHANNES MURMELLIUS Tabulae in artis componendorum versuum rudimenta, sowie die Prosodie des GEORGIUS MACROPEDIUS (van Langeveldt), Lehrers in Lüttich, Herzogenbusch und Utrecht († 1558).

Dem Lateinischen gegenüber tritt das Griechische bedeutend zurück. Im Wintersemester 1558/59 wird unter den lectiones communes aufgeführt „cum Leonardo Luciani mortuorum dialogi", d. h. die Schüler, wahrscheinlich der drei Klassen Grammatik I, Poetik und Rhetorik, lesen Lucians Totengespräche unter gleichzeitigem Studium der griechischen Grammatik des NICOLAUS CLENARDUS (Cleonardus, Cleynaerts) aus Diest, der Lehrer der griechischen und hebräischen Sprache in Löwen war, sich später ganz dem Studium des Arabischen widmete und nach tragischen Schicksalen 1542 in Granada starb. Vom Sommer 1561 an werden die Anfangsgründe des Griechischen in der obern Grammatikklasse gelehrt, in der Poetik der Plutus des Aristophanes, in der Rhetorik die philippischen Reden des Demosthenes und die Apostelgeschichte gelesen. Daneben studiert man die griechische Syntax des JOHANNES VARENNIUS (van der Varen) aus Mecheln, Professor in Löwen († 1536). Auch im griechischen Unterrichte spielen die rhetorischen Interessen die Hauptrolle: in dem Entwurf einer Studienordnung des Rethius vom Jahre 1563 heißt es, daß die Schüler sich in der Ab-

fassung und im Vortrag griechischer Reden fleißig üben sollen. Das Hebräische erscheint in den ältern Lehrplänen des Gymnasiums überhaupt nicht; zu seiner Erlernung sind die Schüler auf die Vorlesungen in der Schola artium angewiesen.

Die beiden obersten Klassen beherrscht vollständig Aristoteles, dessen Schriften in der Übersetzung des Joachim Perionius die Grundlage für den philosophischen Unterricht bilden; zur Einführung dient die Isagoge des Neuplatonikers Porphyrius. Wenn man bedauern muß, daß in diesen Klassen nicht mehr, wie in dem Plane des Leichius und Velsius vorgesehen ist, griechische und lateinische Dichter und Historiker behandelt werden, so darf man anderseits nicht vergessen, daß die Statuten der Kölner Artistenfakultät auf eine möglichst umfassende Kenntnis des Aristoteles hindrängten und von dem Kandidaten für das Baccalaureat die Bekanntschaft mit den logischen und einigen physischen, von dem zukünftigen Lizentiaten die mit den sämtlichen physischen, metaphysischen und ethischen Werken dieses Autors verlangen. Wollte also das neue Institut bei den Prüfungen gute Resultate erzielen, so mußte es diesen Vorschriften gerecht werden.

Den Charakter von Nebenfächern tragen die Mathematik und die Religion: sie fallen zumeist unter die sogenannten lectiones communes (d. h. Unterrichtsstunden für vereinigte Klassen), die nur an den Sonn- und Festtagen abgehalten werden. Von den mathematischen Disziplinen, die die Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Geographie und Musik umfassen, beabsichtigte Rethius noch weniger als Leichius seinen Schülern ein festgefügtes System zu übermitteln: der Leichiussche Plan sieht „mathematicarum artium gustum cum methodica ratione universali et particulari" vor, und im Geiste der Instruktion des Ordensstifters, der den drei nach Köln entsandten Jesuiten anempfohlen hatte, „zuzusehen, ob eine Vorlesung über Kosmographie, Sphärik oder andere Teile der Mathematik angemessen sei", stellt der Mathematiker Coster „die schwierigern Berechnungen und Theorien bei Seite und beginnt mit angenehmern Problemen: er erklärt die Erscheinungen des Sonnenwechsels im Frühling und Herbst, die jährlichen Bewegungen des Mondes und seinen Wechsel, Sonnen- und Mondfinsternisse, Tag und Nacht, Fixsterne und Planeten". Als Lehrbücher erscheinen außer den schon erwähnten von Euclid und Sacrobosco die Perspectiva des JOH. CANTHUNIENSIS, die Arithmetik des CORNELIUS GEMMA FRISIUS, um 1540 Professor der Mathematik in Löwen, und der Computus ecclesiasticus des SACROBOSCO, ein Lehrbuch der Kalender-

berechnung. In einem Bericht von 1559 wird die Mathematik ausdrücklich als Hilfswissenschaft für das Verständnis der physischen Schriften des Aristoteles bezeichnet, und ähnlich ist es aufzufassen, wenn Coster im Winter 1561/62 den Philosophen eine Vorlesung über die Chorographie des Pomponius Mela hält.

Wenn auch schon in dem Lehrplan des Leichius und Velsius „Institutiones sacrae" erscheinen, so kann man doch die Ausbildung des Religionsunterrichtes auf katholischer Seite als eine Schöpfung des Jesuitenordens ansehen, die sich im Anschluß an die Herausgabe der beiden Katechismen des Petrus Canisius vollzog. Der Unterricht wurde an den Samstagnachmittagen sowie an den Sonn- und Festtagen in zwei, später sogar in vier Abteilungen erteilt, und er fand solchen Anklang, daß sich auch Schüler der andern Gymnasien dazu meldeten. Außer der Katechismus- und Perikopenerklärung behandelte er die Evangelien, die Briefe der Apostel und Kontroversfragen.

Neben den Lehrstunden und den in der Regel an sie anschließenden Repetitionen nehmen im Lehrplan einen immer breitern Raum ein die Deklamationen und Disputationen, Schulübungen, die so ganz dem Charakter eines Zeitalters entsprachen, das im beredten Vortrag und zumal in der beredten Verteidigung einer These die schönste Blüte wissenschaftlicher Durchbildung sah. Schon im ältesten Stundenplan von 1557 erscheint allsonntäglich die Rede eines Rhetorikers, der die Grammatiker anwohnen müssen, und allfreitäglich eine Disputation der Dialektiker. Im Sommer 1561 sind bereits aus dieser einen drei öffentliche Disputationen am Montag, Mittwoch und Freitag geworden. Im Winter 1561/62 disputieren die Philosophen täglich über Thesen aus der Logik und Physik und außerdem zweimal wöchentlich die Logiker gegen die Physiker. Die Rhetoriker tragen abwechselnd an jedem Sonn- und Feiertag eine Rede in Gegenwart sämtlicher Lehrer und Schüler auswendig vor; jeder einzelne schreibt alle acht Tage eine Rede, die ausgehängt und von den Mitschülern verbessert wird. Jeden Donnerstag hält ein weniger geübter Schüler auswendig eine Rede vor seiner Klasse und eventuell auch vor der Poesie nebst den betreffenden Klassenlehrern. Jeden Mittwoch findet Disputation der Poeten gegen die Rhetoren und umgekehrt über Fragen der lateinischen und griechischen Grammatik und Metrik statt; außerdem täglich eine halbstündige Disputation der Rhetoriker über das Pensum ihrer Klasse. Von den Schülern der Poesie tragen die bessern jeden Sonn- und Feiertag abwechselnd ein selbstver-

faßtes Gedicht öffentlich vor; die schwächern tun dasselbe Donnerstags zusammen mit den Rhetorikern. Jeden Tag hat jeder dem Lehrer einige Distichen und einmal wöchentlich eine poetische Epistel abzugeben. Ja selbst die Schüler der beiden Grammatikklassen haben schon jeden Mittwoch ihre Disputierübungen gegeneinander, und die Sieger erhalten kleine Prämien.

Das war die Studienordnung, die Rethius an seiner Anstalt einführte, eine Ordnung, die, was Unterrichtsstoff, Lehrbücher und Übungen angeht, auf der Höhe der damaligen Anforderungen stand. Wenn schon die eifrige Propaganda, die der Regent für seine Anstalt machte, ihr viele Schüler zuführte, so wuchs ihre Zahl noch mehr durch das rege wissenschaftliche Leben, das sich dort entwickelte, und den siegreichen Wettstreit, den das Tricoronatum mit den andern Kölner Gymnasien aufnahm. Schon 1558 kamen zu den 237 im ersten Jahr eingeschriebenen Schülern 122 neue hinzu; im September 1559 betrug die Gesamtzahl der Eingeschriebenen gegen 850, die freilich bei weitem nicht alle standhielten; im Juli 1560 gab es über 128 Conviktoristen neben mehr als 500 Externen. Aber mehr noch als die neuzeitlich humanistische Ausbildung, die das Gymnasium ohne Beimischung antikatholischer Tendenzen bot, trug zu seinem erstaunlich raschen Wachstum der Umstand bei, daß es auch eine treffliche Erziehungsanstalt war. Wie die Tätigkeit des Jesuitenordens überhaupt als höchstes Ziel die religiöse und sittliche Hebung des Menschen anstrebte, so suchte Rethius insbesondere in der studierenden Jugend durch Gebetsübungen, täglichen Besuch der hl. Messe, monatliche Beichte und Kommunion und häufige anregende Vorträge über religiöse Gegenstände eine „sapiens atque eloquens pietas“ zu förden, d. h. Religiösität im engsten Verein mit klassischer, philosophisch-rhetorischer Bildung, und dies gelang ihm in so hohem Maße, daß man die Schüler des Tricoronatum die reformata iuventus nannte. Die wissenschaftlichen Erfolge der Anstalt aber werden wohl am besten durch ein Schriftstück charakterisiert, das ihre Neider — an solchen fehlte es zumal innerhalb der Kreise der beiden andern Gymnasien nicht — 1563 dem Dekan der Artistenfakultät zustellten. Hier heißt es von den Jesuiten, man verstehe nicht, durch welche Kunstgriffe sie sich plötzlich eine solche Gelehrsamkeit angeeignet hätten, daß die meisten jungen Leute, wenn sie kaum aus ihrer Schule hervorgingen, sich bei ihren Vorträgen im Griechischen, in der Mathematik und Philosophie solche Autoren zur Erklärung

auswählten, in denen sonst erfahrene und gereifte Männer unüberwindliche Schwierigkeiten fänden.

Die geschilderten Erfolge auf didaktischem wie pädagogischem Gebiete erreichte Rethius vor allem durch den Geist, den er Lehrern und Schülern einflößte, und die Strenge, mit der er die Ausführung seiner Anordnungen überwachte. In seinem Tagebuche (Univ.-Akten 604 fol. 72 b sq.) ist von seiner eigenen Hand eine Dienstanweisung für den Studienpräfekten, seinen Stellvertreter in der Leitung der Anstalt, und für die Lehrer eingetragen. An diese sollten sich Regeln für die Schüler der einzelnen Klassen anschließen, sind aber über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Dem Studienpräfekten liegt die Überwachung der gesamten Tätigkeit von Lehrern und Schülern ob, bei allen seinen Maßnahmen ist er jedoch an die Gutheißung des Regenten gebunden. Er hat die Zahl der Schüler, sowohl die der einzelnen Klassen als ihre Gesamtzahl zu kennen und dafür zu sorgen, daß ihnen die entsprechende Zahl von Lehrern gestellt wird. Bei diesen hat er die ordnungsmäßige Abhaltung der Unterrichtsstunden, ihre Teilnahme an den Disputationen sowie die Verbesserung der schriftlichen Arbeiten, bei den Schülern Studiengang, Fleiß und Fortschritte aufs genaueste zu kontrollieren. Zur Erreichung dieses Zweckes dienen die unerwarteten Besuche, die er wöchentlich in den Stunden der Lehrer zu machen, und die Berichte, die er ebenso oft über die Fortschritte ihrer Schüler von ihnen zu verlangen hat; die Einsichtnahme in die schriftlichen Arbeiten der Schüler und die vorsichtigen Erkundigungen bei ihnen über Beliebtheit und Leistungen ihrer Lehrer; endlich die Sorge für die Neulinge und die Feststellung der Gründe, die zum Abgang von Schülern geführt haben. Lehrer, die zu wenig leisten, sollen im Privatunterrichte ihre didaktischen Fähigkeiten verbessern. Besonderer Sorgfalt erfreuen sich die Konviktoristen. Der Studienpräfekt muß die Trägen aneifern, die Übereifrigen zügeln und sie nicht länger als zwei Stunden nacheinander studieren lassen. Bei den Vorlesungen während der Mahlzeit muß er für Verbesserung der Fehler gegen die Aussprache und Betonung Sorge tragen. Hat ein Konviktorist eine öffentliche Rede zu halten, so soll nicht bloß der Klassenlehrer sie eine Woche lang mit ihm vorbereiten, sondern der Studienpräfekt sie auch vorher einmal bei Tisch halten lassen.

Noch weit charakteristischer als die Regeln für den Studienpräfekten sind die für die Lehrer, in denen Rethius offenbar die Träger des Geistes der Anstalt sieht. Das Endziel ihrer ganzen

Tätigkeit soll sein die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, und ihre Schüler sollen sie anleiten, dem Studium obzuliegen aus Gehorsam gegen Gott und aus Liebe zur Tugend. Darum soll der Lehrer keine Gelegenheit vorübergehen lassen, kurze religiös-sittliche Belehrungen in den Unterricht einzustreuen. In Wort und Schrift soll er ein Musterbeispiel seiner Schüler sein; nie darf ihm ein Wort gegen die hohe Geistlichkeit oder die Fürsten oder sonst eine unerbauliche Bemerkung entfallen. Seinen Unterricht muß er so einrichten, daß er nicht bloß verstanden, sondern auch gern gehört wird, daß er weniger sein eigenes Interesse fördert als vielmehr den Nutzen seiner Zuhörer; sorgfältige Vorbereituug auf die Lehrstunde und eigene Weiterbildung muß ihm daher zur strengen Pflicht gemacht werden. Die Pflege des Lateinischen als Umgangssprache ist ebenso sehr seine wie des Studienpräfekten Aufgabe. Ganz besonders aber hat er das religiös-sittliche Leben seiner Zöglinge zu leiten und zu beaufsichtigen. Strenges Festhalten der Schüler an den katholischen Glaubenswahrheiten, täglichen Besuch der hl. Messe und eifrigen Sakramentenempfang muß er bei ihnen pflegen, anderseits Streit, Fluchworte, Zuchtlosigkeit, Unrecht aller Art und Unsittlichkeit aus der Schule verbannen. Wenn ihm als Mittel zur Erreichung dieser Zwecke auch die unser sittliches Empfinden aufs tiefste verletzende Bestellung von „Censores occulti" verordnet wird, so darf doch nicht vergessen werden, daß die bezeichnete Einrichtung unter dem Namen der Corycaei im 15. Jahrhundert allgemein war und sich bis in das 18. Jahrhundert hinein in den Schulordnungen protestantischer Anstalten Nord- und Süddeutschlands behauptet hat (vgl. die bezüglichen Zitate bei SCHMID, Encyclopaedie des Erziehungswesens I S. 114, 884, und DUHR, Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu S. 53 A. 4). Ungemein wohltuend berühren dagegen die Bestimmungen über das allgemeine Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern. Der Lehrer muß sich bei seinen Schülern Autorität und Beliebtheit verschaffen. Autorität gewinnt er dadurch, daß sein Unterricht nach der wissenschaftlichen und technischen Seite allen Anforderungen entspricht und „daß er sich nie eine Behauptung entschlüpfen läßt, die er nicht aufs beste zu beweisen vermag". Doch soll ihn sein Wissen nicht zur Eitelkeit verleiten, sondern nur als Mittel zur Förderung „der Ehre unseres Herrn Jesu Christi und der Erbauung anderer" von ihm betrachtet werden. Die Beliebtheit sichert sich der Lehrer dadurch, daß er „in allen Stücken weniger im Geiste der Furcht als in dem der Liebe vorgeht" und selbst

bei Tadel und Strenge sein Wohlwollen gegen den Schüler durchblicken läßt. Er darf ihn daher „nie mit einem Schimpfnamen belegen oder ihn, wenn auch nur leichthin, mit sarkastischen Bemerkungen aufziehen". Besonders soll der Lehrer bestrebt sein, sich die Liebe derjenigen Schüler zu erhalten, die zu größeren Hoffnungen berechtigen.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Tätigkeit des Rethius im Tricoronatum über seine prinzipielle Stellungnahme hinaus an der Hand seiner Tagebücher, Berichte und Briefe bis in die Einzelheiten verfolgen. So tief eingreifend, umfassend und vielseitig diese auch sein mag, sie bildet doch nur einen Ausschnitt aus jener großen Aufgabe, deren Lösung sich Rethius bei seinem Eintritt in den Orden vorgesetzt hatte, der Erhaltung und Wiederherstellung des katholischen Glaubens in seinem Vaterlande und zumal seiner Vaterstadt alle Kraft zu widmen. Darum bemühte er sich jahrelang, leider nur mit geringem Erfolge, die theologische Fakultät in Köln zu neuem Leben zu erwecken; darum wurde er nicht müde, den Rat zur Vertreibung der Geusen, die kirchlichen Würdenträger, selbst die Kardinäle der deutschen Kongregation zu Maßregeln für die Hebung des religiösen Lebens der Geistlichkeit und der Laienwelt Deutschlands anzuregen; darum hielt er längere Zeit fast täglich in einer Kirche Kölns die Predigt und stand mit sämtlichen hervorragenden Vertretern des Katholizismus innerhalb und außerhalb Deutschlands in Briefwechsel. Dabei verfolgte er das Ziel, eine gelehrte wie volkstümliche katholische Literatur ins Leben zu rufen, die der protestantischen ebenbürtig sein sollte. Allein aus dem Jahre 1574 liegen über 150 Briefe von ihm vor, die zur Schöpfung von Ausgaben und Übersetzungen der griechischen Kirchenväter, Kommentaren zur hl. Schrift, Leben der Heiligen zumal Deutschlands und in deutscher Sprache, kirchen- und weltgeschichtlichen Darstellungen, Predigtbüchern und Kontroversschriften anregen oder derartige Arbeiten fördern.

Ein tragisches Geschick riß den Unermüdlichen im kräftigsten Mannesalter mitten aus seiner reichen Tätigkeit. Am Nachmittage des 26. Oktober 1574, als gerade die Studenten ihre Erholung im Garten genossen, fiel er mit seinem väterlichen Freunde und Vorgesetzten P. Leonard Kessel und P. Nicolaus Fabri dem Messer eines wahnsinnig gewordenen Ordensbruders, des hochbegabten Magisters Gerhard Pesch, zum Opfer. Unsäglich war die Bestürzung, die sich über die Untat in der Stadt verbreitete. Der Rat ließ eine Druckschrift veröffentlichen, in der er nach Darlegung des Vor-

ganges erklärte, daß „vorbenenter M. Gerhardus zum Pesch die erbarmliche Mordthatt auß Schwacheit seines Heuptz, und großer Wannsinnichkeit gethan, und daß ihme von den Herren, und Magistris Societatis Jesu, oder jemanden, derselbiger angehorigen Studiosis, die geringste Ursach darzu nit gegeben worden". Ein Leichenzug von nie gesehener Pracht bewegte sich am 28. Oktober durch die Straßen. Je acht Studenten trugen die drei Särge, und bei ihrem Anblicke brachen die nach Tausenden zählenden Zuschauer in lautes Weinen und Wehklagen aus; einige wurden sogar vor Schmerz ohnmächtig. Während Kessel und Fabri in St. Maximin ihre letzte Ruhestätte fanden, wurde Rethius auf den dringenden Wunsch seiner angesehenen Verwandten an der Seite seines Vaters in St. Paulus beigesetzt. Bei den feierlichen Exequien in St. Maximin am 3. November hielt der Prediger Nic. Elgard die Leichenrede, die ebenfalls in Druck erschien.

Johannes Rethius war kein Mann mit neuen, bahnbrechenden Ideen, er stellt sich vielmehr als echter Sohn seiner Zeit dar; aber er war ein in sich geschlossener und gefestigter Charakter, dessen ganzes Sinnen und Trachten, Denken und Handeln der begeisterten Vertretung der katholischen Interessen galt. Seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seine Verbindlichkeit im Umgang, sein bescheidenes Hintansetzen der eigenen Person, seine dankbare Gesinnung gegen Freunde und Wohltäter, sein herzliches Mitgefühl mit den Notleidenden und Bedrängten und seine warme Anhänglichkeit an Vaterstadt und Vaterland machten ihn bei Schülern und Mitbürgern, Landsleuten und Fremden beliebt und rechtfertigen wohl das hohe Lob seines Schülers Georg Braun, der ihn in seinem Städtebuch „omnis humanitatis, pietatis et mansuetudinis nitore ornatissimus" nennt. Ein Bild des Rethius scheint vor seinem gewaltsamen Tode nicht existiert zu haben; ein Kupferstich, der nach der Totenmaske zur ersten Zentenarfeier des Gymnasiums (1657) ausgeführt wurde, ist S. 37 wiedergegeben und trägt als Unterschrift folgende Distichen, die mit Anspielung auf den Namen Tricoronatum den dreifachen Ehrenkranz des Schulmannes Rethius feiern:

Dulce coronatis nomen sociando palaestris
Est triplex merito parta corona viro:
Prima fuit sociis, Ubio fuit altera Clero,
Urbi Agrippinae tertia parta fuit.

Literatur.

Außer den zu der Abhandlung über Leichius und Velsius angeführten Handschriften und Druckwerken folgende

Handschriften: Universitäts-Akten 599 (600), 603, 604.

Druckwerke: Monumenta Germaniae Paedagogica II: Ratio studiorum et Institutiones scholasticae Soc. J. 1. Berlin 1887. — Eberhard Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation, Halle 1895. — Bernhard Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, Freiburg i. B. 1896. — Ders., Die ältesten Studienpläne des Jesuitengymnasiums in Köln: Mitt. d. Ges. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgesch. 8, 1898, S. 130 ff. — Ders., Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert I, Freiburg i. B. 1907. — Meyer, Der Ursprung des jesuitischen Schulwesens, Dissertation, Berlin 1904. — Ders., Ziel, Organisation und Stoff des Unterrichts im Jesuitengymnasium zu Köln in den ersten Jahren nach seiner Eröffnung: Mitt. d. Ges. f. deutsche Erziehungs- u. Schulgesch. 19, 1909, S. 35 ff. — Joh. Schwab, Ludwig Hillesheim, Humanist und Bürgermeister von Andernach. Progr. d. Gymn. zu Andernach 1906.

Justus Lipsius.

Von Hermann Mennen, Oberlehrer am Marzellengymnasium.

Moribus antiquis. (Symbol. Lips.)

Eine ausführliche Schilderung der Jahre, die Justus Lipsius als Schüler des Tricoronatum in Köln verbrachte, ist um so mehr berechtigt, als gerade diese wichtigste Zeit seiner wissenschaftlichen Ausbildung und seiner Charakterentwicklung von den Biographen meist nur mit allgemeinen, zum Teil auch irreführenden Bemerkungen abgetan wird, die für die Beurteilung seiner wissenschaftlichen Bedeutung und seines wechselvollen Lebens zum mindesten wertlos sind. Zudem fällt sein Aufenthalt in Köln in jene Tage, als die Jesuiten eben die bursa nova Tricoronata übernommen hatten und sich durch die gegebenen Verhältnisse gezwungen sahen, in ihrer Lehrtätigkeit an Gewissenhaftigkeit und Fleiß alles daranzusetzen, um sich durch glänzende Erfolge ihrer Schule die Anerkennung des Ordens zu erringen und zu sichern.

Clarissimvs Ivstvs Lipsivs Historiographvs Regivs Professor Consliarivs etc.

Joest Lips wurde am 18. Okt. 1547 in dem südöstlich von Brüssel gelegenen Marktflecken Overyssche geboren. Als die Eltern, reiche und hochangesehene Leute, 1553 ihren Wohnsitz nach Brüssel

verlegten, schickten sie ihren Sohn dort auf eine Elementarschule, ließen ihn dann aber, in seinem 10. Lebensjahre, das Athenaeum in Ath (Hennegau) besuchen, das sich damals eines gewissen Zuzuges rühmen konnte. Aber Lipsius hat nicht viel Freude dort erlebt. Der Unterricht, der sich in kleinliche Spitzfindigkeiten grammatischer Regeln verlief, war ihm bald verleidet, und mit bittern Worten spricht er später noch von den beiden Jahren, die er in Ath aushalten mußte, bis die Eltern ein Einsehen hatten und ihn wegnahmen. Sie schickten ihn auf die Bursa der Jesuiten nach Köln.

Eine Unterbrechung des Studienganges hat nachweislich nicht stattgefunden, und da Lipsius Vorkenntnisse des Lateinischen besaß, so wurde er in die oberste Grammatikklasse aufgenommen. Dies ist ohne Zweifel bei der Innovatio studiorum zu Allerheiligen 1559 geschehen. Bei dieser Gelegenheit mußte er dem Studienpräfekten, der auch seine Personalien genau prüfte, Gehorsam und gute Sitten versprechen. Er war 1559—1560 Schüler in der Klasse Grammatica superior, 1560—1561 in der Poetica, 1561—1562 in der Rhetorica, 1562—1563 in der Logica, 1563 bis 19. Juni 1564 in der Physica.

Über seine Kölner Gymnasiastenzeit berichtet Lipsius nichts weiter, als er habe bei den Jesuiten Rhetorik und Philosophie gelernt, er sei sehr lernbegierig gewesen und habe, ohne damit zu prahlen, stets den ersten Platz innegehabt. Dann fährt er fort: Sub idem tempus pietas pectus meum tangere, et Patribus ipsis velle ac censeri: parentes sciverunt, abduxerunt, et annos iam sedecim natum Lovanium amandaverunt. Ibi litterarum haec antiquitatis studia ad se traxerunt, quorum tamen gustum amoremque Coloniae infuderat Gerardus Kempensis, praeceptor meus in Graecis, acerbi homo fati. (Epist. misc. cent. III. 87.) Es ist dies der bekannte Gerhard Pesch aus Kempen, der am 26. Oktober 1574 die PP. Leonhard Kessel, Johann Rethius und Nikolaus Faber im Wahnsinn ermordete.

Verfolgt man die für das Studium des jungen Lipsius in Betracht kommenden Lehrpensen, so ist der für die Prima classis Grammaticorum für das Jahr 1557 vorgeschriebene und bei der Schilderung der Tätigkeit des Rethius mitgeteilte Plan mit kaum nennenswerter Änderung für das Jahr 1559 geblieben. Der Klassenlehrer (primarius lector) war Gregorius Fabius Dionantensis, der seit Dezember 1557 Magister artium war und dessen Lehrgeschick der Rektor Kessel lobend hervorhebt. Lipsius stand im

13. Lebensjahre, als er mit den Schriftwerken Ciceros bekannt gemacht wurde. Die Freude am Gegenstande mochte dem Verständnis zugute kommen; denn der empfindsame Knabe mußte den Gegensatz zu dem früheren geisttötenden Grammatikbetriebe mächtig empfinden, wenn er den fein stilisierten lateinischen Erklärungen seines Lehrers folgte oder auch Sonntags bei den Deklamationen der Rhetoriker mehr oder minder große Nachahmer Ciceros bewunderte.

Als Lipsius zu Allerheiligen 1560 in die Klasse der Poeten versetzt wurde, war er Zeuge einer ungewohnten, erhebenden Feier. Rethius schildert sie in seinem Berichte über die vier letzten Monate des Jahres mit folgenden Worten: Nonis Novembribus studia instaurata sunt ac eo die primum matutino tempore sacrum cum gaudio et devotione iuvenum musice est decantatum. Post vero horâ secundâ pomeridianâ in scholis nostris duo adulescentes studiosi dialogum, quem ex classis rhetoricae auditoribus unus composuerat, exhibuerunt, reliqui vero parietes variis carminum generibus obtexerunt, quae res adeo commovit aliorum gymnasiorum studiosos, ut non modo venirent spectatum, verum etiam corrigerent si possent affixa parietibus carmina. Deinde ubi exhibitus fuit Dialogus, duo Rhetores ad classem Philosophiae conscensuri orationes de Philosophia pronuntiarunt, quorum alter eam contempsit, alter vero postquam laudibus sustulisset et in magnis scientiis eam reposuisset, antecedentis argumenta evertit, adeo ut laudem sit non mediocrem adeptum illud certandi genus ac declamandi in utramque partem. Demum singulis adulescentibus (ascendentibus?) ad superiores classes praeter honorem, qui pro unius cuiusque eruditione tributus est, munuscula etiam quaedam tribus maxime primis classis cuiusque donata sunt, ut hoc pacto omnes ad studia deinceps inflammarentur.

Was Lipsius in dem neuen Schuljahre zu lernen hatte, ersieht man aus den Lehrplänen:

1. Catalogus lectionum, qui servabitur a festo Omnium Sanctorum 1560 usque ad festum Paschae 1561.

In poesi.

m. Gregorius Fabius Dionantensis.	hora 6. Liber 6. Aeneidos.
m. Joannes Herbetius Lotharingus.	hora 9. grammatica Clenardi et evangelia graeca dominicalia. hora 12. liber 2. officiorum Ciceronis.
m. Gregorius Fabius.	hora 4. Ovidius de Tristibus.

2. Catalogus lectionum, qui servabitur a festo Paschatis 1561 usque ad festum Omnium Sanctorum eiusdem anni.

In poesi.

m. Gregorius Fabius Dionantensis.	hora 6. liber 6. Aeneidos.
m. Velroux Leodiensis.	hora 9. grammatica Clenardi et Plutus Aristophanis. hora 12. libellus Ciceronis de senectute.
m. Gregorius Fabius idem.	hora 4. de utraque copia [libri 2 Andreae Frusii].

Sabbatinis autem diebus et sacris parvus Catechismus Catholicorum.

Die Klasse hat ihren primarius lector behalten; die Stundenzahl ist um eine verringert. Lipsius lernte jetzt auch Griechisch. Er benutzte dazu die institutiones linguae Graecae des Nikolaus Cleynaerts. Sonntags um 12 Uhr mußte er sich an den Deklamationsübungen beteiligen, die von den Poeten und Rhetorikern in Poesie und Prosa abgehalten wurden. Um 6 Uhr hörte seine Klasse die Erklärung des Tagesevangeliums, und Samstags und Sonntags wurde der kleine Katechismus des Canisius gelernt, das compendium doctrinae christianae pro puerulis, das seit 1558 bei Maternus Cholinus in Köln gedruckt wurde.

Der Plan des Wintersemesters 1561/1562, als Lipsius unter den Rhetorikern saß, verzeichnet:

In classe Rhetoricae.

m. Arnoldus Buscoducensis.	hora 6. Ciceronis liber ad Q. Fratrem. hora 7. repetitio fiet lectionis.
m. Gerardus Cempensis.	hora 9. diebus Lunae Martis atque Mercurii syntaxis Varennii praelegetur, reliquis vero Philipp. 4 Demosthenis.
m. Gerardus.	hora 1. Rhetorices ad Herennium liber 4.
m. Arnoldus.	hora 4. oratio pro lege Manilia.

Der secundarius lector, der „praeceptor in Graecis", war Gerhard Pesch, der einflußreichste Lehrer des Lipsius. Er war „omnium doctissimus". Nach dem Urteil des Mainzer Provinzials Anton Vinck ist der Verfolgungswahn, in den er später verfiel, auf übermäßiges Studieren und ungeregeltes Arbeiten für das Kolleg zurückzuführen. Mit seinen umfassenden Kenntnissen hat er neben der

Behandlung der vorgeschriebenen Lektüre und unter Berücksichtigung des Haupterziehungszieles der Jesuiten, der Beredsamkeit, die in dieser Klasse vorgesehene, in ihrem Ziele aber nicht fest umgrenzte sog. Eruditio, d. h. die Kenntnis der Geschichte, der Staatseinrichtungen, des Privatlebens usw., ferner der Theorie der Dicht- und Redekunst der Griechen und Römer so zu vermitteln gewußt, daß sie für die spätere wissenschaftliche Tätigkeit des Lipsius von grundlegender Bedeutung geworden ist.

Für formalistische Übungen in der Rhetorik bot diese Klasse dem jungen Lipsius Gelegenheit genug. Sonntags mußte er deklamieren, wenn die Reihe an ihn gekommen war, dazu aber alle acht Tage eine Rede ausarbeiten und sie im Klassenzimmer aufhängen, so daß die Mitschüler Gelegenheit hatten, sie zu korrigieren. Mittwochs um fünf Uhr beteiligte er sich an den Disputationen der Poeten gegen die Rhetoriker oder umgekehrt über Stoffe aus der lateinischen und griechischen Grammatik und Metrik, wobei die Lehrer beider Klassen zugegen waren; jeden Nachmittag von 5—5 $^1/_2$ Uhr übte er sich mit den übrigen Rhetorikern im Disputieren über Gegenstände, die zum Klassenunterricht einschließlich der Eruditio gehörten.

Lipsius ist in spätern Jahren noch stolz auf seine ersten rhetorischen Versuche. Als ihm einst die Kritiker, die gegen den Inhalt seiner Werke nichts vorzubringen wußten, vorwarfen, er schreibe keine Reden, da hielt er ihnen mit ganz ungewohntem Selbstbewußtsein entgegen: „Daß ich Reden zu schreiben verstehe, wer will es leugnen, der mich schon als Knaben kannte! Kaum zwölf Jahre zählte ich, als ich Reden schrieb und auch vortrug, nach Knabenart freilich, aber sie hätte ein gereiftes Alter mit Rücksicht auf meine Jugend loben können, und wäre es die Forderung meiner Zeit gewesen, meine Eloquenz auf diesem Gebiete zu betätigen, ich hätte es gewagt, mit manchem Redner des Altertums den Wettkampf aufzunehmen". (Epist. misc. cent. II. 27.)

Die Lektionspläne für die folgende Studienzeit des Lipsius sind, soweit ersichtlich, in den Akten nicht vorhanden. Für die Logiker und Physiker war der Hauptautor Aristoteles, aus dessen Werken für jede Klasse eine geeignete Auswahl getroffen wurde. Zu den regelmäßigen Vorlesungen und Wiederholungen traten die für äußerst wichtig erachteten Disputationen über Gegenstände aus dem ganzen Bereiche der Philosophie; fanden diese in der gemeinsamen schola artium in der Stolkgasse statt, dann beteiligten sich auch die logici und physici der übrigen Gymnasien an ihnen.

Professor logicae primarius war 1563 Petrus Busaeus, secundarius war Gerardus Peschius Cempensis. Die Klassenlehrer der Physik waren für 1563/64 Franciscus Costerus und Arnoldus Havensius Buscoducensis.

Für die philosophischen Unterweisungen, namentlich die aus dem Gebiete der Ethik, hatte Lipsius eine tiefe Neigung mitgebracht. Gerne verfolgte er die im Unterricht aufgenommenen Gedanken weiter und suchte, wie er in der Einleitung zu der Schrift De constantia mitteilt, in Büchern, die ihm von den Jesuiten überlassen wurden, Bestätigung seiner mitunter abweichenden Ansichten, die er dann gelegentlich seinen Lehrern vortrug. Diese mußten aber jede derartige Regung zu selbständiger wissenschaftlicher Erkenntnis um so mehr verurteilen, als sie selber nach dem Grundgedanken der Ordensverfassung an rückhaltlose Unterwerfung unter den einen Willen des Praepositus generalis gebunden waren. Daher nahmen sie kurzer Hand die Bücher weg und vernichteten die mühevoll gesammelten Notizen. Lipsius hat darob nicht gegrollt; ihm ist auch die Freude an der Philosophie nicht verleidet worden. Jedenfalls aber hat er für die Folge die Sucht nach leeren syllogistischen Spitzfindigkeiten zu bemeistern gewußt und stets den Frieden dem Gezänke vorgezogen.

Am 20. Dezember 1562 stellte Leonhard Kessel über den Primus seiner Logici das Zeugnis aus: Jodocus Lips Bruxellensis iuvenis magni ingenii, bonus poeta, orator et grecus, futurus videtur bonus philosophus, ad conversandum et ad regendum aptus et iuvenis admodum bonus, fervidus et obediens. (Hansen 499.) Und das Urteil des Regenten Rhetius vom 12. Januar 1563 lautet: Jodocus Lips Bruxellensis logicae classis singulari ingenio et eruditione praeditus. (Litt. ann. fol. 47.)

Lipsius ist am 20. April 1563 bei der Artistenfakultät immatrikuliert worden (vgl. Hansen 781), und unter den „nomina eorum, quos promovimus ad Baccalaureatum in festo Omnium Sanctorum anno Domini 1563“ ist Jodocus Lyps (sic!) aufgeführt mit dem Zusatz Justus Lipsius. (Fasti et Eph. fol. 137.) Das Magisterexamen hat er nicht abgelegt. Das Dekanatsbuch der Artistenfakultät (IV. fol. 317) verzeichnet unter dem 19. Juni 1564: „accepit litteras promotionis suae, nempe baccalaureatus, Jodocus Lips Bruxellensis, in bursa Jesuitarum promotus“: er ließ sich sein Examen bescheinigen, um von Köln Abschied zu nehmen.

In den beiden ersten Monaten seines Aufenthaltes bei den Jesuiten wohnte Lipsius wie die übrigen von auswärts aufge-

nommenen Schüler in der Bursa mit den Fratres, den vollberechtigten Mitgliedern des Ordens, zusammen und war von den Scholastikern der Gesellschaft nur durch die Kleidung unterschieden. Erst Weihnachten 1559 war es möglich, die den Bestimmungen des Ordens zuwiderlaufenden Verhältnisse wenigstens so zu regeln, daß die zahlreichen Commensales von den Fratres getrennt wurden und diese ein Haus, jene zwei Häuser bezogen. Der Regens convictorum war Rethius, die Fratres unterstanden dem Franciscus Costerus aus Mecheln.

Dieser ist wohl der bedeutendste Kölner Jesuit aus jener Zeit. Er war Vizeregens. Als ihn Ignatius, der ihn am 7. November 1552 aufgenommen hatte, nach Köln sandte, hatte er ihm den Auftrag gegeben, Vorlesungen über Mathematik und Kosmographie zu halten. Durch seine Wissenschaft, die er gründlich beherrschte, empfahl er die Vorzüge der Jesuitenschule vor den übrigen Gymnasien, für die solche Vorträge damals etwas ganz Neues waren. Als Praefectus studiorum überwachte er Lehrpensen und Lehrmethode. Daneben übte er als Beichtvater und als Religionslehrer der drei oberen Klassen sehr großen Einfluß aus. In seiner Eigenschaft als Magister novitiorum legte er Wert darauf, vornehme, folgsame und begabte Zöglinge der Gesellschaft zu verbinden und ihre Ausbildung gewissenhaft zu leiten.

Da sich die Novizen aus der Zahl der Konviktoristen ergänzten, so war es mit Rücksicht auf den Orden geboten, auf den Unterricht und die Erziehung dieser Schüler besondere Sorgfalt zu verwenden. Diese Aufgabe übernahmen aber die meist selbst noch in der Vorbereitung stehenden Lehrer um so eifriger, als sie für ihre spätere berufliche Tätigkeit zu lernen Gelegenheit hatten. Sie nahmen sich ihrer Zöglinge, der Konviktoristen und der Scholastiker der Gesellschaft, einzeln an. So konnte auch Lipsius, der ja schon früh nach eigener wissenschaftlicher Überzeugung strebte, seine Lehrer bei den Vespertinae repetitiones bereit finden, ihm über die tagsüber gehörten Vorlesungen genauere Erklärung zu geben. Sie waren ebenso bei den Disputierübungen anwesend, die von frühmorgens an und selbst während der Mahlzeiten gepflegt wurden; sie leiteten die Domesticae declamationes, die an Feiertagen geradezu zu Schaustellungen wurden, und wenn sie in wöchentlichen Konferenzen über Trägheit oder Fortschritt ihrer Schüler verhandelten, sind sie gewiß in dem Lobe der Fähigkeiten des Lipsius einig gewesen. Mußte ein Zögling in der schola artium auftreten, dann übten die Lehrer die Aufgabe gründlich mit ihm

ein und ließen sie ihn während der Mahlzeit zur Probe vortragen. Zu den Predigtübungen, die mit Rücksicht auf die Scholastiker, die ja später als Prediger und Beichtväter verwandt werden konnten, in deutscher Sprache in Gegenwart aller Fratres Freitags abgehalten wurden, zogen sie auch besonders geeignete Konviktoristen hinzu und nährten so den Ehrgeiz derer, die zurückstehen mußten. Allgemein aber fehlte es den Knaben an Eifer nicht. Sie überboten sich geradezu, durch freiwillige Darbietungen, namentlich von Gedichten, zur Verschönerung von Festlichkeiten beizutragen, von denen der 1. Februar, der Tag des Einzuges in die Bursa, besonders glänzend gefeiert wurde.

Auch in den Übungen der Frömmigkeit suchten sich die Konviktoristen voreinander hervorzutun oder die Vorzüge der Fratres de Societate nachzuahmen, und bei dem allgemeinen Wetteifer verlangten sehr viele von ihnen danach, in den Orden aufgenommen zu werden. Es war auch für sie kein großer Schritt mehr bis zur völligen Entsagung der Welt. Man lese nur in den Berichten nach, wie eifrig sie die Sakramente empfangen, Kirchen besuchen, Messen und Predigten hören, freiwilligen Abtötungen sich unterziehen und wie sie nie ohne Zustimmung der Lehrer das Kolleg verlassen und sich nur selten, bei ganz schönem Wetter, mit einem Lehrer zum Spiele auf die Wiesen begeben.

Auch Lipsius ist dem Orden beigetreten. Er entschloß sich dazu im Sommer 1562, als er in der Rhetorikerklasse saß. Kessel berichtet darüber am 13. Oktober nach Rom: Fratres nostri optime se gerunt et suo exemplo multos ad contemptum mundi provocant. Inter quos duo sunt . . . . . et tertius filius unicus cuiusdam civis Bruxellensis qui acriter instant, ut ad Societatem recipiantur. Quia autem intellegunt, nos citra parentum consensum neminem recepturos, parentibus per litteras animos suos indicaturi sunt et eorum ad id consensum postulaturi. (Vgl. Hansen 438.) Ob man bei Lipsius, der nach dem angeführten Zeugnis Kessels den Anforderungen der Konstitutionen glänzend entsprach (vgl. const. 4, c. 2), auf Absendung des Schreibens bestanden hat, wo man doch in Köln mit Zustimmung des Generals auch geheime Mitglieder hatte und beim Widerstande der Eltern recht vorsichtig zu Werke zu gehen verstand? Jedenfalls ist es sicher, daß damals der Vater, den der eigene Sohn als vir acer, manu promptus schildert, nichts erfahren hat, und recht auffallend bleibt es, daß die Aufnahme bereits tatsächlich vollzogen war, ehe das erwähnte Schreiben Kessels abging. In einer der erhaltenen Schülerlisten

steht nämlich neben dem Namen des Lipsius die Bemerkung: Admissus est ad societatem 29. 7bris 1562. Dasselbe Datum ist in einer Löwener Liste enthalten, in der die Namen der Personen verzeichnet sind, die in der belgischen Provinz von 1542—1612 aufgenommen wurden. Rethius zeigte im Auftrage Kessels am 12. Januar 1563 unter Beifügung der erwähnten Empfehlung die Aufnahme in Rom an. Es mag zwar dem noch nicht fünfzehnjährigen Knaben die volle Erkenntnis der Tragweite seines Entschlusses, der zu schweren Konflikten führen mußte, gefehlt haben, für die Beurteilung seiner spätern Entschließungen aber ist er bezeichnend genug.

Die Frage, ob Lipsius als Novize dem Orden angehört habe, ist zu verneinen. Denn nach den Konstitutionen war während des zweijährigen Noviziates jegliches wissenschaftliche Studium strengstens untersagt. Lipsius ist aber, wie die Listen beweisen, nach seinem Eintritt in die Sozietät noch Schüler der Logik gewesen und hat auch sein Abschlußexamen gemacht. Er gehörte demnach zu den scholastici societatis, die sich auf das Noviziat vorbereiteten, und unterschied sich von den Scholastikern, die es hinter sich hatten. Seine plötzliche Abberufung von Köln ist wohl so zu erklären, daß die Eltern von seinem Vorhaben in dem Augenblicke Kenntnis erhielten, als er nach langem Zögern im Begriffe stand, in das Noviziat einzutreten und sich durch ein Gelübde zum Ordensleben zu verpflichten.

Während seiner Zugehörigkeit zur Societät wohnte Lipsius wieder bei den Fratres und zählte zu den berechtigten Mitgliedern des Ordens, wie es Ignatius noch kurz vor seinem Tode bestimmt hatte. Bei der Erziehung der nicht approbierten Scholastiker der Gesellschaft erstrebten die Jesuiten dasselbe Ziel wie bei den Novizen, absolute Disziplin des eigenen Wesens, aller Gefühle, Gedanken und Willensregungen zum Zwecke der völligen Hingabe an das Höhere, an Gott und seine Kirche. Daß die täglich bis ins kleinste geübte Selbstzucht dauernde Wirkung haben mußte, ist nicht zu bezweifeln, und die Leidenschaftslosigkeit und Selbstbeherrschung, die Lipsius später in seinen literarischen Werken stets bekundet hat, darf man als eine Folge jener strengen Erziehung betrachten. Als ihn einst ein Gegner zur Fehde zwang, da konnte er von sich sagen: „Ich habe gelernt, die Wahrheit zu lieben, aber auch die Streitigkeiten zu meiden“, und zum Beweise seiner Behauptung erklären: „Ich habe bis jetzt über vierzig Jahre gelebt und mehr als zwanzig Jahre geschrieben, aber ich habe meine

Feder bisher gegen niemand, und niemand hat sie gegen mich geführt. Denn ich liebe von Natur die Mäßigung und Ruhe und bin auch durch Erziehung dazu gebildet worden." (Institutio etiam accessit. Adversus dialogistam 281. 283.)

Als Lipsius, 16 Jahre alt, im Juni 1564 von der Bursa nova Tricoronata ging, da besaß er neben der Begeisterung für das Altertum die Grundlage der Kenntnisse, durch die er sich zum Fürsten in seiner Wissenschaft erhoben hat. Er dankte es seinen Lehrern, besonders dem unglücklichen Gerhard Pesch, und was er dem Orden im allgemeinen schuldete, das schrieb er am 1. Dezember 1597 an den Jesuitenpater Matthäus Rader in Augsburg: „Daß ich ein Freund des Ordens bin, was soll ich es nicht offen bekennen? Er hat mich in die Wissenschaften eingeführt, er hat mir heilsame Lehren für mein ganzes Leben gegeben und ist mir in ihrer Befolgung als Muster voraufgegangen. Ich liebe diesen Orden und liebe seine Mitglieder."

Lipsius setzte seine unterbrochenen philosophischen Studien in Löwen fort und widmete sich dann, ohne Magister artium zu sein, der Rechtswissenschaft, um sich nach dem Willen des Vaters für den Staatsdienst vorzubereiten. Aber sein Geist weilte bei den Werken der lateinischen Literatur. Mitten in dem Zwiespalt zwischen Neigung und Pflicht traf ihn unerwartet die Nachricht vom Tode des Vaters, dem auch die Mutter bald ins Grab folgte. So war der kaum achtzehnjährige Student auf eigene Hilfe angewiesen, und das empfand er um so mehr, als sein Vater das Vermögen nahezu verbraucht hatte. Schnell entschlossen erwarb er sich, so gut er konnte, den Grad eines Baccalaureus in utroque iure und betrieb dann ausschließlich das Studium des Lateinischen. Schon 1568 erschienen von ihm die Variarum lectionum libri III, eine kritische Studie über eine ganze Reihe lateinischer Autoren. Sie war dem Kardinal Granvella, dem langjährigen Minister Philipps II. in den Niederlanden, gewidmet.

Der Erfolg spornte Lipsius an, sich auf diesem Gebiete der Kritik weiter zu betätigen. Er fand dazu Zeit und Gelegenheit in Rom, wohin ihn Granvella als Sekretär seiner lateinischen Korrespondenz mitnahm. Hier machte er die Bekanntschaft der bedeutendsten damaligen Gelehrten. Er studierte die Denkmäler der Stadt und bemühte sich, die zugänglichen Handschriften des Tacitus, Seneca, Plautus und Terentius zu vergleichen. Als er jedoch nach zweijährigem Aufenthalte nach Löwen zurückkehrte, hielt ihn der Verkehr mit vergnügungssüchtigen Freunden davon ab, das reich-

lich gesammelte Material zu verarbeiten. Unzufrieden mit sich selbst und erbittert über die kriegerischen Verheerungen in seiner Heimat, wandte er nach einem Jahre Belgien den Rücken, um sich nach Wien zu begeben, wo der freisinnige Maximilian II. eine Reihe angesehener Humanisten um sich versammelt hatte. Trotzdem hier Lipsius, ohne Zweifel auf Empfehlung Granvellas, aufs

Justus Lipsius mit Hugo Grotius und den Gebrüdern Rubens.
Gem. v. P. P. Rubens. Palazzo Pitti, Florenz.
Mit Genehmigung von Hanfstängel, München.

freundlichste aufgenommen wurde, verließ er doch nach wenigen Wochen, im September 1572, die Stadt fast wie ein Flüchtiger. Als er dann auf der Rückreise einige Tage später neue Nachrichten über das wüste Treiben der spanischen Truppen aus seiner Heimat

erhielt, nahm er ohne Bedenken die Stelle eines Professors der Geschichte und Beredsamkeit an der 1558 gegründeten lutherischen Universität Jena an, ein Entschluß, der dem bisherigen Schützling eines Kardinals die Rückkehr nach Belgien unmöglich machte.

Die Professur trat er, kaum 25 Jahre alt, im Oktober 1572 an, und bald hatte er sich eine angesehene Stellung verschafft. Während der drei Semester, die er hier vornehmlich über lateinische Autoren der klassischen Periode las, vollendete er seine Noten zu Tacitus und setzte die Variae lectiones fort. Als er beim Tode des Herzogs Johann Wilhelm im Auftrage der Herzogin Dorothea Susanna die Leichenrede hielt, bekannte er sich in ihr offen zur lutherischen Lehre. Gleichwohl entstanden ihm bald schwere Anfeindungen, als er sich bei der Bewerbung um das Dekanat zurückgesetzt sah, weil er nicht Magister artium sei. Den Streit entschied der stellvertretende Regent, Kurfürst August von Sachsen, zugunsten des Lipsius. Dieser mischte sich aber bald darauf durch seine Rede De duplici concordia in die Fehde der lutherischen Geistlichkeit und machte sich dadurch seinen weitern Aufenthalt in Jena fast unerträglich.

Während der großen Ferien, im September 1573, reiste Lipsius nach Köln. Man darf wohl als sicher annehmen, daß er seine Lehrer und die Stätten, wo sie ihn unterrichtet und bewirtet hatten, nicht aufgesucht hat. Denn es ist festzuhalten, daß er vorab noch in dem Verbande der Jenaer Universität zu bleiben entschlossen war und sich erst durch den Widerstand seiner Frau, einer verwitweten Anna van den Colstere aus Löwen, die er in Köln heiratete, bestimmen ließ, die Professur aufzugeben. Im März 1574 verließ er Jena, nachdem er in aller Form von seinen Verpflichtungen entbunden war. Der Aufforderung der Herzogin, die erwähnte Leichenrede in Druck erscheinen zu lassen, kam Lipsius nicht nach. Ihn quälte die Sorge um die Rückkehr in die Heimat, und aus Furcht vor den Spaniern hielt er sich die neun folgenden Monate in Köln auf. In dieser Zeit veröffentlichte er das Meisterwerk philologischer Kritik, den Kommentar zu Tacitus. Er erschien 1574 bei Christophorus Plantinus in Antwerpen und war dem Kaiser Maximilian II. gewidmet.

In Köln vollendete Lipsius auch den Commentarius antiquarum lectionum, der 1575 erschien. Er enthält kritische und exegetische Erläuterungen zu Plautus, wofür er namentlich drei vatikanische Handschriften verglichen hatte, ferner zu Propertius, Seneca philos. und trag., Tacitus u. a. Seine ciceronianische Schreibweise gab er auf und vereinigte von jetzt ab die Nachahmung der Archaismen

eines Apuleius und seiner Anhänger mit der pointierten Kürze eines Sallustius, Seneca und Tacitus.

Von Köln kehrte er anfangs 1575 nach Overyssche zurück, um sich hier der Öffentlichkeit fernzuhalten. Aber schon bald ist er wieder in Löwen, wo er das juristische Studium wieder aufnimmt und zum Doctor iuris promoviert wird. Kurz darauf hielt er sogar Vorlesungen über alte Geschichte und stellte für seine Zuhörer die Leges regiae et decemvirales zusammen. 1577 erschienen die Epistolicarum quaestionum libri V, in quis ad varios scriptores, pleraeque ad T. Livium notae.

Als jedoch die Spanier die Truppen der Generalstaaten niederwarfen und sogar Löwen einnahmen, und als fast gleichzeitig die mehrmals erwähnte Oratio in funere erschien, da erkannte Lipsius die ihm drohende Gefahr und reiste nach Holland. Hier wurde er am 5. April 1578 zum Professor der Geschichte und der Rechte an der drei Jahre vorher gegründeten Universität Leiden ernannt. Damit beginnt die glänzendste Epoche seines Lebens. In der Vollkraft seines Schaffens veröffentlichte er eine ganze Reihe bedeutsamer Werke kritischen, sprachlichen und antiquarischen Inhaltes. (Vgl. Bibl. Lips.) In kurzem war er der angesehenste Gelehrte der jungen Hochschule. Durch seine Arbeiten wurde er trotz des Einflusses der französischen Philologen für die Studien maßgebend, wie sie in der sogenannten älteren holländischen Schule gepflegt worden sind.

In seiner allgemein anerkannten, hervorragenden Stellung konnte Lipsius auch in dem Streit der Tagesmeinungen ein entscheidendes Wort mitsprechen. Nun war die Frage nach der Vereinigung von Theologie und Philosophie schon lange eifrig hin und her behandelt worden, sie hatte aber infolge des starren Widerstandes der beiderseitigen Anhänger bisher keine befriedigende Beantwortung gefunden. Lipsius griff das Problem in seiner 1584 erschienenen Schrift De constantia auf, und als begeisterter Verehrer der Stoa, wie sie, an Schroffheit und Strenge wesentlich gemildert, durch Seneca überliefert ist, wagte er den Versuch, die stoische Philosophie den Lehren des Christentums anzupassen und so zu gestalten, daß man sein tägliches Leben nach ihr einrichten könne. Jedes spekulative Denken schob er beiseite und machte damit einerseits einen Rückschritt in die Zeiten der Humanisten, die wie Leonardo Bruni in seinem Dialogus ad Petrum Paulum Istrum ed. Klette p. 49 ihre Aufgabe in der Aneignung der Gedanken der antiken Philosophen erblickten, anderseits recht-

fertigte er den Standpunkt der Jesuiten, die auch in Köln (vgl. Meyer 37) dem Humanismus soweit entgegenkamen, als sie die litterae der pietas unterordneten und „die Philosophie als die Magd der Theologie" betrachteten. In der Vorrede spricht Lipsius seine Ansicht offen aus: „Fürchtet nicht, ihr Theologen, die wissenschaftliche Weisheit, wohlverstanden jene, die sich nicht zum Hochmut hinreißen läßt, sondern als ruhige Magd dem Glauben dient."

Der Erfolg der Schrift übertraf alle Erwartungen; sie wurde in fast alle Sprachen übersetzt, und der Name des Verfassers wurde fortan in den Kreisen der Gebildeten Europas am meisten genannt.

Nicht opportun waren die ebenfalls publizistischen Politicorum sive civilis doctrinae libri sex, 1589. In ihnen zeigte sich Lipsius als eifrigen Verteidiger der Monarchie und ließ sich zu Behauptungen verleiten, die bei den republikanischen Niederländern argen Anstoß erregen mußten. Den heftigsten Angriffen trat er mit der Schrift De una religione entgegen, zog es dann aber, wie er es in seiner Jugend gelernt hatte, vor, nutzlose Zänkereien zu meiden und dem Gegner das Feld zu räumen. Er verließ Leiden, reiste über Amsterdam und Hamburg nach Mainz und söhnte sich hier im März 1591 bei den Jesuiten mit der katholischen Kirche aus. Vermutlich waren unter den Mainzer Patres frühere Schulkameraden. Erst auf der Rückreise besuchte er die Kölner Ordensangehörigen. Die Professur legte er am 5. Juni formell nieder. Aber die Leidener Kuratoren suchten ihn auch jetzt noch zu halten. Ihr Anerbieten war vergeblich. Denn Lipsius strebte mit allen Mitteln nach der Rückkehr in die Heimat. Durch die Bemühungen seiner Freunde erlangte er von Philipp II. Verzeihung. Am 12. September 1592 wurde er zum Professor der alten Geschichte und am 24. November 1593 zum Professor der lateinischen Sprache in Löwen ernannt.

Auch in dieser Zeit ließ er unermüdlich ein Werk nach dem andern erscheinen (De cruce libri III; Poliorceticon libri V, 1594; De militia Romana libri V, 1595; De magnitudine Romana u. a. Vgl. Bibl. Lips.). Diese Arbeiten aus dem Bereiche der sogenannten Antiquitäten, die man vom heutigen Standpunkte korrekter methodischer Forschung als Kompilationen zu bezeichnen sich hier und dort für berechtigt hält, hatten mit Rücksicht auf den enzyklopädischen Unterricht der belgischen Schulen, vor allem aber auch als zuverlässige Materialsammlungen für die Erklärung der Texte und zuletzt auch für spätere wissenschaftliche Verarbeitung her-

vorragenden Wert. Für unsere Tage sind aus dieser Epoche der Kommentar zum Panegyricus des Plinius und die Manuductio ad Stoicam philosophiam noch von Bedeutung. Seine religiöse Überzeugung bekundete Lipsius in den Schriften über die Wunderwerke der Madonna zu Hal und Montaigu. Für erstere hatte ihm Franciscus Costerus die authentischen Belege verschafft. Viele Ehrungen wurden dem verdienten Gelehrten zuteil. Der König ernannte ihn am 14. Februar 1597 zu seinem Historiographen.

Noch bevor Lipsius seinen Aufsehen erregenden Kommentar zu Seneca vollendet hatte, starb er zu Löwen am 24. März 1606. Er wurde in der Franziskanerkirche beigesetzt. Die Marmorbüste seines Grabmals wurde 1794 nach Paris gebracht. Seit dem 28. Juni 1853 schmückt ein Denkmal seinen Heimatsort Overyssche.

Die Verdienste des Justus Lipsius liegen auf dem Gebiete der Kritik und Erklärung der lateinischen Prosaschriftsteller. Hier hat er sich durch hervorragende Begabung, unermüdlichen Fleiß und präzise Gelehrsamkeit glänzende und dauernde Erfolge errungen. Sie wird jeder ohne Rückhalt und um so mehr bewundern, je genauer er sich vergegenwärtigt, wie viele durch Unwissenheit, Sorglosigkeit und kritiklosen Übereifer entstandene Schwierigkeiten zu überwinden waren, um wenigstens zu einer annähernden Richtigkeit eines Textes zu gelangen. Lipsius hat den Tacitus, den das Zeitalter der Humanisten mißachtet hatte, desgleichen den Seneca, dessen Persönlichkeit man nicht einmal mehr kannte, wieder zugänglich gemacht. Es widerspricht daher den Tatsachen, wenn Bernays (in seinem Buch über Scaliger und in seiner Vorlesung im Sommersemester 1866) die Behauptung aufstellte, Lipsius habe seinen Mangel an Genialität durch Künstelei zu ersetzen gesucht. Mit vollem Recht wird er vielmehr „der genialste Textkritiker der Neuzeit“ (Gudemann) genannt. Seine Kritik erstreckt sich auf emendierte Ausgaben ganzer Texte, auf fortlaufende Notae ohne Text und endlich auf die schier zahllosen gelegentlichen Konjekturen, wie sie in seinen Sammelschriften und auch in seinen Briefen niedergelegt sind. Die Verbesserungen, die Lipsius wohl an sämtlichen lateinischen Autoren vorgenommen hat, haben in größter Zahl vor der Kritik der späteren Zeit standgehalten und sind in unsere Ausgaben aufgenommen worden. Seine Sacherklärungen verraten den gründlichen Kenner der lateinischen Literatur und der römischen Altertümer im weitesten Sinne. Sie sind, wo der Zweck es erfordert, durch gelehrte Exkurse ergänzt, die aber nur sachlicher und nicht persönlicher Auseinandersetzung dienen.

Überhaupt bekundet Lipsius in allen seinen Schriften besonnene Mäßigung, scharfes Urteil und klare Ordnung der Gedanken.

Der Kommentar des Tacitus ist „ein unübertroffenes Meisterwerk, mit dem sich weder ein Vorgänger, obgleich sich darunter Beatus Rhenanus befand, noch unter den ausgezeichneten Nachfolgern, deren er viele gefunden hat, einer vergleichen kann" (Urlichs). Lipsius war der erste, der eine scharfe Scheidung der Annalen von den Historien durchführte. Er erkannte ferner, daß das in der Handschrift fehlende sechste Buch der Annalen mit einem Reste des fünften Buches vereinigt war. Daß er die Trennung nicht ganz genau an der rechten Stelle vornahm, will wenig besagen, wenn man bedenkt, daß erst vor wenigen Jahrzehnten der Irrtum berichtigt worden ist. Für die Rezension seines Textes benutzte er die editio princeps des Vindelinus de Spira, die um 1470 in Venedig erschienen war; er nennt sie Ann. XII. 41: Romanus priscae editionis codex; ferner mehrere vatikanische Handschriften und einen Farnesianus (Histor. III. 5.), den ihm Fulvius Ursinus verschafft hatte. Weitere Angaben über Handschriften findet man in seinen Briefen. Neuerdings hat Scato de Vries, worauf Herr Prof. Dr. Sonnenburg-Münster mich in liebenswürdigster Weise aufmerksam gemacht hat, festgestellt, daß Lipsius in seiner Handschriftensammlung den Codex Leidensis XVIII sive Perizonianus Q. 21. besessen hat. (Vgl. Tac. dial. de or. et Germ. Suet. de vir. ill. fragm. cod. Leidens. Periz. photograph. ed. Praefatus est G. Wissowa, Leiden, Sijthoff. 1907, praef. pag. XXII und XXIII.) Die erste Ausgabe, 1574, enthielt nur den berichtigten Text nebst Noten. In Leiden verfaßte er commentarii pleni dazu und ergänzte sie später. Die Erläuterungen sind ganz knapp gehalten und meiden jedes Prahlen mit Kenntnissen. Die Konjekturen sind so treffend, daß Lipsius, als Pichena 1604 die mediceische Handschrift veröffentlichte, gestehen konnte: (qui codex) centenis circiter locis coniecturas nostras (quod gaudeam) confirmavit. (Vorrede 18. August 1605.)

Der Kommentar des Seneca erschien 1605; er war dem Papste Paul V. gewidmet. Lipsius hat das Verdienst, den Rhetor scharf von dem Philosophen geschieden zu haben. (Vgl. Electorum liber I. cap. 1.) Für den Text des Philosophen benutzte er die vorliegenden Ausgaben und Verbesserungsvorschläge und eigene handschriftliche Notizen. Die genaue Kenntnis der Gedanken des ihm geistesverwandten Römers ermöglichte es ihm, in den meisten strittigen Fällen die richtige Lesart einzusetzen. Sehr

verdienstvoll war auch die Regelung der Interpunktion, die infolge der mangelhaften Bekanntschaft mit dem Inhalt sehr im Argen lag. Den einzelnen Dialogen sind wertvolle Inhaltsangaben vorausgeschickt. Die Erläuterungen reichen nur bis zu den Naturales quaestiones. Erst in unsern Tagen wird man, vor allem nach den verdienstvollen Vorarbeiten Buechelers, daran gehen, eine kritische Ausgabe des Seneca herzustellen, die den Kommentar des Lipsius überholen soll.

Literatur.

Justi Lipsii opera, Wesel 1625. — Jos. Hansen, Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542-1582, Bonn 1896; dazu die Originalakten des Kölner Stadtarchivs. — Meyer, Ziele des Unterrichtes am Jesuitengymnasium in Köln: Mitteilungen der Ges. für d. Erz.- und Schulgeschichte. 19. Jahrgg. 1909. — B. Duhr, Die ältesten Studienpläne des Jesuitengymnasiums in Köln. Ebenda VIII. 1898. S. 130. fgd. — Eberh. Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895. — van der Haghen, Bibliographie Lipsienne. 3 Bde. Gent 1886-1888, nebst der dort angegebenen Literatur. — Urlichs, Geschichte der klassischen Philologie, in Iwan Müllers Handbuch. — Lucian Müller, Geschichte der klassischen Philologie in den Niederlanden, Leipzig 1869. — Halm, Justus Lipsius in der Allgemeinen deutschen Biographie.

Georg Braun.

Von Regierungsbaumeister Dr.-Ing. HANS VOGTS in Köln.

Die Vielseitigkeit, die vielleicht das hervorragendste Kennzeichen der italienischen Renaissance und ihres Geisteslebens ist, zeichnet nicht nur auch die deutschen Humanisten und die ganze deutsche Kultur zu Anfang des 16. Jahrhunderts aus, sondern verleiht auch noch dem geistigen Leben der Gegenreformation in manchen deutschen Städten ihr Gepräge.

Unter den Kulturmittelpunkten dieser Zeit ragte neben Prag, Wien, Augsburg, Basel, Nürnberg, Straßburg, Mainz unser Köln hervor, mochte es auch an innerer Bedeutung gegenüber früheren Jahrhunderten verloren haben. In der Stadt wirkte damals ein Kreis von Männern, die durch Freundschaft miteinander verbunden waren und sich gegenseitig anregten; diesem Kreise gehörte neben dem Geschichtsforscher Stephan Brölmann, den Altertumsfreunden und Sammlern Constantin und Johann von Liskirchen, Peter Heimbach, Johann Helman, dem Bürgermeister Johannes Hardenrath, dem Vorbild seiner Amtsnachfolger, den Buchdruckern und Verlegern Arnold Mylius, Johann Gymnicus und Anton Hierat und vielen andern Freunden der Kunst und der Wissenschaft der Dechant GEORG BRAUN, der Herausgeber des Städtebuchs, an, der wie sein Hauptwerk bisher wohl nicht die Aufmerksamkeit gefunden hat, die seine Person und seine Tätigkeit verdienen.

Freilich ist auch über das Leben Georg Brauns (oder Bruins, wie er sich selbst häufig schreibt) nicht viel zu erfahren. Schon von seiner Abstammung fehlen sichere Angaben; es steht nur so viel fest, daß er 1541 in Köln geboren wurde. Seine Eltern sind unbekannt (die Namen, welche Ennen an einer Stelle angibt, beruhen auf einer Verwechslung). Man kann es als wahrscheinlich betrachten, daß Georg einer ausgedehnten, sehr regsamen Kölner Maler- und Glaswörterfamilie Bruin angehörte, von welcher der Chronist Hermann von Weinsberg, der mit ihr großmütterlicherseits verwandt war, viel berichtet. Von dieser Familie werden genannt der Glaswörter und Ratsherr Tilman, der 1577 starb; der Maler Christian, der seine Kunst in Mecheln gelernt hatte, im Hause seines Vaters in der Brückenstraße wohnte und neben vielen andern Arbeiten auch solche für die Jesuitenkirche ausführte († 1586); sein Bruder Heinrich, der am Waidmarkt, „uff der Drenken" wohnte und die Jakobskirche mit Glasgemälden schmückte, sein Sohn Heinrich, welcher 1597 städtischer Glaswörter wurde und Arbeiten für das Kartäuserkloster lieferte; dessen Sohn Melchior, der sein Amtsnachfolger wurde, keine Kinder hatte und zwischen 1678 und 1683 starb, und seine Schwestern Katharina und Richmud.

Die Abstammung Georgs von dieser Familie wird durch sein Wohnen in der Columbapfarre, durch das Vorkommen gleicher Vornamen in Georgs und Heinrichs Familie, durch das Interesse, das Weinsberg auch Georg und seinem Bruder entgegenbringt, durch die gemeinsamen Beziehungen zu Mecheln und zu den Jesuiten wahrscheinlich gemacht und wäre insofern bedeutsam, als sie die Kunstliebe erklärte, die ein hervortretender und besonders liebenswürdiger Zug Georg Brauns ist und sich auch bei seinen Verwandten findet. Neben der Glaswörterfamilie Braun gibt es noch mehrere Kölner Familien desselben oder ähnlichen Namens, darunter als die bekannteste die des aus Antwerpen nach Köln eingewanderten, berühmten Bildnismalers Barthel Bruin, die vielleicht einen Seitenzweig desselben Stammes darstellt, mit der unser Georg aber erst in zweiter Linie verwandt sein könnte, da alle ihre Glieder — im Gegensatz zu denen der Glaswörterfamilie — aus den Schreinsbüchern festgestellt werden konnten. Als ein Zeichen näherer Beziehungen wird man auch den Namen „Fuscus", der sich sowohl auf den Maler Barthel als auf Georg angewandt findet, nicht auffassen dürfen, da solche Übersetzungen der Familiennamen ins Lateinische eine allgemein geübte Mode waren.

Ein anscheinend jüngerer Bruder Georgs war Melchior Braun, welcher kein Schüler der Jesuiten war, 1561 bei der Artistenfakultät der Kölner Universität eingeschrieben wurde, den Doktorgrad erwarb, 1575 Kanonikus am Apostelnstift, 1583 dort Dechant, am 14. Dezember 1585 Pastor an Klein St.-Martin wurde und im Juni 1605 starb. Wahrscheinlich schmückte er seine Pfarrkirche mit den Gemälden vom Leben des heiligen Martin, die später in die Kapitolskirche übertragen wurden. 1578 gab er eine Übersetzung der Schrift des Heinrich Kyspinnik über den Tod und die Tröstung Sterbender heraus, die ihn als eifrigen, praktisch tätigen Geistlichen zeigt. Melchior war ein „insignis animarum zelator", von dessen Bedeutung für die Gegenreformation noch die Rede sein wird.

Hartzheim (und nach ihm Merlo) bezeichnen als einen weitern Bruder den Maler Augustin Braun, einen „zweiten Apelles", wie ihn Brölmann nennt, einen „herrlichen Künstler", wie Sandrart schreibt. Von ihm sind zahlreiche Gemälde, Stiche und Radierungen aus der Zeit von 1592 bis 1639 erhalten, darunter eine Bilderfolge des Lebens Mariae von 1592, zu welcher Georg Braun einen lateinischen Text verfaßte, ferner eine Halbfigur des leidenden Heilands, die Augustin in Gemeinschaft mit dem Stecher Peter Isselburg 1607 dem „hervorragenden, hochgelehrten Herrn Georg Braun, hochwürdigen Dechanten an St. Maria ad gradus und Kanonikus an St. Georg, dem hochverdienten Theologen und berühmten Geschichtsschreiber, seinem Herrn und Gönner", widmete; am bedeutendsten zeigt sich das Talent Augustins wohl in den sechs Handzeichnungen aus der Kölner Geschichte, die im Hahnentormuseum hängen und offenbar Entwürfe für dekorative Malereien in Bogenfeldern irgend eines öffentlichen, wahrscheinlich städtischen Gebäudes sind, als welches das zu Anfang des 17. Jahrhunderts vollendete Zeughaus oder der sogenannte „spanische Bau" am Rathausplatz in Betracht kommen könnten; diese acht Blätter sind flott gezeichnet, geschickt komponiert und verraten ein auffallendes Bewandertsein in der städtischen Geschichte und in Tracht und Lebensweise vergangener Jahrhunderte, das freilich auch auf die Ratschläge und Winke der Auftraggeber und geschichtskundiger Freunde zurückgehen kann. Augustin Braun unterhielt freundschaftliche Beziehungen zu der Stecherfamilie Hogenberg, die am „Städtebuch" in erster Linie mitbeteiligt war. Aus allem, was wir über ihn erfahren, geht hervor, daß er mit Georg wohl verwandt, aber kaum sein Bruder war — neben dem allzu demütigen

Text der oben angeführten Widmung würde auch der Altersunterschied dagegen sprechen; eher wird er als ein Neffe des Dechanten anzusehen sein.

Als Wappen führte Georg Braun ein Schild, das oben ein springendes Pferd, unten zwei gekreuzte Ähren enthält; dieses Wappen befindet sich unter seinem Bildnis bei Hartzheim. Ein ganz ähnliches Wappen war an der reichen, holzgeschnitzten Wendeltreppe des Hauses Edern, Unter Goldschmied Ecke Portalsgasse, angebracht, das von 1563—1570 dem Ehepaar Heinrich von der Düssel und Christine Bruins, 1570—1597 dem Ehepaar Heinrich Faber und Margareta Bruins gehörte; man wird also wohl auch diese beiden Frauen zur Verwandtschaft Georgs zählen dürfen. Zu dieser gehört ferner Christine Bruins, die am 31. Oktober 1620 aus dem Hause des Dechanten zur Trauung mit Werner Müntz geführt und 1660 neben ihrem Gatten im Grabe Georgs in der Kirche St. Maria ad gradus bestattet wurde; Christine, wohl eine Nichte Georgs, starb kinderlos und erwähnte in ihrem Testamente noch einen Halbbruder Wilhelm Braun und eine Schwester Margareta. Mit Georg verwandt war wohl auch der Kupferstecher Sebastian Braun, den Hartzheim erwähnt und zu dessen Bildern aus dem Leben Christi und der Jungfrau Maria der Dechant ein Vorwort schrieb (oder beruht Hartzheims Angabe auf einer Verwechslung mit Augustin?). Endlich scheinen den Vornamen nach zehn Geschwister mit unserm Braun verwandt, welche Johannes, Diederich, Georg, Barthel, Melchior, Maria, Adelheid, Margrieth, Katharina und Lucia hießen und von denen Johannes 1629 achtzehn Jahre alt, Diederich Karmelitermönch, Georg wahrscheinlich mit einem Georg Braun identisch war, der 1610 an der Artistenfakultät in Köln eingeschrieben wurde.

Für unseres Georg Brauns Leben und späteres Wirken war die Erziehung von höchster Bedeutung, die er im Gymnasium der Jesuiten in der Maximinenstraße empfing, in dessen Büchern er sich zuerst 1558 genannt findet, im selben Jahre, in dem er am 23. Juli immatrikuliert wurde. 1558 stieg er als zweiter der aufgeführten Schüler aus der poëtica in die rhetorica, in der er am 7. Mai zusammen mit Hieronymus Vedderhenn zur Abwendung einer Fieberepidemie vorzutragen hatte. Im Februar 1561 war er Schüler der physica; am 14. März 1561 wurde er magister artium und bald darauf baccalaureus. 1562 wird er als Novize des Jesuitenordens genannt, dem er aber jedenfalls nur kurze Zeit angehörte. Hartzheim nennt als seine Lehrer Rhetius und Kessel; er selbst

erwähnt außerdem als bedeutende Gelehrte des Kölner Ordenshauses den beredten Balduinus Leodiensis, den Philosophen Petrus Sylvius und die Theologen Theodor und Peter Busaeus. 1560 gab Kessel in seinem Monatsbericht eine ausführliche Charakteristik Georgs, welcher damals Schüler der logica war, eine Schilderung, welche Kessel als einen guten Menschenkenner erscheinen läßt, da in Brauns späterem Leben, soweit wir es kennen, gerade die erwähnten Fähigkeiten zum Teil hervortreten. Kessel schrieb von ihm: „iuvenis natura satis modestus boni autem ingenii et iudicii, gratiam habebit concionandi docendi philosophiam bonus videtur magister nostrorum puerorum ac discipulorum, habet gratiam conversandi etiam cum viris magnae autoritatis, sic satis idoneus ad quemcunque rerum externarum executionem".

An der Universität erwarb Georg den Grad eines Licentiaten der Theologie. Um 1570 scheint er Hilfsgeistlicher in der Columbapfarre gewesen zu sein. 1575 versprach der Rat als Gegengabe für die Widmung eines Exemplares des Städtebuches, sich um eine geistliche Pfründe für ihn zu bewerben, und verehrte ihm 50 Reichstaler. 1578 wurde er quaestor und fiscus an der neugegründeten theologischen Lehranstalt, deren Gründer, der um die Erhaltung der katholischen Konfession bemühte Johannes Swolgen, Dechant an St. Andreas und St. Georg, ein Freund und Gönner der Jesuiten war; zur Eröffnung des Collegium Swolgianum, das sich an der Stelle des heutigen Marzellengymnasiums befand und über dessen Tür in goldenen, in Stein gemeißelten Buchstaben sein Name prangte, gab Georg Braun eine Beschreibung der Anstalt und des Lehrplanes mit seinen acht Klassen heraus; er hielt auch am 11. Juli 1578 die Eröffnungsrede über das Studium der Theologie und deren Lehranstalten, welche in der Beschreibung mit einem Anhange, einer Disputation darüber, ob die Theologie die hervorragendste Wissenschaft sei, abgedruckt ist. Bald nachher wurde Georg Kanonikus an der St. Georgskirche und am 5. Juni 1585 Dechant des Stiftes St. Maria ad gradus, dessen schöne Kirche östlich vom Domchor lag, bevor sie zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgebrochen wurde. Als Dechant dieser Kirche war er zugleich Archidiakon von Dortmund, ein Amt, das seit Erzbischof Annos Zeit mit dem des Dechanten an St. Maria ad gradus verbunden war. Georg bewohnte seitdem bis zu seinem Tode das 1489 gestiftete, in der Immunität des Stiftes gelegene Dekanatsgebäude, das Ausblick in den Garten der Kirche hatte. Er starb am 10. März 1622, einundachtzig Jahre alt, und wurde in der

St. Nikolauskapelle seiner Kirche begraben. Seine Grabinschrift geben Hartzheim und Büllingen an; sie lautete: „Admodum reverendus ac magnificus vir ac dominus Georgius Braun Agrippinas huius Collegiatae ecclesiae Beatae Mariae virginis ad gradus per 37 annos decanus et archidiaconus Tremoniensis optime meritus hoc epitaphium in sui memoriam una cum aliis legatis piarum imaginum ac contemplationum picturis ecclesiae suae donavit aetatis 81 obiit ao. salutis 1622 die 10 martiis."

Aus der Grabschrift geht hervor, daß er die Stiftskirche reich bedachte und insbesondere mit Bildern schmückte, von denen eines, welches im nördlichen Seitenschiff aufgehängt wurde, ihn selbst darstellte; nach diesem Bilde schuf der Stecher Rösel um die Mitte des 18. Jahrhunderts den Stich, der uns Brauns kluges, ernstes, wohlwollendes, nach der Tracht der Zeit spitzbärtiges Gesicht überliefert hat. Zum Ausdruck dieses Bildes paßt die kurze, aber treffende Charakteristik, die Hermann von Weinsberg 1585 von Georg Braun gab, indem er ihn „gar wolgeleirt und politissimus" nannte.

Häufig erhielt Braun ehrenvolle Aufträge von seiten der kirchlichen Behörden: so wurde er, als er 1592 in Neuß mit dem Nuntius über die dortige Errichtung eines Jesuitenkollegs verhandelte, zur Begrüßung der Herzogin-Regentin Jakobine von Kleve-Jülich-Berg nach Düsseldorf geschickt, mit der diplomatische Verhandlungen wegen einer Stärkung der katholischen Partei in ihren Ländern gepflogen wurden; so war er im Juni 1602, zusammen mit Johannes Swolgen und dem Obersiegler Ludwig von Heresbach, der Vertreter des apostolischen Stuhles bei der feierlichen Einweihung der neuen Franziskanerkirche in der Streitzeuggasse, ein Ereignis, auf das er eine Medaille prägen ließ.

Von Georgs Tätigkeit als Geistlicher zeugen sein Testament, durch das er in seiner Stiftskirche den Gottesdienst zu Ehren des Namens Jesu begründete, und viele seiner Schriften, darunter eine, die sich mit dem Kommentar des belgischen Bischofs Cornelius Jansenius zu dessen Evangelienharmonie befaßte und die 1579 erschien. Als Geistlicher mußte er vor allem zu dem Streit der Konfessionen Stellung nehmen, der damals in und um Köln entbrannt war. Die Erziehung Georgs im Jesuitenorden und seine Beziehungen zu Johannes Swolgen lassen es als selbstverständlich erscheinen, daß er in diesem Streit vollständig auf der Seite der katholischen Kirche stand; er weist denn auch in seinen Schriften die Lehren des Velsius und Leichius als Ketzereien zurück und vergißt anderseits in seinem Städtebuch nie, die Institute der

römischen Kirche, die Ordensniederlassungen der Jesuiten und ihre führenden Männer zu erwähnen. Als Archidiakon von Dortmund versuchte er besonders, allerdings ohne Erfolg, dort den Protestantismus zurückzudämmen, gegen den er 1605 eine Druckschrift „Catholicorum Tremoniensium adversus Lutheranicae ibidem factionis praedicantes defensio“ erscheinen ließ; auch sein Vertreter und Offizial in Dortmund, der Pastor Schmalbein von Büderich, wirkte in seinem Auftrage den protestantischen Predigern entgegen.

Es scheint also, daß Georg an der Seite seines Bruders Melchior kämpfte, welcher 1582 eine Flugschrift mit dem Titel herausgeben ließ: „Ablienung und gruendtliche widerlegung der übel gegründten Supplikation so etliche der Augsburg. Confession vermeinte verwandten umb einräumung einer öffentlicher Platz zu ihres Glaubens exercitium einen hochachtparn und weisen Rhatt der heyligen Statt Cölln übergeben haben“. Diese Flugschrift, die sich auf Ratsbeschlüsse und Reichstagsabschiede stützt, erhielt eine weite Verbreitung und 1649 eine zweite Auflage; sie ist in einem lebendigen Stil geschrieben, der es ahnen läßt, daß Melchior ein guter Prediger war, der auf die Allgemeinheit Eindruck zu machen wußte. Georg dagegen wandte sich schon durch die lateinische Sprache seiner Schriften an einen kleineren Kreis; er geht auch bei seinen religiösen Auffassungen vorwiegend von der Geschichte aus, und es ist bezeichnend, daß er in dem auf Dortmund bezüglichen Buche gegen die Lutheraner fast nur deren Uneinigkeit und Unbeständigkeit und die Jugend ihrer Kirche anführt.

Die Gegenreformation begnügte sich aber nicht mit der Abweisung der protestantischen Ansprüche, sondern suchte auch die eigene Kirche zu kräftigen und zu festigen und ihre Schäden zu heilen; auch dabei finden wir Melchior Braun mit tätig und von seinem Bruder Georg unterstützt. Es galt besonders, den Pfarrerstand in Köln zu heben; zumal Melchiors Vorgänger als Pfarrer von St. Aposteln war ein ganz ungelehrter Mann. Als ein Mittel zur Gewinnung tüchtiger Pfarrer erschien eine bessere Bezahlung ihrer Dienste, die man durch Aufhebung der allzu zahlreichen Präbenden an mehreren Kölner Kirchen ermöglichen wollte, ein Beginnen, für das sich besonders der Rat interessierte. Dessen Wünsche in dieser Hinsicht vertrat Melchior 1580 in Rom bei dem Papste; im Februar 1581 kehrte er von seiner, mit vollem Erfolg durchgeführten Reise zurück. Georg Braun, der schon mit seiner ersten bekannten Schrift „oratio quodlibetica contra concubinarios sacerdotes“ vom Jahre 1566 für die Reformation des

geistlichen Standes eingetreten war, hatte kaum das Dekanat am Marienstift erlangt, als (am 17. Oktober 1586) zwölf Präbenden desselben (sicherlich nicht ohne seine Mitwirkung) aufgehoben wurden.

Ein so lebhafter Anhänger der katholischen Kirche aber Georg auch war und so wenig Zweifel er auch daran aufkommen ließ, so war er doch persönlich durchaus tolerant und von aller Feindschaft frei. Sein Lebenswerk, das Städtebuch, brachte ihn in Beziehungen zu gelehrten Protestanten und zu protestantischen Städten; in seinem Text enthält er sich aller feindlichen Bemerkungen. Ja, er stand mit mehreren religiösen Gegnern in naher Freundschaft, besonders mit dem trefflichen Georg Cassander, einem 1515 in Brügge geborenen Gelehrten und Feinde der Jesuiten, der seit 1544 in Köln für eine Wiedervereinigung der beiden Konfessionen auf einer mittleren Grundlage wirkte und in Brauns Wohnung in der Columbapfarre am 3. Februar 1566 starb; ferner mit dem Kupferstecher Franz Hogenberg aus Mecheln, der selbst ein Anhänger der Augsburger Konfession war und wiederholt ihre Prediger anhörte.

Wie viele Gelehrte seiner Zeit, so hatte auch Georg Braun überhaupt einen zahlreichen Freundeskreis und wahrscheinlich auch einen regen Briefwechsel, von dem leider nur ein paar, seine Schriften, besonders das Städtebuch, betreffende Stücke erhalten sind. Ganz abgesehen von den vielen Gelehrten, die er im Städtebuch als seine Freunde bezeichnet oder die ihn in ihren zur Einleitung dienenden Lobsprüchen ihren Freund nennen und von welchen nur die Kölner Wilhelm Salzmann und der Kanonikus des Stiftes St. Maria ad gradus Melchior Hittorf erwähnt seien, stand Georg in nahem, freundschaftlichem Verkehr mit dem etwas jüngern Dr. jur. Stephan Brölmann, der bald nach ihm (am 10. November 1622) starb und der in seinen „Epideigmata“ 1595 eine Karte Europas dem „durch Frömmigkeit und Bildung ausgezeichneten Georg Braun, dem Theologen und Erläuterer der Städte des Erdkreises, seinem alten Freunde und Mäcen“ widmete. Mit Georg verkehrte ferner freundschaftlich Hartger Henot in den Jahren, welche dieser als Kanonikus an St. Andreas, Domherr und späterer Protonotar in Köln verbrachte. Henot, der Sohn des Taxisschen Postmeisters in Köln und ebenfalls ein Schüler des Tricoronatum, wurde 1588 zum Priester geweiht, später als Diplomat am Kaiserhof hochgeschätzt und erlangte zahlreiche geistliche Würden; gegen das Ende seines Lebens wurde er aber durch einen Prozeß verbittert, den man gegen seine geschäftstüchtige Schwester, die

Postmeisterin Katharina Henot, wegen Hexerei führte und der 1628 mit ihrem Tode auf dem Scheiterhaufen endete; ja, man wagte es sogar, den Domherrn selbst der Zauberei zu beschuldigen. Ein Bild dieses Zöglings der Jesuiten und Freundes des Georg Braun befindet sich im Gebäude der Kölner Studienstiftungen am Gereonshof.

Das Hauptgebiet von Georgs gelehrter Tätigkeit war die Geschichtsschreibung, die er als ein Freund der Kunst an die Erscheinungen der Städte, kirchlichen Gründungen und Bauten anknüpfte, welche er als greifbare, augenfällige Zeugen der Geschichte auffaßte. So war neben dem Städtebuch auch die „Rapsodia Coloniensis" geartet, eine Geschichte der Kölner Stifter und Orden, Hospitäler und Konvente, der Fahnen und Siegel der Stadt, der Ratskapelle und der erzbischöflichen Residenz, der ein kurzer Abriß der allgemeinen, hauptsächlich der römischen Stadtgeschichte wie eine Art Vorwort vorangesetzt ist. Diese Schrift, die in der Alfterschen Sammlung des Stadtarchivs (Band 44) erhalten ist, hat Braun anscheinend bis zu seinem Tode beschäftigt und ist als Fragment liegen geblieben und in fremde Hände übergegangen; es sind noch Ereignisse aus den Jahren 1614/15 erwähnt, allerdings zum Teil nicht mehr wie die übrigen Sätze der Handschrift in lateinischer Sprache, sondern in deutscher und von anderer Hand niedergeschriebener, so daß es scheint, als habe der selbst im Lateinischen so gewandte, alte Dechant diese späteren Ereignisse einer fremden Person diktiert. Braun hatte mit der Rapsodia kein geringeres Werk vor, als es später Aegidius Gelenius in seinem Buche de admiranda magnitudine Coloniae 1645 vollendete. Gelenius hat offenbar die Braunsche Schrift nicht benutzt, da diese manch wertvolle Notiz, z. B. von den Klöstern St. Pantaleon und St. Mauritius, enthält, die bei Gelenius fehlt; um so mehr wäre es verdienstlich, die Rapsodia trotz ihres fragmentarischen Charakters herauszugeben und einem weitern Kreise zugänglich zu machen. Natürlich enthält sie auch eine ausführliche Geschichte des Jesuitenordens in Köln und seines Gymnasiums bis zum Jahre 1598. An dieses Werk Brauns schließt sich eine Geschichte des Stiftes St. Maria ad gradus mit zweiunddreißig Kapiteln an, die sich in der geistlichen Abteilung des Stadtarchivs (Nr. 166) befindet.

Brauns unvergängliche Bedeutung beruht aber auf dem Städtebuch, dem „theatrum orbis terrarum civitatum" (oder „Beschreibung und Contrafaktur der vornembster Stät der Welt"), womit er sich früh beschäftigt haben muß, da der erste Band schon 1572 erschien.

Die Idee, die größeren oder doch aus irgend einem Grunde interessanteren Städte der damals bekannten Welt in Bild und Wort vorzuführen, lag wohl, nachdem Abraham Orttelius in Antwerpen und Arnold Mercator in Duisburg ihre großen und schönen Kartenwerke herausgegeben hatten, gewissermaßen in der Luft; ja, Braun hatte einen Vorgänger in Sebastian Münster, dem Oberingelheimer Gelehrten, welcher 1552 in Basel eine Kosmographie erscheinen ließ, die aber durchaus der streng wissenschaftlichen Grundlage entbehrte und vor allem auch des großartig geplanten Bilderschmuckes und der Reichhaltigkeit des Braunschen Werkes. In der Art und im Umfang der Münsterschen Kosmographie hielt sich später das „Stättebuch" des Abraham Saur, das von 1593 ab erschien und vorzugsweise deutsche Städte behandelt, während Mathaeus Merian, der tüchtige Frankfurter Kupferstecher, in seiner Topographie von 1646, ebenso wie vorher der Mediziner und Mathematiker Johannes Gigas in seinem Prodromus geographicus Coloniensis von 1620, zum guten Teil die Braunschen Abbildungen und Angaben benutzt. Bis heute steht das theatrum orbis terrarum civitatum, das in sechs Bänden 192 deutsche, 108 niederländische, 21 englische, 35 dänische und skandinavische, 45 französische, 53 spanische, 68 italienische, 19 ungarische, 17 polnisch-russische, 16 türkische, 7 afrikanische und 12 ost- und westindische Städte behandelt und mit ihnen eine Beschreibung aller Verhältnisse und Kulturen der damals bekannten Erdteile gibt, unerreicht da.

Freilich gebührt das Verdienst der Herausgabe dieses Monumentalwerkes nicht Braun allein; als Herausgeber des ersten und zweiten Bandes zeichnen Georg Braun, der Kölner Kupferstecher Franz Hogenberg und der Radierer Simon Novellanus (van den Noevel), als Herausgeber des dritten, vierten und fünften Bandes Georg Braun und Franz Hogenberg; beide scheiden dann bei der Herausgabe des sechsten Bandes aus, der 1618 erschien und den der Kölner Verleger Anton Hierat und Abraham Hogenberg, wahrscheinlich ein Sohn Franz Hogenbergs und wie er Kupferstecher, besorgten. Abgesehen von den Herausgebern waren aber noch viele Personen an dem großen Werke beteiligt, und zwar lag das in seinem Plane, bat doch Georg Braun in einem seiner Vorworte die Leser, sie möchten ihm für die folgenden Bände Berichtigungen und bessere Ansichten zusenden; daß dieses häufig geschah, geht daraus hervor, daß mehrere Städte mehrfach abgebildet und besprochen werden. Auf der lebhaften Anteilnahme, die das Städtebuch in ganz Europa

fand, beruht gerade sein Hauptwert, seine über die Gewohnheit der damaligen kosmographischen Litteratur hinausgehende Treue; denn, wenn auch Braun, wie aus allem hervorgeht, zweifellos selbst weitgereist war und vieles vom Augenschein kannte, wenn auch Hogenberg, der z. B. um 1560 in England lebte, manche Stadtansicht nach der Natur gezeichnet hatte, so mußten doch die Gaben fremder und einheimischer Gönner, die Arbeiten anderer, vielgewanderter Künstler ergänzend hinzutreten. Der Kölner Bürgermeister Constantin von Liskirchen schenkte z. B. die Bilder aus Asien, Afrika und beiden Indien im ersten Bande, Georg Sylvius und Gerard von Groesbeck in Lüttich das Bild ihrer Stadt, Hieronymus Scholeus die Beiträge Elsenor und Bergen im 4. Bande, Herr Johannes Muflin, admirator picturarum et antiquitatum, das Bild von Bilbao. Sehr wesentlich war die Gunst des Heinrich von Rantzau, der 1556 bis 1598 Statthalter in Schleswig-Holstein war, sich prächtige Schlösser gebaut und eine Bibliothek von 6000 Bänden eingerichtet hatte, der dem Braunschen Werke fast alle dänischen und schleswig-holsteinischen Bilder zur Verfügung stellte und dessen Enkel, vielleicht nicht ohne Anregung durch das Städtebuch, weite Reisen unternahm. Von auswärtigen Künstlern sind der kaiserliche Hofmaler Egidius von der Reye, ein Belgier, mit dem Bilde von Klausenburg, der in Nürnberg und Wien tätige Maler Lucas von Valkenborch aus Mecheln mit Ansichten von Linz und anderen österreichischen Städten vertreten, von einheimischen Künstlern bereits im ersten Bande Abraham Hogenberg mit dem Stich von Straßburg. Wohl bei weitem die meisten Bilder lieferte aber der Antwerpener Georg Houfnagel, der ebenfalls in Wien als Hofmaler tätig war und in Begleitung des großen Kosmographen Abraham Orttelius und allein weite Reisen gemacht hatte; so sind südfranzösische Bilder von seiner Hand mit 1561, spanische mit 1564, 1565, 1566 und 1593, italienische mit 1564, 1578, 1580, 1582, ein Bild Münchens mit 1586, nordfranzösische Ansichten mit 1596 und 1597 bezeichnet. Georg Houfnagel benutzte bei seinen Stichen mehrfach fremde Zeichnungen, wie die des Spaniers Cornelius Chaymox, des Lukas von Valkenborch, das Bild Messinas von Pieter Brueghel, den Plan des italienischen Architekten Caesar Porta zu der Festung Petrina, sowie die Zeichnungen seines Sohnes Jakob, der ihm als Hofmaler in Wien folgte, von den Städten Regensburg (1594) und Fus an der Enns (1617). Der zweite Band bringt unter anderm auch ein nach einer Zeichnung des „alten" Hogenberg 1544

gefertigtes Bild von Bilbao; dieser alte Hogenberg wird wohl der Vater des Franz Hogenberg (der weitgereiste Hans Hogenberg?) gewesen sein.

Georg Braun fiel die Aufgabe zu, zu sammeln, was auf den Ursprung und die Geschichte der einzelnen Städte Bezug haben könnte; dem unterzieht er sich mit großem Fleiß und Erfolg. Vieles schreibt er aus eigener Anschauung nieder, vieles nach alten und neuen Schriftstellern, die er gewissenhaft anführt. Seine Texte beginnen meist mit Erklärungen des Namens, die er nicht kritiklos wiedergibt; es folgt dann die äußere Geschichte der Stadt, eine Erwähnung der Stadtanlage, der Bodenbeschaffenheit, der Hauptbauten, Wahrzeichen, Plätze, der berühmten Männer, welche die Stadt geboren, besonders auch noch lebender Gelehrter der Universitätsstädte, zuweilen die Angabe alter Inschriften und Denkmäler, endlich eine Charakteristik der Bevölkerung und ihrer Lebensweisen und Trachten, wozu wir auf den Städtebildern mit ihren Volksszenen, ihren Aufzügen, Jagden, Fischfängen usw. die Illustrationen finden. Aus Köln z. B., von dem Braun nach Mathias Quad, teutscher Nation Herligkeit, 1609, unter den vielen Beschreibungen der Stadt der Kürze nach die beste gibt, erwähnt er im Index außer vielen Kirchen und Klöstern das Rathaus mit der neuen Vorhalle, dem Turm und Uhrblatt, das schöne Gemälde in der Ratskapelle, die prächtigen Wohnhäuser der Bürgermeister von Liskirchen (Neumarkt, jetzt Heusersches Haus) und von Siegen (Holzmarkt, jetzt abgebrochen), die Altertumssammlung des Johann Helman, die Universität mit ihrer Geschichte, den Jesuitenorden und das furchtbare Ende der beiden Regenten Rhetius und Kessel, die alte Römermauer mit ihren Türmen und Toren und vieles andere. Den Einzeltexten schickt Braun in jedem Bande ein Vorwort voraus, das sich mit der Entstehung und der verschiedenartigen Anlage der Städte, mit der verschiedenen Bauweise der einzelnen Völker, mit den Stadtverfassungen usw. beschäftigt, insbesondere auch mit der Kriegsbaukunst, die in erster Linie die Bedingungen für den früheren Städtebau stellte.

Neben den Städteansichten findet man auch einzelne Bauten abgebildet, z. B. den Campanile von Sevilla, die Alhambra, den Escurial, die Schlösser von Richmont, York, Fontainebleau, St. Germain en Laye und andere, ferner Trachten- und Waffentafeln, z. B. vom Hennegau und von den baskischen und den schottischen Provinzen. Mehrere Städte nehmen zwei oder mehr Tafeln in Anspruch, wie Antwerpen, Krakau, Rom und Jerusalem, von welchen

beiden letzten Städten Rekonstruktionen ihres Zustandes im Altertum versucht sind, welche natürlich nicht frei von Phantastik sind. Übrigens macht sich auch bereits eine damals noch seltene Freude an der Landschaft bemerkbar, ist doch manches Bild ausdrücklich der eigenartigen Lage der Stadt wegen aufgenommen. Für uns heute ist die Sammlung alter Stadtansichten, wie sie das Braunsche Werk bietet, ganz unschätzbar, zeigen sie doch nicht nur untergegangene und zum Teil nirgend sonst abgebildete Bauten, vor allem die städtischen Festungswerke, die Schlösser und Burgen der Umgegend, sondern auch vollständige Stadtanlagen, alte Häfen und Kanäle, Platzbildungen usw., die inzwischen verschwunden sind; man denke nur an die durch Erdbeben oder Brand zerstörten Städte, wie Lissabon und London, oder an die in der Barockzeit und später ganz umgewandelten Pläne von Paris, Nancy, Salzburg u. a. Man kann wohl sagen, daß die geschichtlichen Angaben, die uns das Braun-Hogenbergsche Werk bietet, noch bei weitem nicht vollständig verwertet worden sind, auch wenn man ganz davon absieht, eine wie wertvolle Übersicht über die Bauweise des ganzen Abendlandes das Buch gibt.

Zur Zeit seiner Herausgabe erfuhr es von allen Seiten eine freudige Zustimmung, die auch in langatmigen Gedichten an Brauns Adresse ausgedrückt ist, welche den einzelnen Bänden vorangestellt wurden. Ausführlich schreibt über den Wert des Werkes der Brügger Gelehrte Dominicus Lampsonius, der den Genuß der Leser an der Lieblichkeit der dargestellten Landschaften hervorhebt, den Architekten die Kenntnisnahme der Bauten, insbesondere der Wälle und Kriegsmaschinen, den Staatsmännern diejenige der Einrichtungen, Verfassungen und Gebräuche der verschiedenen Völker, den Kranken und Müßigen die Lektüre zur Freude und Erholung, den Malern zum Studium für die Hintergründe der Bilder (anstelle ihrer bisherigen Phantasieen), den Reiselustigen zur Vorbereitung auf ihr Ziel empfiehlt. In der Tat erfuhren die Bände, die von den deutschen Kaisern und spanischen Königen privilegiert wurden, auch eine weite Verbreitung; sie wurden ins Deutsche, Niederländische und Französische übersetzt. Die deutsche Übersetzung soll Melchior Braun besorgt haben, eine Nachricht, die sich aber nur auf die ersten Bände beziehen kann, da Melchior schon 1605 starb. Die ersten fünf Bände erhielten 1612 eine zweite Auflage. Im sechsten Bande, an dessen Herausgabe Georg Braun nicht mehr beteiligt zu sein scheint, sind die Begleittexte wesentlich kürzer und weniger eingehend gehalten und fehlt eine

Einleitung ganz; die Ansichten haben dagegen an Schönheit nichts verloren.

Die Ausstattung des ganzen Werkes ist sehr sorgfältig; den Bänden sind Titelblätter mit allegorischen Darstellungen vorangesetzt, die gut gestochen und schön zusammengestellt sind; die einzelnen Ansichten sind geschmackvoll im Stile der Ornamentik des spätern 16. Jahrhunderts mit Kartuschen, Fruchtschnüren, Grottesken usw. umrahmt, worin sich besonders Houfnagel, der auch als Ornamentist tätig war, auszeichnet; nirgends fehlen hübsche Initialen, ein guter, deutlicher Druck und gefälliger Schriftsatz. Zu den Bildern selbst sind die trefflichsten Künstler herangezogen: Hogenberg, dessen Kunstfertigkeit Braun selbst mehrfach rühmt, Simon van den Noevel, der eine „lustige, freie, kluge und verständige Hand" besaß, Houfnagel, dem der „Preis in Stetten, Prospekten, Blumen und Geweren" gebührte. Übrigens zeichnen sich auch die andern Schriften Brauns durch ihre sorgfältige Ausstattung mit Randleisten, Initialen usw. und durch die gute Verteilung des Satzes aus, so daß sie auch äußerlich zu dem Bilde des kunstsinnigen, geschmackvollen, gelehrten Mannes passen.

Georg Braun war vielleicht für anderthalb Jahrhunderte und länger der letzte in Köln wirkende Gelehrte, der weit über die Grenzen seiner Vaterstadt, ja ganz Deutschlands hinaus bekannt und wirksam war, und die letzte ganz von echtem Renaissancegeist erfüllte Erscheinung der Kölner Geschichte; noch vor seinem Tode begann der lange, verwüstende Krieg, der für Deutschland das Ende seiner Renaissancekultur bedeutete.

Literatur.

A. Handschriften: Universität: Nr. 74, 158. — Geistliche Abteilung: Nr. 166. — Kirchenbuch St. Maria ad gradus. — Ratsregister vom 9. 9. 1575. — Testamente: B 759 u. 760, B 768, B 987. — Schreinsbücher St. Laurenz: Nr. 98, 105. — Chroniken und Darstellungen: Nr. 182 II. — Alftersche Sammlung Band 44. Sämtlich im Kölner Stadtarchiv.

B. Druckwerke: Die aufgeführten Werke von Melchior und Georg Braun (ausgenommen die mir nicht erreichbaren von Georg Braun über die Bücher des Cornelius Jansenius und contra concubinarios sacerdotes); Bianco, Die alte Kölner Universität. — Steph. Broelmann, Epideigma, Köln 1595. — Ennen, Geschichte der Stadt Köln, 1865—80. — Gelenius, Aegidius, De admiranda magnitudine Coloniae, Köln 1645. — Gigas, Joh., Prodromus geographicus archiepiscopatus Coloniensis, Köln 1620. — Hansen, J., Kölner Jesuitenakten des 16. Jahrhunderts, Köln 1910 — Hartzheim, J., Bibliotheca Coloniensis,

Köln 1747. — Höhlbaum u. Lau, Das Buch Weinsberg, 1886—1898. — Lempertz, H., Niederrhein. Annalen, Bd. 34, S. 180. — Merlo, J, Nachrichten aus dem Leben und den Werken kölnischer Künstler, Düsseldorf 1895. — Merian, Mathäus, Topographia, 1646. — Münster, Sebast, Kosmographia, Basel 1552. — Quad, Math. von, Teutscher Nation Herligkeit, Köln 1609. — Saur, Abr., Stättebuch, 1593—1658. — Unkel, Karl, Niederrh. Annalen, Bd. 54, S. 137. — Vogts, H., Das Kölner Wohnhaus bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (noch nicht veröffentlicht). — Wiepen, E., Korrespondenzblatt d. Westd. Zeitschrift, XV., Sp. 20. —

Aus der Allgemeinen deutschen Biographie: Braun, Augustin; Broelmann, Stephan; Jansen, Cornelius; Hogenberg, Franz und Abraham; Mercator. Gerhard; Münster, Sebastian; Orttelius, Abraham; Rantzau, Heinrich. — Siebertz, Künstlerlexikon. — Nagler, Künstlerlexikon.

Titelblatt der Annales Trevirenses
von Brower und Masen, Leodii 1670.

Christoph Brower und Jacob Masen.

Von BERNHARD DUHR S. J. in München.

Unter die Schüler des Jesuitengymnasiums in Köln, welche sich bei der Mit- und Nachwelt einen geachteten Namen erworben haben, müssen mit Fug und Recht auch CHRISTOPH BROWER und JACOB MASEN gerechnet werden.

Christoph Brower (Brouwer) war geboren am 10. November 1559 zu Arnheim in Geldern. Seine Studien machte er teils zu Nymwegen, teils am Jesuitengymnasium zu Köln. Nachdem er hier die Laurea in der Philosophie erworben, trat er am 12. März 1580 in das Noviziat der Jesuiten zu Trier. Nach einem arbeitsreichen Leben als Professor, als Oberer und als Schriftsteller starb er am 2. Juni 1617 zu Trier, wohin er zur Vollendung seiner Trierer Annalen gesendet worden war. [1])

Brower ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten Historiker seiner Zeit. Seine Leistungen sind umsomehr anzuerkennen, als er vielfach mit wichtigen Ämtern betraut, sich gleichsam die Zeit stehlen mußte für seine mühevollen Arbeiten in den Archiven.

[1]) Vergl. Reiffenberg, Historia Soc. Jesu ad Rhen. Inferior. (1764) 1, 534 ff., Sotvellus, Bibliotheca Scriptorum S. J. (1676) 139. Das Verzeichnis der Schriften am genauesten bei De Backer-Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus 2 (1891) 218 ff. — Der 1567 zu Arnheim geborene Everhard Brouwer, der von 1607—10 als Regens am Tricoronatum wirkte, ist wohl der jüngere Bruder oder ein entfernterer Verwandter von Christoph.

Seine Stoffe sind deutsche Städte, wie Fulda und Trier, deutsche Heilige, wie Ludger, Meinwerk, Pyrmin, Sturmius, Godehard, Bernward, und deutsche Dichter, wie Venantius Fortunatus und Hrabanus Maurus. Als einziges Ziel verfolgt er die historische Wahrheit, die ihm wie ein Abglanz der ewigen Wahrheit ist.

Gelegentlich seiner Antiquitates Fuldenses (1612) urteilt ein neuerer Kritiker: „Man muß ihm zugestehen, daß er entfernt von jeder tendenziösen Geschichtskünstelei, unzweifelhaft ein gewissenhafter, gründlicher und wirklich gelehrter Forscher ist und seine wissenschaftliche Überzeugung zu wahren weiß. . . . Seine berühmteste Leistung ist der Geschichte des Hochstifts Trier gewidmet. Es ist das Hauptwerk seines Lebens, an welchem er mit zäher Ausdauer fast ein Menschenalter hindurch gearbeitet hat, ein opus immortale, wie es Hontheim später etwas überschwenglich genannt hat. . . . Es zeichnet sich aus durch alle die Vorzüge, die wir bereits in seinen Fulda'schen Antiquitates hervorgehoben haben, und ist neben der Schrift Kyrianders grundlegend für die Geschichte von Trier geworden, dieselbe Gelehrsamkeit, dieselbe Gründlichkeit, dieselbe Unabhängigkeit und allerdings auch dieselbe nicht überall zureichende Kraft in der Unterscheidung des Wertes der verschiedenen Quellen.“ [1])

Als Rektor des Jesuitenkollegs in Fulda beschäftigte sich Brower mit der Sammlung der alten Urkunden über Fulda. Der General Aquaviva hatte die Erlaubnis zu dieser Arbeit gegeben in der Hoffnung, daß die pflichtmäßigen Arbeiten des Rektors darunter nicht leiden würden.[2]) Für die Veröffentlichung äußerte der General aber große Bedenken. Am 1. Dezember 1605 schrieb er an den Provinzial Busaeus und wiederholte dies am 8. November 1606 in einem Briefe an dessen Nachfolger Scheren: „Die Veröffentlichung wird offenbar Anstoß erregen, weil, wie ich gehört, Gebrechen des Klosters Fulda, wenn auch schon alten Datums, behandelt sind, und deren Erinnerung durch uns erneuert wird. Die Dominikaner, die Franziskaner usw. können, wenn sie ihre Geschichte schreiben, ihre eigenen Fehler erzählen, auch wir die unsrigen; uns aber will es nicht geziemen, die

[1]) Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (1885) 406 ff. Wie Hontheim spenden auch Ludewig und Boineburg dem Historiker Brower das größte Lob. Vergl. Duhr, Die deutschen Jesuiten als Historiker in der Zeitschrift für kathol. Theologie XIII, 68.

[2]) Aquaviva an Brower 28. Jan. 1605. Original-Register ad Rhenum (Ordensbesitz).

Gebrechen andrer Orden aufzudecken."[1]) Wohl infolge dieser Schwierigkeiten erschienen die Antiquitates Fuldensiium erst sechs Jahre später.

In der Widmung der „Fuldensium Antiquitates" vom 12. März 1612 an den Fürstabt Johann Friedrich von Schwalbach betonte Brower nachdrücklich die Wichtigkeit der Geschichte nicht allein für den Mann des öffentlichen Lebens, sondern auch für das Privatleben. Ohne die Leuchte der Geschichte hat der Mensch keine großen Vorbilder und keine warnenden Beispiele. Im Gegensatz zu der damals schon grassierenden, durch den dreißigjährigen Krieg später noch gesteigerten Auslandssucht hebt er hervor: In fremde Länder reisen und in einer fremden Sprache reden gilt heute als etwas Nobles, aber die Tugend der Vorzeit und die Treue der Voreltern kennenzulernen, ihren geraden Sinn und ihre Redlichkeit nachzuahmen, liegt wenigen am Herzen. Dann schildert er, welchen Eindruck das Studium der Geschichte auf ihn gemacht: Als ich die alte Geschichte Fuldas studierte, wurde ich innerlich ergriffen, feurige Liebe zu dem Lande erfaßte mich. Möchte doch ein Funken von dem Feuer, das in der Brust unserer Voreltern glühte, hervorbrechen und von neuem zünden. In seinem Werke schildert er dann an der Hand der besten Quellen und Urkunden die Geschichte der Benediktiner-Abtei in Fulda, zeigt die großen Verdienste der Benediktiner für Deutschland, besonders auch für die Wissenschaft. Bei der Fuldaer Schule hebt er mit Nachdruck hervor, daß das Kloster blühte, solange Arbeit und Studium in Blüte waren. Brower schließt mit der Wahl Johann Friedrichs (1606); er will den Lebenden nicht loben, um auch den Schein des Schmeichlers zu meiden und zugleich der Bescheidenheit andrer und dem eigenen Zartgefühl nicht zu nahe zu treten. Das Buch ist mit guten Stichen (alte Siegel von Fulda, Gewandung der Benediktiner usw.) ausgestattet.

Noch bedeutender als die Geschichte Fuldas sind die Trierer Annalen. Das Werk hat eine lange Leidensgeschichte durchgemacht.[2]) Schon im Jahre 1591 war dasselbe beinahe fertig. Der rheinische Provinzial Jacob Ernfelder schreibt darüber von Trier 18. Januar 1591 an Aquaviva: Die Geschichte der Trierer Kirche, welche unser Bruder Christophorus Arnimiensis bis jetzt sammelt, geht fast ihrem Ende entgegen und der Erzbischof (Johann von Schönenberg) drängt auf die Drucklegung. Wegen des Namens auf dem

[1]) Orig.-Reg. ad Rhen.

[2]) Vergl. Hontheim, Historia Trevirensis diplom. (1750) 1, V und 3, 993.

Titel haben wir beraten. Der Name des Erzbischofs geht nicht, weil er über sich selbst sprechen müßte. Auch der Name des Kollegs, von dem der jetzige Erzbischof und sein Vorgänger Jacob das Werk erbeten, scheint ebenfalls nicht angängig, weil diese Geschichte vielleicht nicht in allem allen gefallen wird und Anstoß erregen kann. In letzterem Falle ist es besser, daß der Anstoß nur eine Person, den Sammler, trifft. Deshalb stimmten alle für den Namen des Verfassers. Derselbe ist so bescheiden, daß er auf seinem Namen nicht bestehen würde, wenn das Buch unter einem andern Namen erschiene. Aber dadurch würden wir alle Freunde und besonders den Erzbischof, dem er sehr teuer ist, beleidigen; auch ist allen bekannt, welche Arbeit der Verfasser darauf verwendet hat.[1])

Aquaviva findet in seiner Antwort vom 29. März 1591 bei dieser Lösung die Schwierigkeit, daß der Anstoß gegen den einen Jesuiten auch die Gesellschaft treffen könne. Deshalb erscheine es doch besser, den Namen eines Auswärtigen, Nicht-Jesuiten, dem Buche vorzusetzen.[2]) In einem Briefe vom 17. Mai 1593 kommt der Provinzial Ernfelder auf diese Antwort zurück: Der Erzbischof ist gegen einen fremden Namen, da so das Buch nicht abgehen werde. Anstoß, so meint der Erzbischof, werde nicht erregt, da ja alles auf öffentlichen Urkunden beruhe. Alle Konsultoren stimmen für die Ansicht des Erzbischofs, die ja auch ehrenvoll für die Gesellschaft ist, da das Werk von allen, die es gelesen, gelobt wird und weil dasselbe in herrlicher Weise den Eifer und die Frömmigkeit dieser Kirche beleuchtet. Eine baldige Entscheidung ist nötig, denn zum Troste des guten, vom Alter gebrochenen Erzbischofs müssen wir etwas tun, und vielleicht möchte er auch selbst vor seinem Tode etwas sehen, obgleich er das nicht ausdrücklich sagt.[3])

Die Sache kam nicht weiter. Am 14. September 1599 wandte sich Brower selbst an Aquaviva. Dieser antwortete am 13. November 1599, daß über sein vor einigen Jahren geschriebenes Werk schon früher verhandelt worden: er sei bei dergleichen Schriften stets für die größte Vorsicht gewesen, um Anstoß bei den Fürsten und andern zu vermeiden. Wenn die Zensoren ihr Urteil gefällt, werde er eine Entscheidung treffen. Das Urteil in der Provinz war günstig, jedoch wünschte Aquaviva wegen der Wichtigkeit des

[1]) Orig. Germaniae Epistolae 30, 156 (Ordensbesitz).
[2]) Orig.-Reg. ad Rhen.
[3]) Orig. Germ. Epp. 32, 234.

Werkes, dasselbe solle auch der Zensur der Generalrevisoren in Rom unterworfen werden.[1]) Bald darauf wurde Brower Rektor in Fulda. Am 8. September 1601 ermutigte ihn Aquaviva zu dem neuen Amte und fügte bei, in betreff der Trierer Annalen halte er daran fest, daß dieselben zur Zensur nach Rom gesandt würden.[2])

In Rom scheint eine neue Verzögerung eingetreten zu sein. Der rheinische Provinzial Theod. Busaeus drängte am 23. November 1603 auf Erledigung, denn der Erzbischof von Trier (Lothar von Metternich) wünsche die Drucklegung. Aquaviva versprach am 14. Februar 1604 alle Förderung: „Obgleich das Buch schon lange nach Rom geschickt worden sein soll, so habe ich von seiner Zensur noch nichts gehört." Dann heißt es weiter in einem Briefe Aquavivas vom 8. Oktober 1605 an Busaeus: Er stimme dem Wunsche des P. Brower um Befreiung vom Rektorat bei; derselbe könne dann mit mehr Muße sich seiner Trierer Geschichte widmen. Da der Provinzial für die Revision in der Provinz sei, gestatte er (Aquaviva) dieses, aber unter der Bedingung, daß die Urteile der Zensoren nach Rom geschickt und die Entscheidung des Generals abgewartet würde. Die Zensoren müßten sorgfältig darauf achten, daß weder eine Familie noch ein Land sich beleidigt fühlen könnten. Das sei ja der Grund gewesen, weshalb er die Sendung des Buches nach Rom verlangt habe, zumal da einige seine Befürchtung als nicht unbegründet bezeichnet hätten.[3]) Warum nun trotz alles Drängens aus der rheinischen Provinz die Annalen zu Browers Lebzeiten nicht erschienen, läßt sich nicht mit voller Klarheit ermitteln.

Nachdem dann endlich alle Anstände der Ordenszensur beseitigt waren, trat der inzwischen (seit 1623) auf den erzbischöflichen Stuhl gelangte Kurfürst Philipp Christoph von Sötern hindernd in den Weg. Schon war ein großer Teil des Werkes in Köln gedruckt, als er die Fortsetzung des Druckes zu verhindern wußte.[4]) Am 10. Oktober 1626 schreibt darüber Vitelleschi an den rheinischen Provinzial

---

[1]) Aquaviva an Brower in Würzburg 30. Juni 1601. Orig.-Reg. ad Rhen.

[2]) Orig.-Reg. ad Rhen.

[3]) Orig.-Reg. ad Rhen.

[4]) Nach einer Mitteilung, die der Nuntius Chigi 9. März 1642 nach Rom sandte, soll der Kurfürst einige angeblich fehlerhafte Blätter haben wegnehmen lassen; darauf seien die so verstümmelten Exemplare von der Frau des inzwischen erkrankten Druckers als Makulatur an Apotheker und Gewürzkrämer verkauft worden. Rom, Bibl. Vatic., Barberini, Lat. 6203. Vergl. dagegen S. 96 Anm. [2]).

Baving: Ich höre, daß die Herausgabe der mit großer Mühe von P. Brower verfaßten Geschichte von Trier verhindert wird, weil einige Stellen über das Kloster St. Maximin dem Kurfürsten nicht gefallen. Abgesehen von dem Schaden für den Drucker und andern Nachteilen mißfällt mir besonders, daß der Erzbischof die Geschichte mit Zusätzen und Änderungen herausgeben will. Deshalb möge der Fürst gebeten werden, lieber von der Ausgabe ganz abzustehen. Will er das nicht, so soll ihm in aller Bescheidenheit mitgeteilt werden, daß wir im Falle einer verstümmelten Ausgabe gezwungen würden, durch ein anderes Werk die Änderungen und Zusätze als solche kenntlich zu machen, um so den Anstoß bei andern zu vermeiden. Damit es nicht so weit kommt, muß alles darangesetzt werden, daß der Erzbischof das Autograph der Gesellschaft zurückstellt; diese wird dann eine Herausgabe gegen den Willen des Fürsten verhindern.[1])

Der Kurfürst gab aber das Autograph nicht zurück. Erst nachdem er infolge seiner reichsverräterischen Verbindung mit Frankreich gefangengenommen und nach Wien abgeführt worden war, konnten die Jesuiten in den Besitz eines gedruckten Exemplars kommen. In einem Briefe vom 28. Juli 1635 an den Trierer Rektor Wimpfeling drückt der General Vitelleschi seine große Freude darüber aus, daß es gelungen, eines gedruckten Exemplars habhaft zu werden, und einige Aussicht vorhanden sei, das Autograph wiederzubekommen. Den Wunsch des Generals, auch ihm ein Exemplar zu besorgen, konnte der Rektor erfüllen, bevor ein Dekret des Kapitels alle weitere Hoffnung abschnitt. Weiterhin wünschte der General wenigstens eine Abschrift des nicht gedruckten Teiles zu erhalten, doch scheint die Erfüllung dieses Wunsches nicht möglich gewesen zu sein.[2])

---

[1]) Orig.-Reg. ad Rhen Vergl. Vitelleschi an den Trierer Rektor Aldenhoven 27. März 1627, wo er den Rektor tröstet wegen der Unterdrückung des Buches, weil so auch aller Anstoß vermieden werde. Quod tamen non ideo a me scribitur quasi librum tot annis elaboratum et a tot censoribus probatum ob huiusmodi metum meum perpetuo premi velim.

[2]) Vitelleschi an Wimpfeling 30. Mai 1636. Am 30. Mai 1637 zeigte Vitelleschi dem Rektor den Empfang des gedruckten Exemplars an. Später gab sich der Präfekt der Vaticana, Lucas Holstein, viele Mühe, ein Exemplar zu erhalten. Holstein an Chigi, 3. Januar und 5. April 1642. Rom, Bibl. Chigi A III 59. Chigi konnte dem Wunsche Holsteins durch Vermittlung des Provinzials der niederrheinischen Provinz entsprechen. Vergl. S. 95 Anm. [4]). Chigi 9. März 1642 an den Staatssekretär. Bibl. Vatican. Barberini Lat. 6203.

Die wenigen unfertigen Exemplare der Annalen ruhten verborgen in einigen Bibliotheken, bis erst mehr als 30 Jahre später (1670) P. Masen eine neue Ausgabe besorgte. [1])

P. Masen machte auch ein weiteres Werk Browers über Trier, die Metropolis Ecclesiae Trevericae, für den Druck fertig. Dasselbe mußte aber zwei Jahrhunderte warten, bis es im Jahre 1855 durch den Rheinischen Antiquarius Christian von Stramberg das Licht der Welt erblickte. Eine Notiz des Rektors von Trier im Eingange des Manuskriptes besagt, die Verfasser seien Brower und Masen; das Werk sei von letztern zusammengestellt und von unsern Zensoren approbiert, die Drucklegung aber von den fürstlichen Räten verhindert worden, weil die Verfasser einige Grenzen als strittig bezeichnet hätten. Hontheim gibt in seinem großen Werk über Trier einen Auszug aus der Metropolis; er wollte dieselbe in die von ihm projektierte Collectio Scriptorum Trevirensium ganz aufnehmen. [2])

In der Vorrede zu den Trierer Annalen erzählt Brower, daß er das Werk in seiner Jugend angefangen und wegen Behinderung durch andere Arbeiten später vollendet habe, ausgerüstet mit der Kenntnis der Archive, vor allem aber mit Eifer für die Wahrheit, denn Zuverlässigkeit und Wahrheit sei seine Hauptsorge gewesen, weshalb er auch lieber die Worte der Urkunden als seine eigenen gebe. Manche Ausstellungen würden gewiß gemacht werden, denn Vollkommenheit in solchen Arbeiten sei unmöglich. Alle Fehler bitte er zu verbessern und ihm zuzuschreiben, alles Gute aber Gott, dem Urheber alles Guten. Im 1. Kapitel verbreitet sich dann Brower auch über die historische Wahrheit: Gott ist ihm Quelle und Leuchte der Wahrheit, deshalb muß sich alle historische Untersuchung von diesem Lichte leuchten lassen und ohne Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit geführt werden. Am Schluß des 22. Buches (des letzten aus der Feder Browers) bittet er, man möge ihm nicht übelnehmen, wenn er nur auf die Wahrheit gesehen, auch wenn dieselbe Anstoß erregen könne; alle Parteilichkeit habe er ausgeschlossen: virtutem sequamur, vitia nesciamus, coelum cogitemus et aeternitatem.

[1]) Eine Untersuchung über das Verhältnis der Masenschen Ausgabe zu dem ersten Kölner Druck und besonders zur Handschrift des P. Brower steht noch aus. Ein Exemplar des Kölner Druckes, welches P. Vervaux benützt hat und ergänzen ließ, befindet sich in der Staatsbibliothek zu München. Die Handschrift des Werkes Lib V-XIII und XII-XXII bewahrt die Universitätsbibliothek zu Bonn: ein Zettel von der Hand des P. Masen besagt, daß er diese Handschrift aus der Trierer Metropolitan-Bibliothek entliehen habe.

[2]) Hontheim, Historia Trevirensis diplomatica (1750), 3, 991 ff., 1028.

Die Ewigkeit hatte der verdiente Forscher sein ganzes Leben vor Augen gehabt, er konnte ihr ruhig entgegengehen. Als man ihn in den furchtbaren Schmerzen der letzten Krankheit trösten wollte und fragte, ob ihn etwas drücke, da faltete er die Hände und antwortete mit großer Innigkeit: Divina Providentia quantum bonum est in Societate mori!

Bald darauf gab er ruhig seine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück am 2. Juni 1617; er erreichte ein Alter von 58 Jahren, von denen er 37 der Gesellschaft Jesu geweiht hatte.

* * *

In dem Szenar des großen Dramas Stephanus, welches in Köln am 16.-18. November 1627 von den Schülern des Jesuitengymnasiums aufgeführt wurde, findet sich unter den fast 200 Namen des Personen-Verzeichnisses auch mehrmals genannt „JACOBUS MASEN DALENS. PHYSICUS", d. h. Jacob Masen aus Dalen, Hörer der Physik (2. Jahr der Philosophie). Masen trat in dem Stück in vier Rollen auf: als Kardinal, als Hofkaplan, als Gefolgsmann und als Verschworener.[1]) Auch die zwei Jahre später (1629) verfaßte Festschrift „Die eucharistische Prozession der Väter der Gesellschaft Jesu bei der Übersiedelung in die neue Kirche", die aus Beiträgen der Schüler des Jesuitengymnasiums besteht, enthält einen Aufsatz von JACOB. MASEN PHILOS. LICENT.[2])

---

[1]) Das gedruckte lateinische Szenar mit Personenverzeichnis findet sich in Codex 6 des Pfarrarchivs von S. Aposteln.

[2]) Supplicatio solemnis eucharistica 1629 im Kölner Stadtarchiv Jes. 46.

Einige Monate nach dieser großen Feier trat Masen am 14. Mai 1629 in das Noviziat der Jesuiten zu Trier. Da er am 23. März 1606 geboren war, hatte er bei seinem Eintritt das 23. Lebensjahr vollendet. Später wirkte er 14 Jahre als Lehrer der Poesie und Rhetorik am Jesuitengymnasium in Köln. Alle seine Bücher für die Schule und viele seiner andern Schriften erschienen in Köln. Hier in Köln starb er am 27. September 1681.

Neben der Schule entfaltete Masen eine große Tätigkeit als Prediger und Schriftsteller. Außer vielen Schulbüchern verfaßte er geschichtliche, polemische und aszetische Schriften. „Masen war das treue Charakterbild eines Schulmannes und Schriftstellers aus der alten Jesuitenschule des 17. Jahrhunderts." [1])

Das alte Gymnasium hatte sich vorgesetzt, in der Grammatik den richtigen, in der Poetik den schönen, in der Rhetorik den überzeugenden Ausdruck des Gedankens zu lehren und durch viele Übung auch das Können zu vermitteln. [2]) Als Lehrer der Poetik und Rhetorik verfaßte Masen eine Reihe von Schulbüchern, die dem Ziele dieser Klassen dienen sollten. Außer einem Buche über Epigrammatik (1649) und Symbolik (1650) verfaßte Masen eine Palaestra eloquentiae ligatae (1654), die im 1. Teil die allgemeine Poetik, im 2. Epik und Lyrik, im 3. die Dramatik enthält. So behandelt Masen in der allgemeinen Poetik die dichterische Konzeption und die äußere Form. Dabei geißelt er auch die aus sklavischer Nachahmung des Altertums eingerissene Unsitte der Humanisten, überall auch bei christlichen Stoffen von Göttern, Göttinnen und Nymphen zu singen. Für die Sprache verlangte er das Beste, d. h. die Sprache des goldenen Zeitalters. Den damals überhand nehmenden Schwulst vergleicht er mit dem klingenden und blinkenden Schmuck, womit die Fuhrknechte ihre Gäule behangen. Masens Poetik bedeutet gegen die frühern Arbeiten einen wirklichen Fortschritt. Noch mehr ist dies der Fall bei der speziellen Poetik. Wie Masen überall Musterbeispiele der Theorie anfügt, hat er als Muster für die Epopoe die „Sarkotis" gegeben, die eine gewisse Berühmtheit erlangt hat nicht allein durch ihre vielen Ausgaben und Übersetzungen ins Deutsche, Französische, Italienische und Spanische, sondern auch durch die viel erörterte, fast international gewordene Streitfrage, ob Milton die Sarkotis für sein Verlorenes Paradies benutzt hat. Soweit ein Urteil möglich

[1]) Vergl. N. Scheid, Der Jesuit Jakob Masen ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. Köln 1898, 72.

[2]) Vergl. Duhr, Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu (1896) 79ff.

ist, scheint Milton die Sarkotis gekannt und in freier selbstständiger Weise benutzt zu haben.[1])

Besondern Einfluß hauptsächlich auf die Ordensschule hat die Dramatik Masens gewonnen. Wahl des Stoffes, Aufbau, Ausarbeitung und die ganze äußere Technik des Jesuitendramas hat Masen lange Zeit beeinflußt: „Er rechnet zu den führenden Geistern in der Blütezeit des Jesuitendramas." „Für das Jesuitentheater in Deutschland bedeutet Masens Auftreten . . . die Höhe einer stufenweisen Entwicklung in der Theorie sowohl als auch in der Anwendung der aufgestellten Kunstregeln." [2])

Eine neuere Fachstudie legt im einzelnen dar, welche Fortschritte Masens Dramatik aufweist: klarere Begriffsbestimmungen, Entwicklung des Chores zur Theatermusik, welche die Handlung einleitet und begleitet, sittliche Reinheit der Stoffe usw. Der Verfasser dieser Studie urteilt: „Hiermit schließe ich diesen Auszug aus Masenius, welcher uns den Scharfsinn vor Augen führt, mit dem die Jesuitendramaturgie auch die feinen Schönheiten der dramatischen Technik herausfand." [3])

Seiner Dramaturgie hat Masen als Proben einige von ihm verfaßte Dramen beigegeben. Es sind meist Schauspiele, die während der Jahre 1640—50 in Köln, Emmerich und Münster aufgeführt wurden. In der Einleitung zu den Schauspielen bemerkt Masen: Ich werde jetzt die gemischten komisch-tragischen Stücke vorlegen, die früher bei der Darstellung auf dem Theater mehr als die Komödien und Tragödien großen Beifall gefunden haben, besonders in Münster 1647 und 48. Und für seine den Schauspielen vorausgehenden Lustspiele bittet er um Nachsicht, daß sie nicht hinreichend geglättet seien, weil „ich das meiste mit jugendlicher Feder zu Papier gebracht". [4]) Es gehören mithin alle uns bekannten Dramen des P. Masen der Zeit vor 1650 an. Auch seine

[1]) Vergl. M. Dinouart, La Sarcothée (1757) 11 ff.

[2]) Scheid 11 ff. 36, 71.

[3]) Nik. Neßler, Dramaturgie der Jesuiten Pontanus, Donatus und Masenius, Progr. des k. k. Gymnasiums zu Brixen 1905 16 ff. 43. Vergl. Herder, Kenotaphium des Dichters Jakob Balde in s. Terpsichore (Hempel S. 237).

[4]) Masen, Palaestra eloquentiae ligatae (1657) 210. Die obige Angabe über die Aufführungen in Münster findet sich in der Ausgabe von 1664 p. 312. Von Josaphat wird auch in der 1. Ausgabe ausdrücklich bemerkt, daß er 1647 vor den Friedensgesandten in Münster gespielt worden sei. In Mainz wurde 1637 ein Josaphat, 1642 ein Mauritius aufgeführt. In den Jahresberichten von Münster wird bemerkt, daß dort von 1642—48 viele Komödien besonders von P. Masen gespielt worden seien.

Theorie über das Drama war wahrscheinlich schon vor 1650 geschrieben, weil er das wiedergibt, was er vorher in der Schule gelehrt und weil er schon im Jahre 1649 auf ihr Erscheinen verweist. [1])

Ein hervorragender Kritiker rühmt von Masen, daß er die bizarren Auswüchse am Drama seines Zeitalters bekämpft habe: ‚Nicht rauschende Musik, die durch wilden Lärm oder den Reiz der Neuheit das Ohr betäubt und die Nerven aufregt, nicht Spektakelstücke mit mancherlei Maschinenwerk, wo Phaeton den Himmelswagen lenkt, Kometen erscheinen, Drachen und Genien durch die Luft fliegen, Seeschlachten auf den Brettern geliefert werden', machen (nach Masen) ein kunstgerechtes Stück, sondern das Drama muß ein lebendiges Gemälde sein, das uns die Wirklichkeit in künstlerischer Verklärung wiedergibt. Eine Art Lessing des Schul- und Jesuitentheaters also . . . hat er seine Theorien auch selbst ins Praktische umgesetzt und, ohne das eigentliche Wesen eines Dichters zu besitzen, eine Anzahl von Dramen geschaffen, die nicht bloß durch ihren Einfluß als Musterbeispiele, sondern auch durch sich selbst die Beachtung der Literaturgeschichte verdienen. Seine einzige in sein Buch aufgenommene Tragödie ‚Mauritius Orientis imperator' ist eine der besten Bearbeitungen des für die Jesuitenbühne so häufig gewählten tragischen Stoffes. Von seinen Schauspielen behandeln zwei in ernster und ergreifender Weise Parabelstoffe, die den Menschen als solchen, seinen Fall und seine Erlösung zum Gegenstand haben. Sein Bestes aber gibt Masen auf dem Gebiete des Lustspiels. Die ‚Ollaria', die Heilung eines jungen Geizhalses nach einer Erzählung Petrarcas, baut sich mit regelmäßiger, steigender Entwicklung, Höhe im dritten und heiterer Lösung im 5. Akt sehr einfach und ganz nach Masens Theorie auf. ‚Bacchi schola eversa' hat trotz einzelner trefflich gelungener Szenen doch wesentlich nur kulturhistorischen Wert; der ‚Rusticus imperans' dagegen, die Komödie vom ‚Träumenden Bauer', der einen Tag lang König war, zeigt künstlerischen Meistergriff und hat als das vielleicht ‚beste Lustspiel der ganzen Jesuitendramatik' zahlreiche Aufführungen erfahren. Masen ist nach Bidermann der bedeutendste . . . Dramatiker des Ordens gewesen. [2])

Für die Rhetorik verfaßte Masen zunächst eine Stilistik (Palaestra stili Romani 1659). Dieselbe enthält an erster Stelle eine Gymnasialpädagogik, die sich vielfach an die klassischen

[1]) In der Vorrede der Nova ars argutiarum (1649).

[2]) Dürrwächter in den Histor.-Polit. Blättern, Bd. 124, 288 f.

Ausführungen Quintilians anschließt, aber auch manche Einblicke in die Methode des damaligen Unterrichts gewährt. Sehr feinsinnig behandelt Masen nebenbei die Frage nach der Verschiedenheit der Beredsamkeit bei den verschiedenen Nationen. Das 3. Buch der Stilistik ist dem antiken Sprichwort, das 4. Buch ziemlich ausführlich (200 S.) den lateinischen und griechischen Altertümern (Topographie, Sakral, Staats- und Rechts-Altertümer usw.) gewidmet.

In der eigentlichen Lehre von der Beredsamkeit (Palaestra oratoriae 1659) dringt Masen besonders auf die alte erprobte Lehre: wenig Vorschriften, viel Lektüre, beständige Übung. Letzterer sollen dann besonders eine Sammlung von Musterbeispielen (Exercitationes oratoriae 1660) dienen.

Auch als Kanzelredner hat Masen ein „großartiges Andenken" hinterlassen. Von seinem projektierten Predigtwerke, welches mehr Grundrisse als vollständige Predigten geben will, sind nur zwei Bände erschienen, der erste über die vier letzten Dinge, der zweite über die hl. Schrift, Genesis bis zur Sintflut. [1]) Weitere Bände über die hl. Schrift waren vorbereitet. Bei diesen Predigten über die hl. Schrift sucht Masen mit der Homilie die Anwendung auf das Leben des Menschen, sein Ziel, Unterwürfigkeit unter Gottes Willen usw. in praktischer Weise zu verbinden.

In seinen geschichtlichen Werken strebt Masen wie Brower danach, ohne Liebe und Haß die Wahrheit zur Darstellung zu bringen. Er ist sich der Schwierigkeit seiner Aufgabe voll bewußt; ja er meint, es sei leichter, durch große Taten das Material zur Geschichte zu liefern als dieses Material unparteiisch und vollkommen zur Darstellung zu bringen. [2]) Seinem Abriß der Geschichte Karls V. und Ferdinands I. hat er als Motto die Worte Diodors vorgestellt, auf die sich auch schon Brower berufen hatte: Nihil utilius jucundiusque cogitari potest quam in humanae vitae theatro quod historia partibus omnibus mire instructum habet sedentem periculis aliorum sine suo periculo cautum sapientemque fieri. [3]) Im allgemeinen läßt Masen nur die Tatsachen sprechen und enthält sich der eigenen Reflexion, aber sein warm deutsch fühlendes Herz ist nicht zu verkennen.

[1]) Orthodoxi concionatoris antiqui novi tomus primus de fine hominis usw. Mogunt. 1678.

[2]) Annales Trevirenses 2, 435.

[3]) Anima Historiarum huius temporis in Caroli V et Ferdinandi I imperio expressa. Coloniae 1672. Vergl. seine Epitome Annal. Trevirensium. Aug. Trevir. 1676 Widmung und Vorwort.

Es berührt überhaupt angenehm, in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges und seinen düstern Nachwehen, wo so viele Deutsche allen Sinn für deutsches Wesen und des Deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit verloren hatten, in dem Professor unseres Jesuitengymnasiums einen wahrhaft deutschen Mann zu finden. Wie Herder den Jesuitendichter Jakob Balde als wahren Patrioten und einen Dichter Deutschlands für alle Zeiten rühmt,[1]) so dürfen wir auch Masen als einen echten deutschen Patrioten ansprechen. Gleich Balde, der in seinen Gedichten den Jammer Deutschlands beklagt und die Friedensgesandten in Münster beschwört, dem zerrissenen Vaterland den Frieden zu schenken, so hat Masen eine Epistel verfaßt (2. Teil seiner Palaestra lig.), in welcher er im Jahre 1646 die Gesandten in Münster, besonders den ihn persönlich bekannten Nuntius Chigi,[2]) bittet, sie möchten doch endlich dem armen Vaterlande den Frieden wiedergeben: Fort mit dem Krieg! Nicht mehr gezögert! so ruft er den Gebietern des Krieges und den Herren des Friedens zu:

Nicht mehr gezögert! So wünscht es der Landmann, wünscht es der Bürger;
Euch beschwören zugleich flehend die Stadt und das Land.
Mancher verlor zwar kämpfend den Arm im blutigen Kriege:
Hebt er die Hände nicht mehr, fleht doch sein Auge zu euch.
Seht, wie dem Armen die Träne auf narbige Wangen herabrinnt:
Spricht denn die Träne nicht mehr, spricht denn die Narbe umsonst?
„Nicht mehr gezögert! Ihr Freunde des Friedens, entsaget dem Schwerte!"
Ruft aus vereinsamtem Haus klagend die Witwe zu euch;
Oder vertrieben vom Haus, umgeben von hungernden Kindern,
Sehnet sie kummergebeugt Tage des Friedens herbei.
Und mit den Klagen der Witwe vermischt sich die Klage der Jungfrau:
Ihr ist der Friede nicht bloß, ihr ist die Unschuld geraubt.
Mancher sah, wie die Hütte des Vaters zu Asche verbrannte;
Soll sie ihm wieder erstehn, braucht er des Friedens vorerst.
Mancher entsandte den Freund, entsandte den Bruder aufs Schlachtfeld;
Hoffnung, sie wiederzusehn, gibt ihm der Friede allein.[3])

In seiner Epopoe Tunisias beklagt Masen die Uneinigkeit der deutschen Fürsten dem Vordringen des Halbmonds gegenüber und preist den Kaiser Karl als Bezwinger Barbarossas und seiner

[1]) Kenotaphium des Dichters Jakob Balde in Terpsichore 238.

[2]) Die Bekanntschaft des Kölner Nuntius Chigi hatte Masen in Köln gemacht. Nachdem Chigi als Alexander VII. 1655 den päpstlichen Stuhl bestiegen, wünschte ihm Masen am 11. Mai Glück und Segen zur höchsten Würde, und am 15. Dezember 1655 sandte er ihm den zweiten Band seiner Palaestra. Die Schreiben von der Hand Masens liegen im vatik. Arch. in Rom, Lettere di Particolari vol 30 u. 31. Ein Brief Masens an Chigi aus dem Jahre 1653 in Rom, Bibl. Chigi B I, 1.

[3]) Übersetzung von Scheid 17.

Hauptstadt Tunis. Seine Liebe zum deutschen Vaterland findet besonders Ausdruck in seinen Oden. Eine hat er ganz gegen die damals grassierende undeutsche Ausländerei und das stets wachsende fremdländische Wesen gerichtet. Er findet die Deutschen von einem wahren Schwindel erfaßt. Alles will in fremde Länder, und statt des gesuchten Glückes bringen sie heim leere Taschen, verdorbene Sitten und Entfremdung von der einzig beglückenden heimatlichen Scholle, als eine gerechte Strafe solcher Torheit: Caeci vertimus exules — Ejecti patria — cui vilis patria est, sit sine patria, dem das Vaterland nichts gilt, der wird ein Vaterlandsloser![1]) In einer andern Ode ruft er Karl den Großen zum Schutz für das arme Deutsche Reich an, er zeigt dem Kaiser all den Jammer und das Elend seines ehemaligen Reiches.[2]) Auch seiner Liebe zur engern Heimat hat Masen ein schönes Denkmal gesetzt in einer Ode auf seine Vaterstadt und auf sein Heimatland, das ihm in früher Jugend als blühende Jungfrau so schön und reich geschmückt vor der Seele stand.[3])

Ganz besondern Schmerz bereitete Masen die religiöse Zerrissenheit seines Vaterlandes. Im Jahre 1658 erhielt er den Auftrag, für den kaiserlichen Wahltag zu Frankfurt ein Gutachten für die Vereinigung der Protestanten mit den Katholiken zu verfassen. Dasselbe wurde gedruckt und später erweitert.[4]) Sein innigster Wunsch war, es möchte Deutschland zurückkehren zur Einheit des alten Glaubens, von der es zu seinem Verderben und zur Stärkung der für ganz Europa so gefährlichen Türkenmacht abgefallen sei, und zu dieser Rückkehr ladet er alle im Glauben Getrennten in Liebe ein.[5])

Nationale Übelstände suchte er zu bekämpfen, wo er nur konnte; deshalb sein Kampf gegen die Trunksucht, gegen die Duelle, gegen Astrologie und Aberglauben usw. In der Gerichtsverhandlung, ob der Wein dem Wasser vorzuziehen sei, plädiert er ähnlich wie sein Ordensgenosse Drexel für Freundschaft zwischen Bacchus und Neptun, d. h. für alle zukünftigen Zeiten solle der Wein mit Wasser gemischt werden, nur ist er insofern milder als Drexel, indem er durch den Schiedsspruch Jupiters eine Aus-

[1]) Od. 1, 4 in Palaestra eloq. (1655) ligatae — Heroica poesis p. 352.

[2]) Od. 2, 1 p. 385 s.

[3]) Od. 2, 10 p. 410.

[4]) Meditata concordia protestantium cum catholicis. Colon. 1661. Der 1. Teil ist Alexander VII. gewidmet.

[5]) Nova praxis orthodoxae fidei discernendae. Colon. 1668.

nahme für die Deutschen, „die ältesten Alumnen des Bacchus", statuieren läßt, weil ihr Magen das kalte Wasser nicht gut vertragen könne.[1]) Er will den Deutschen einen Trunk gestatten und beruft sich dafür auf den Nuntius Chigi, der ihm gesagt, man müsse den Deutschen im Trinken etwas nachsehen, weil sie erst nach einem guten Trunk auftauten.[2]) An einer andern Stelle erinnert Masen an einen Ausspruch Karls V., den Deutschen sei das Trinken ebenso schwer abzugewöhnen, als den Spaniern das Stehlen.[3])

Diese Nachsicht hindert ihn aber nicht, mit großem sittlichen Ernst und ergreifender Kraft gegen das Laster der Trunksucht, besonders das in Deutschland übliche Wettrinken zu eifern.[4])

In seiner Dramatik schreibt er: Unsern Zweck, die Schändlichkeit der Trunksucht, die gemeinhin bei den Deutschen nicht für so groß erachtet wird, zu zeichnen und vor ihr zu warnen, haben wir in der ausgefegten Bacchusschule durch eine offene Fiktion erstrebt, durch eine versteckte und zugleich parabolisch im Telesbius, durch ein geschichtliches Beispiel im „Bauer und Fürst". Im ersten Stück hat man die Eigenschaften der Trunksüchtigen, im letzten ihre Irrtümer, im zweiten ihre schweren Fehler und Strafen.[5])

In der „Ausgefegten Bacchusschule" beklagt Masen mit großem Schmerz die in Deutschland eingerissene Trunksucht. Ganz Deutschland leidet und stöhnt unter dieser Schmach, weil das Schlemmen bei hoch und niedrig im Schwung;[6]) er malt die sporenklirrenden Zechbrüder, die nie einen Gaul bestiegen, die zu Haus Weib und Kind darben lassen, alles versaufen und schließlich in Banden raubend und mordend das stille Heim des Landmannes überfallen. In dem Epilog schildert er den unter das Vieh gesunkenen Trunkenbold: Wann werden die Deutschen lernen, weniger grausam gegen sich zu wüten? Ein Heer von Krankheiten züchten sie, Gicht, Delirium, Stupidität und Krätze. Wenn man die Trunksucht öffentlich brandmarken und verspotten wollte, würde Deutschland bald weniger

[1]) Exercitationes oratoriae (1660) p. 128.

[2]) quod post liberalem haustum maximo sint homines. Utilis curiositas de huius vitae felicitate (1672) p. 230.

[3]) Familiarum Argutiarum Fontes[2] (1660) p. 389.

[4]) L. c. 373, 378 ff.

[5]) Masen, Palaestra eloquentiae ligatae, dramatica (1657) 37 f.

[6]) Inde tot calamitates
Nostra fert Germania
Quod per vulgus et magnates
Regnet haec insania.

Trunkenbolde zählen. Also lernet Nüchternheit, gedenket stets, daß in jedem unmäßigen Trunk zugleich auch Gift getrunken wird!

Dabei bekommen die deutschen Fürsten ihren Teil mit, besonders in dem „Bauer und Fürst". Als sich herausstellt, daß der Pseudofürst nicht lesen kann, entschuldigt das einer der Umstehenden mit den Worten: Nun ja, mit solchen Künsten sich zu beschäftigen, ist nicht üblich bei den Fürsten, andere müssen für sie studieren, die Fürsten haben die große Mühe, für andere zu trinken und zu essen. Das findet der neue Fürst ganz erträglich und verspricht in diesem Stück seine Pflicht vollauf zu tun.[1]) Die ausländischen Moden verspottet Masen auch hier, indem er den Barbier fragen läßt, ob er spanisch, französisch oder mehr deutsch den Bart richten solle. Dafür erhält der Barbier von einem Hofdiener die Rüge: Du kennst also den heutigen Brauch nicht: Kleidung französisch, Frisur spanisch, Trinken deutsch!

Die damals in Deutschland in großem, und zwar sehr verderblichem Ansehen stehende Astrologie nimmt Masen scharf her und überschüttet sie mit Spott. In einer Streitrede, ob die Astrologen oder die Bauern besser über die Zukunft urteilen können, fällt die Entscheidung dahin, daß der Fürst sich schließlich einen Bauern zum Astrologen erwählt und seinen Astrologen zum Pfluge schickt, damit er mit dem Bauer lerne vernünftig zu werden, den Fürsten vor Täuschung und sich vor dem Verdacht der Lüge zu bewahren.[2])

Auch sonst bieten die Schriften Masens interessante Einblicke in die Kulturgeschichte seiner Zeit, so z. B. wo er die Torheit der Eltern geißelt, die ihre Söhne noch als Kinder für Domherrnstellen bestimmen: wie solchen Domherren dann die erzwungene Enthaltsamkeit und Frömmigkeit am Herzen liege, dafür brauche man die Beispiele nicht in der Ferne zu suchen.[3])

In der großen sozialen Not, die als unmittelbare Folge des dreißigjährigen Krieges Deutschland heimsuchte und manche zur Verzweiflung brachte, griff Masen ein mit der Trost- und Warnungsschrift „Das Gold der Weisen oder die Kunst ohne Frevel reich zu werden". Hier legt er die christlichen Grundsätze über die Gegensätze zwischen arm und reich und deren Ausgleichung in schöner und herzlicher Weise dar.

Sein letztes Werk, das in Köln erschienen ist, trägt den Titel „Nützliche Neugierde über das Lebensglück" (1672); es ist im

[1]) Vergl. Scheid, Masen 45 f.

[2]) Exercitationes oratoriae (1660) p. 359.

[3]) Utilis curiositas p. 293 f.

wahren Sinn des Wortes eine Lebenweisheit für alle Stände; auch hier sind es deutsche Männer und deutsche Frauen, auf deren Beispiel er verweist, auch hier sind es die deutschen Fürsten, die er zur Eintracht aufruft.

In dem Kapitel dieser Lebensweisheit, wo Masen die hohe Bedeutung von Bildung und Wissenschaft für das Lebensglück auseinandersetzt, zeigt er sich als ein wahrer Verehrer der Wissenschaft und ihrer Verbreiter, der Lehrer und der Schriftsteller. Für den Lehrerberuf ist er begeistert. Er preist den großen Wert der Lehrer, den frühere Zeiten durch ungeheure Honorare anerkannt. Die Lehrer sind ihm die wahren Weltbeglücker. Wer die Gelehrten und ihre Werke als nutzlos verdammt, der weist von sich die Sonne, die Tugend und das herrlichste irdische Glück. Die Schriftstellerei ist ihm nur Fortsetzung, Erweiterung, ja Verewigung der Lehrtätigkeit. Wo in der Welt kann eine Beschäftigung erdacht werden, die nützlicher, würdiger wäre als jene der Gelehrten, wenn sie den reichen Schatz ihres Wissens in schriftlichen Denkmälern der Nachwelt überliefern und so gleichsam als unsterbliche Lehrer auf dem Lehrstuhl sitzen zur Ehre Gottes und zum Heil der Staaten! Ihr Leben und ihre Lehrtätigkeit, die auf Jahrhunderte auszudehnen die Natur versagt hat, setzen sie so für die nachfolgenden Geschlechter fort, gleich als ob sie erklärt, ihr ganzes Leben, und sollte es ewig dauern, zum Dienste Gottes und zum Nutzen des Staates zu verwenden. So sollen sie ewig leben, wenngleich von ihren Arbeiten und aus dieser Zeitlichkeit geschieden. [1])

Eine so große schriftstellerische Tätigkeit konnte Masen neben der vollen Hingabe an seinen Lehrerberuf und bei der treuesten Erfüllung seiner Verpflichtungen nur ermöglichen durch rastlose Arbeit und peinliche Ausnutzung der Zeit. Im Angesicht des Todes bekannte er, daß er viel gelesen und viel geschrieben, aber bei all seiner Arbeit keinen andern Zweck verfolgt, als daß ihm kein Teilchen der so kostbaren Zeit unbenutzt zur Ehre Gottes, zum Heil des Nächsten und seiner eigenen Seele entschwinde. Und seine Mitbrüder loben in dem Nachruf seine rastlose Arbeit verbunden mit stets ungetrübter Heiterkeit seines Gemütes; noch als hochbetagter Greis habe er unermüdlich mit voller Geistesfrische an seinen gelehrten Werken gearbeitet, bis ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen. [2])

[1]) Utilis curiositas de humanae vitae felicitate per varios hominum status (1672) p. 122. Vergl. 96 ff 114 ff.

[2]) Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 147. Vergl. Scheid 4.

Cornelius a Lapide.

Von Domkapitular Dr. Arnold Steffens.

Unter den Schriftauslegern der hh. Bücher des Alten und des Neuen Testamentes gibt es wohl kaum einen, der allerorts bekannter wäre als Cornelius a Lapide. Derselbe wurde geboren am 18. Dezember 1566 zu Bocholt bei Lüttich und entstammte der Familie van den Steen. Auch sein Vater muß wohl den Vornamen Cornelius geführt haben; denn die Zensoren seiner Bücher nennen ihn Cornelius Cornelii a Lapide. In den Schülerlisten des Tricoronatum [1]) finden wir unter den Zöglingen, die am 4. November 1578 aus der Syntax nach der Poesie aufsteigen, an erster Stelle unsern Cornelius Bocholtz verzeichnet, dem eine etwas spätere Hand die latinisierte Form seines Familiennamens, a lapide zugefügt hat. Am 12. April 1580 wird Cornelius Buchholtius (zugeschrieben a lapide) in die Rhetorik versetzt. Am 6. November 1581 steht Cornelius Bocholt a lapide an erster Stelle unter denen, die zur Logik aufrücken, am 9. November 1582 Cornelius Bucholt a lapide an achter Stelle unter denen, die nach der Physik versetzt werden. Am 4. März 1583 wurde er Baccalaureus. Unter denen, die am 23. Februar 1584 öffentlich zu Lizenziaten der freien Künste promoviert werden, steht an achter Stelle

[1]) Fasti et Ephemerides gymnasii novi trium coronarum. Kölner Stadtarchiv U. IX. 604, S. 160 u. ff.

Cornelius a Lapide, Bocholt, und am 7. März 1584 wurde unser Cornelius Bocholt a Lapide unter dem Vorsitz des Konrad Hünsen zum Magister promoviert, womit er, 17 Jahre alt, als Laureat seine Laufbahn am Tricoronatum beschloß.

Zum Studium der Theologie bezog Cornelius die Universität Löwen, trat dort am 8. Juli 1592 in die Gesellschaft Jesu ein und wurde im Jahre 1595 zum Priester geweiht.

Zwanzig Jahre hindurch lag er in Löwen der Lehrtätigkeit ob, indem er zunächst Latein dozierte, dann aber Vorlesungen über die h. Schrift hielt. Auch leistete er während dieser Zeit vielfach Aushilfe in der Seelsorge. Viele Jahre hindurch fand er sich zu diesem Zwecke an den Hauptfestzeiten im Dome zu Mecheln ein und hatte dann sein Absteigequartier beim Domdechanten Heinrich Franz van der Burch, der später Bischof von Gent und dann Erzbischof von Cambrai wurde. Innigste Freundschaft verband die beiden Männer, deren liebste Erholung es war, selbst bei Tische Bibelfragen zu erörtern. Cornelius nennt diesen Kirchenfürsten in der Widmung seiner Auslegung des Pentateuch Studienfreund. Am Tricoronatum zu Köln hatte Cornelius im Jahre 1582 zwar einen Georg van den Burck und im Jahre 1584 einen Theodor van der Burch zu Mitschülern. Heinrich Franz van der Burch wird wohl ein Bruder dieser beiden gewesen sein, sein Name ist jedoch in den Schülerlisten des Tricoronatum nicht verzeichnet.

In große Lebensgefahr geriet Cornelius im Jahre 1604, als er in dem bei Löwen gelegenen Wallfahrtsorte Scherpenheuvel (Montaigu) in der Oktav von Mariä Geburt im Predigen und Beichthören Aushilfe leistete. Holländische Reiterei überfiel am Festtage selbst (8. September) den vielbesuchten Wallfahrtsort, verwüstete alles mit Feuer und Schwert, und unser Cornelius, der das heiligste Sakrament aus der Wallfahrtskirche wegtrug, um es vor Verunehrung seitens der andersgläubigen Kriegshorde zu schützen, geriet in augenscheinliche Lebensgefahr. Er entging jedoch wie durch ein Wunder der Gefangennahme und Verwundung. Der Vorfall machte indes auf ihn einen solchen Eindruck, daß er ihn zeitlebens nicht vergessen konnte. In seinem frommen Sinne hätte er gewünscht, bei dieser Gelegenheit für den Herrn sein Leben zu lassen, und das Verlangen nach der Ehrenkrone des Martyriums verließ ihn seitdem nicht mehr.

Der gelehrte und fromme belgische Jesuit hatte die Aufmerksamkeit der höchsten Stelle des Ordens auf sich gelenkt. Er wurde im Jahre 1616 nach Rom berufen, woselbst er zunächst mehrere

Jahre hindurch mit großem Erfolge Vorlesungen über die h. Schrift hielt, dann aber sich ganz exegetischer Schriftstellerei hingab, die seinen eigentlichen Lebensberuf bildete und der er auch bis zu seinem Tode ununterbrochen treu blieb. Er hat die Riesenarbeit geleistet, zu allen Büchern der h. Schrift Alten und Neuen Testamentes Kommentare zu schreiben, die Psalmen und das Buch Job allein ausgenommen, und auch die Erklärung dieser beiden Bücher war von ihm in Angriff genommen, als der Tod ihn zwang, die Feder aus der Hand zu legen. Die Kommentare zu den einzelnen Büchern erlebten sehr viele Auflagen. Auch wurden zahlreiche Gesamtausgaben seiner Werke[1]) veranstaltet bis in die neueste Zeit, ein Beweis dafür, daß sie bis heute ihren Wert noch nicht verloren haben. Unter allen Schriftauslegungen ist unter der Seelsorgsgeistlichkeit am meisten verbreitet und am längsten in fortwährendem Gebrauch geblieben unseres Cornelius Bearbeitung des Neuen Testamentes, obwohl sie vielfach überholt wurde von spätern Exegeten. Der von Cornelius gebotene Reichtum patristischer Auslegungen meistens nach vierfachem Sinne, dem Wortsinne, dem typischen, moralischen und allegorischen Sinne, scheint diese Vorliebe erzeugt und erhalten zu haben. Bestimmend war für ihn nach seinem eigenen Geständnis der vom Dichter ausgesprochene Grundsatz: „Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci."

So bringt Cornelius aus dem unermeßlichen Schatze seiner Belesenheit und der staunenswerten Fülle seines vielseitigen Wissens zur Erklärung des h. Textes eine Menge von Material herbei, das unter vielem Zutreffenden auch manches Weitabliegende und Fremdartige enthält. Auch bedürfen die eingeflochtenen Geschichten vielfach kritischer Sichtung. Nach allgemeinem Urteile werden die Kommentare zum Pentateuch und zu den paulinischen Briefen für die gelungensten unter seinen Arbeiten gehalten. Sie zeichnen sich nämlich aus durch sorgfältige Durcharbeitung, und das Abgehen von den strengen Gesetzen der Hermeneutik macht sich in ihnen weniger fühlbar. Von seiner Bearbeitung der vier großen Propheten sagt Reinke:[2]) „Diese Kommentare sind noch

[1]) Gesamtausgaben: Antwerpen 1681. 10 Foliobände (sehr geschätzt); Venedig 1708, 16 Bände; 1740, 11 Bände; Antwerpen 1714, 11 Bände; Köln 1732, 11 Bände; Lyon 1840, 11 Bände in quarto; Malta 1843—1856, 10 Bände in quarto; Paris 1855, 20 Bände in quarto; Neapel 1854—1860, 18 Bände in quarto; Paris 1857, 20 Bände in quarto, 1868, 24 Bände in quarto; Lyon 1872, 20 Bände.

[2]) Kommentar zu den messianischen Weissagungen bei den großen und kleinen Propheten 1859/62 1. Bd. Einl. § 11.

mit Nutzen zu gebrauchen, da der Verfasser nicht bloß einen großen Scharfsinn besaß, sondern auch die frühern Ausleger, namentlich Sanchez und die Kirchenväter fleißig benutzt hat." Die philologische, rhetorische und philosophische Schulung, die Cornelius auf dem Tricoronatum erhalten, kommt in seinen Werken glänzend zur Geltung. Er handhabt die lateinische Sprache nicht nur mit Leichtigkeit und Gewandtheit, sondern auch, besonders in den Widmungen, mit Anmut und Schönheit. Auch beherrscht er das Griechische und bekundet zudem allenthalben in seinen Schriften eine wenn auch nicht gerade hervorragende Kenntnis des Hebräischen und Syrischen.

Cornelius war eine rechte Gelehrtennatur. Er lebte nur der Wissenschaft und dem Gebete. Eine Selbstschilderung seiner Seelenstimmung soll hier in urschriftlichem Wortlaut angeführt werden, die zugleich eine Stilprobe seiner Handhabung der lateinischen Sprache liefert.

Nihil in hoc mundo a quoquam mortalium exspecto,[1]) quia nihil desidero[1]). Aulas et oras fugio: silentium et secessum mihi iucundum aliisque non inutilem sequor cum s. Basilio, Gregorio, Hieronymo, cuius sanctam Bethleem ab eo in Palaestina sollicite quaesitam ego Romae iuveni. Olim iunior agi Martham, nunc in devexa aetate magis Magdalenam ago et adamo, memor brevis aevi, memor Dei, memor instantis aeternitatis. Cellae (quae mihi fida, amica, tota terra carior est adeoque coelum terrestre videtur) et silentii solius sum incola; cellicola et musei sacri assecla, coelicola esse contendo, sanctae contemplationis, lectionis, scriptionis otium, imo negotium persequor. Deo uni et trino, eius oraculis et inspirationibus excipiendis, meditandis, celebrandis iucumbo, ad Christi pedes sedeo, ut ab ore eius pendulus verba vitae hauriam, quae deinceps in alios effundam." [2])

In den Ergüssen seiner Frömmigkeit tritt auch mitunter der Kölner Einschlag zu Tage. So flehte er, als er sich anschickte, die Weisheitsbücher der h. Schrift zu erläutern, die Gottesmutter an, ihm die Erleuchtung seitens des h. Geistes zu vermitteln, wie sie es Albert dem Großen und Rupert von Deutz gegenüber getan. Cornelius war ein überaus frommer Priester. Er stand bei seinen Zeitgenossen im Rufe der Heiligkeit. Täglich las er, was damals bemerkenswert war, die h. Messe. Tag und Nacht war die Lesung und Betrachtung der h. Schrift die Nahrung seines Geistes und das Labsal seines Herzens. An Gehorsam gegen die Obern und

[1]) Widmung des Kommentars zum Pentateuch, [2]) desgl. zum Propheten Isaias.

an Strenge in der Beobachtung der Ordensregeln ließ sich der ehrwürdige Gelehrte von niemandem übertreffen. Wiewohl er stets von sehr schwacher Gesundheit war, wollte er durchaus nicht, daß ihm etwas Besonderes an Nahrung vorgesetzt werde. Die Wahrheit ging ihm über alles. Er war so bescheiden und demütig, daß er gegen Ende seines Lebens von sich sagte: „Ich beschäftige mich nun schon vierzig Jahre lang mit dem Studium der h. Schrift und seit dreißig Jahren ist ihre Erklärung meine einzige Beschäftigung, und doch werde ich inne, wie wenig Fortschritte ich in ihrem Verständnis gemacht habe." Als er die Erklärung der vier großen Propheten beendet hatte, flehte er diese großen Gottesmänner an, ihm die Gnade des Martertodes zu erwirken: „O h. Propheten des Herrn, ich bitte euch inständig, laßt mir doch zuteil werden euer Martyrium, damit ich die Wahrheit, die ich aus euren Büchern geschöpft, die ich andere gelehrt und die ich niedergeschrieben habe, mit meinem Blute besiegele.. . Ich habe für euch meine Lebens- und Körperkraft erschöpft, nun will ich noch mein Blut hingeben."

Der Herr ersparte das blutige Martyrium seinem getreuen Diener, der im Studium und in der Erläuterung des niedergeschriebenen Gotteswortes sein Leben verzehrt hatte. Er starb zu Rom im 71. Jahre seines Alters am 12. März 1637 und wurde dort begraben, wie er gewünscht, daß seine Gebeine bei den Gebeinen der Heiligen ruhen möchten.

Friedrich Spee.

Von Dr. phil. JOS. GOTZEN.

Es gibt wenige bedeutende Männer, über die das Urteil der Nachwelt so einmütig und uneingeschränkt lobend lautet, wie über FRIEDRICH SPEE. Wo immer der Name dieses schlichten Ordensmannes genannt wird, geschieht es mit hoher Achtung und Anerkennung. Die Wirksamkeit Spees fällt in die unglückliche Zeit des dreißigjährigen Krieges, dessen Schrecken in Deutschland noch durch das Toben des unseligen Wahnes der Hexenprozesse vermehrt wurden. In dieser traurigen Zeit ist er der einzige, der den Mut hat, nicht achtend der Gefahr für eigene Ehre und Sicherheit, anzukämpfen gegen eine wahnwitzige Geistesverirrung, die es als etwas Verdienstliches betrachtete, zahllose blutige Opfer zu denen des Krieges zu häufen. Und in derselben Zeit, in der der künstlerische Geschmack darniederlag, dichtete er als fast einziger Vertreter wahrer Poesie liebliche Lieder, die aus dem Reimgeklingel seiner Tage hervortönen wie der Gesang der Nachtigall aus dem der anderen Vögel.

Friedrich Spee stammte aus dem alten, jetzt gräflichen Geschlechte der Spee, und zwar aus der Linie von Langenfeld. Sein Vater Peter Spee war Burgvogt und Amtmann des Kurfürsten von Köln zu Kaiserswerth bei Düsseldorf. Hier wurde Friedrich Spee am 25. Februar 1591 geboren. Über seine Jugendzeit ist

nichts bekannt; nur soviel läßt sich sagen, daß die frommen Eltern ihre sechs Kinder, von denen unser Friedrich wahrscheinlich das jüngste war, in echt christlicher Weise erzogen. Mit etwa zwölf Jahren kam der Knabe nach Köln auf das Jesuitengymnasium zu den drei Kronen, das er aber später verließ, um auf das Montanergymnasium überzugehen, aus welchem Grunde, ist nicht bekannt. Der junge Spee war ein fleißiger und talentvoller Schüler; das zeigt schon die einzige Tatsache, die aus seiner Studienzeit bekannt ist: beim Aufsteigen in die Klasse der Humanität im Jahre 1604 erhielt er das erste Prämium in der lateinischen Sprache. Nachdem er die sechs Klassen des Gymnasiums absolviert hatte, trat er im Jahre 1610 im Alter von 20 Jahren in die Gesellschaft Jesu ein. Zu diesem Schritt bewog ihn hauptsächlich der Gedanke, später seine Kraft in den Dienst der Heidenmission zu stellen, ein Wunsch, der freilich nicht in Erfüllung ging. Die Novizenjahre verbrachte Spee in Trier und in Fulda; von hier wurde er im Jahre 1612 zur Vollendung seiner philosophischen Studien nach Würzburg geschickt. Im Jahre 1616 kam er nach Speyer und wirkte hier als Lehrer am Gymnasium; im folgenden Jahre wurde er nach Worms beordert, um dort die Humaniora zu lehren. Im Jahre 1618 beriefen ihn die Oberen nach Mainz, wo er die höchste Gymnasialklasse, die Rhetorik, übernahm. Nachdem er so einige Zeit als Lehrer tätig gewesen war, begann er im Jahre 1620 in Mainz seine theologischen Studien. Einunddreißig Jahre war er alt, als er im Jahre 1622 zum Priester geweiht wurde. Noch ein Jahr lang setzte er seine Studien fort, dann wurde er nach gut bestandenem Schlußexamen von seinen Oberen im Herbst 1623 als Professor der Philosophie an die im Jahre 1614 gegründete Universität Paderborn berufen, obgleich er das vorgeschriebene dritte Noviziatsjahr noch nicht absolviert hatte. Als im Jahre 1626 in Paderborn die Pest ausbrach, kam Spee wieder nach Speyer und vollendete hier sein Noviziat. Seine Oberen hatten ihn für die Seelsorge ausersehen. Bei der Teilung der rheinischen Ordensprovinz im Jahre 1626 war Spee der niederrheinischen Provinz zugewiesen worden. Infolgedessen wurde er jetzt nach Wesel geschickt, um hier in der Seelsorge tätig zu sein. Lange kann er aber in Wesel nicht gewirkt haben, denn im Anfang des Jahres 1628 finden wir ihn wieder in Köln. Von hier begab er sich noch im selben Jahre als Missionar nach Peine, einem Städtchen im Hildesheimischen, dem Hauptorte der gleichnamigen Grafschaft. Seine Aufgabe war, das Ländchen, in dem der Pro-

testantismus Verbreitung gefunden hatte, wieder der alten Lehre zurückzugewinnen. Durch sein mildes und versöhnliches Auftreten, dem das eigene, von echter Frömmigkeit und aufopferndem Edelmut getragene Leben überzeugenden Nachdruck verlieh, gelang es ihm verhältnismäßig leicht, seinen Auftrag mit Erfolg auszuführen. Sogar die früheren protestantischen Prediger schlossen sich dem katholischen Glauben wieder an, und einer von ihnen, der „tolle Herr Tyle", wurde Spees vertrauter Freund. Freilich erweckte ihm seine Tätigkeit auch Feinde, wie das kaum anders zu erwarten war. An einem Sonntagmorgen im April 1629 ritt er nach einem Dorfe in der Nähe von Peine, um dort Messe zu lesen. Nicht weit vom Ziele sah er sich in einem Walde plötzlich angegriffen. Ein Mann ritt ihm entgegen und feuerte zwei Schüsse auf ihn ab, die aber beide fehlgingen. Wütend über das Mißlingen seines Anschlages hieb der Reiter nun mit dem Schwerte auf den Wehrlosen ein, dessen Pferd unglücklicher Weise zu Fall gekommen war. Aus sechs schweren Wunden am Kopfe und zwei an der Schulter blutend, gelang es Spee, dem Mörder zu entkommen. Weinend sahen die Leute des Dorfes, wie übel ihr guter Missionar zugerichtet war. Notdürftig verbunden, bestieg er trotz seiner Schmerzen die Kanzel und verlas das Evangelium des Tages vom guten Hirten; dann brach er ohnmächtig zusammen. Auf seinen Wunsch wurde der Schwerverwundete nach Peine zurückgebracht; der tolle Herr Tyle ließ es sich nicht nehmen, seinem Freunde diesen Liebesdienst zu erweisen. Die Meucheltat rief auch in Peine allgemeine Entrüstung und großes Mitleid mit dem unschuldigen Opfer hervor. Die Nachforschungen nach dem Täter, die sofort aufgenommen wurden, blieben ohne Ergebnis. Von Peine wurde der Todkranke in einem Wagen nach Hildesheim gebracht. Mehrere Monate lag Spee an seinen Wunden darnieder, deren Nachwirkungen sich in seinem späteren Leben in heftigen Kopfschmerzen und Schwindelanfällen häufig bemerkbar machten; auch blieben die Narben immer deutlich sichtbar. Zur weiteren Erholung suchte er das Kloster Corvey auf, dessen Prior ein Verwandter von ihm war. Von hier sandten ihn seine Oberen in das nahe gelegene, der Gesellschaft gehörige Kloster Falkenhagen, damit er sich hier in ruhiger und idyllischer Waldesfrische weiter kräftige. Im Herbst des Jahres 1629 war er so weit wieder hergestellt, daß er in Paderborn den Lehrstuhl für Moraltheologie übernehmen konnte. Seine Lehrtätigkeit fand aber ein unerwartet schnelles Ende: mitten im Studienjahre 1630/31 wurde er auf

Betreiben des Rektors der Paderborner Niederlassung seiner Professur enthoben, obschon er gebeten hatte, man möge ihm doch diesen Schimpf nicht antun. Schon seit einiger Zeit hatten sich aus dem Orden heraus Widersprüche gegen Spee erhoben. Man warf ihm vor, er hege Ansichten, die nicht geeignet seien, bei seinen Schülern die Hochachtung vor dem Orden zu heben. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß bei diesen Beschuldigungen auch die Ansichten über die Hexenprozesse eine Rolle spielten, mit denen Spee sich schon damals im Gegensatz zu vielen seiner Mitbrüder befand. Spee hatte zwar die Genugtuung, daß die gegen ihn erhobenen Beschwerden vom Ordensgeneral für unbegründet befunden wurden, aber seine Professur erhielt er nicht wieder; seit dem Jahre 1631 fungierte er in Paderborn nur als Beichtvater. In dieser Stellung hauptsächlich gewann er den tiefen Einblick in die Hexenprozesse, der ihm die Feder in die Hand zwang. An zweihundert unglückliche Opfer menschlichen Aberwitzes geleitete er zum Scheiterhaufen. Die traurigen Erfahrungen, die er dabei sammelte, das unsägliche Elend, dessen er Zeuge war, ließen ihn nicht mehr schweigen, und er schrieb jene Schrift, deretwegen allein schon sein Name für alle Zeiten mit Ehren genannt zu werden verdient: die Cautio criminalis. Man hat früher allgemein angenommen, die Cautio criminalis sei in Würzburg geschrieben worden; in Würzburg sei Spee als Beichtvater der Hexen tätig gewesen. Aber abgesehen von den früheren Studienjahren 1612—1616, findet sich in Spees Leben keine Zeit, die für eine längere Tätigkeit in Würzburg Raum böte. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß es in Paderborn gewesen ist, wo Spee das Material für die Cautio criminalis gesammelt hat. Überall in Deutschland — und nicht nur in Deutschland allein — wütete damals gleich einer epidemischen Krankheit das grausame Vorgehen gegen die Hexen, und zwar in gleicher Weise in den katholischen wie in den protestantischen Ländern. Es ist hier nicht möglich, ein Bild jener unsäglichen Greuel zu geben, in denen menschlicher Aberwitz und menschliche Grausamkeit die traurigsten Triumphe feierten, wo zu Tausenden greise Männer und Frauen, blühende Jünglinge und Jungfrauen und sogar zarte Kinder den unmenschlichen Qualen der Folter und grausamem Tode überliefert wurden. Es wird erzählt, der gute Pater Spee sei einmal gefragt worden, warum sein Haar bereits so früh ergraut sei, und er habe geantwortet, die Schuld daran trüge das furchtbare Elend, dessen Zeuge er als Beichtvater der Hexen gewesen sei. „Ich

beteure unter einem Eid," sagt er in der Cautio criminalis, „dass ich bis jetzt keine Angeklagte zum Scheiterhaufen geführt habe, die ich nach reiflicher Erwägung aller Umstände für schuldig erklären konnte. Dasselbe habe ich von zwei scharf beobachtenden Theologen gehört, und doch habe ich alle nur erdenkliche Mühe angewendet, die Wahrheit zu ergründen." In 51 Fragen (Dubia) geht er in der Cautio criminalis den Verteidigern der Hexenprozesse zu Leibe, mit soviel Klarheit und Beweiskraft, mit soviel Sachlichkeit und zugleich edler Entrüstung, mit solcher überlegenen Gewandtheit und mutiger Unerschrockenheit, daß kein vernünftig Denkender sich seinen Schlußfolgerungen entziehen kann. Das Buch erschien zuerst in Rinteln im Jahre 1631; der Titel lautet: „Cautio criminalis, seu de processibus contra Sagas Liber. Ad Magistratus Germaniae hoc tempore necessarius, tum autem consiliariis et confessariis principum, Inquisitoribus, Iudicibus, Advocatis, Confessariis Reorum, Concionatoribus caeterisque lectu utilissimus. Auctore Incerto Theologo Romano." Die mutige Schrift erregte gewaltiges Aufsehen; in wenigen Monaten war die ganze Auflage vergriffen, so daß selbst für teures Geld kein Exemplar mehr zu erhalten war, ein für die damalige Zeit ganz ungewöhnlicher Erfolg. Im folgenden Jahre 1632 erschienen gleichzeitig zwei neue Ausgaben in Frankfurt am Main und Köln. Deutsche Übersetzungen folgten in Bremen 1647, Frankfurt am Main 1649 und Amsterdam 1657. Eine holländische Übersetzung erschien 1657, eine französische 1660. Die Veröffentlichung des Werkes war ohne Vorwissen Spees geschehen, wenn auch die vollendete Tatsache ihm sicherlich nicht unerwünscht gewesen ist. Er hatte das Manuskript einigen Freunden zum Lesen überlassen, und von diesen wurde es dem Druck übergeben, weil sie wohl dadurch der Absicht des Verfassers zu entsprechen glaubten. Daß Spees Name verschwiegen wurde, hatte seinen guten Grund; man kannte die Geneigtheit der Richter, jeden Verteidiger der Hexen als mit ihnen im Bunde stehend zu betrachten und ihm als hinlänglich verdächtig den Prozeß zu machen. Innerhalb des Ordens war der Name des Verfassers aber schon bald allgemein bekannt. Dem mutigen Pater erwuchsen daraus nicht geringe Anfeindungen und Schwierigkeiten, da es auch unter seinen Ordensgenossen nicht wenige gab, die in den krankhaften Ideen des Hexenwahnes befangen waren. Eine Zeitlang bestand sogar die Absicht, Spee aus dem Orden zu entlassen oder ihn zum freiwilligen Austritt zu bewegen. Aber schließlich behielt doch die Vernunft die Oberhand; denn selbst-

verständlich gab es unter Spees Mitbrüdern auch viele, die seine Ansichten teilten und sein Vorgehen billigten. Waren ihm doch schon innerhalb des Ordens Paul Laymann und Adam Tanner im Kampfe gegen den Hexenwahn voraufgegangen; besonders auf Tanner beruft sich daher Spee öfter bei seinen Ausführungen in der Cautio criminalis. Überhaupt darf nicht unerwähnt bleiben, daß Spee nicht der erste gewesen ist, der seine Stimme gegen die Hexenprozesse erhob. Angefangen von dem rheinischen Arzte Dr. Johann Weyer (1563) bis auf seinen Ordensgenossen Tanner (1627) hatte schon eine ganze Reihe mutiger Männer gegen den verderblichen Wahn angekämpft. Aber keiner hatte mit solch eindringlicher Wucht der Beweisgründe, mit solch logischer Folgerichtigkeit und dialektischer Gewandtheit, mit solch überzeugender Anschaulichkeit, die fortwährend aus eigener Erfahrung schöpfte, seine Sache vertreten. Spee erreichte auch keineswegs, ebensowenig wie seine Vorgänger, durch seine Schrift ein Aufhören der Prozesse. Dazu saß der Wahn viel zu tief und hatte zu viele Anhänger, die aus seinem Fortleben klingenden Vorteil zogen. Aber ganz ohne Erfolg blieb die Cautio criminalis doch nicht. Manche bisherige Begünstiger der Hexenverfolgungen, namentlich unter den Fürsten, wurden durch die schweren Anklagen des Buches nachdenklich und drängten auf Einschränkung der Prozesse, einige wenige ließen sie sogar gänzlich einstellen. Unabhängig vom Erfolg aber bleibt die Bedeutung der Cautio criminalis; sie ist eines der verdienstvollsten Bücher, die in Deutschland geschrieben worden sind, und ihr Verfasser hat sich einen Platz unter den größten Wohltätern der Menschheit erworben.

Bald nach dem Erscheinen der Cautio criminalis kam Spee nach Köln; er sollte hier aufs neue die Professur für Moraltheologie übernehmen, von der man ihn in Paderborn so eilig enthoben hatte. Aber neue Klagen wurden gegen ihn laut, und zwar vermutlich von solchen, denen sein mannhaftes Auftreten gegen den Hexenwahn ein Ärgernis war. Der Ordensgeneral dachte daher, wie bereits erwähnt wurde, an eine Entlassung des Pater Spee aus dem Orden oder an einen freiwilligen Austritt. Aber noch ehe es hierüber zu einer Entscheidung kam, änderte sich die Ansicht der Oberen über Spee zum Besseren. Seit dieser Zeit konnte er sich unbehelligt seiner Lehrtätigkeit widmen. Sie bot ihm Gelegenheit, auch seiner Ansicht über das Hexenwesen unter den jungen Theologen Verbreitung zu verschaffen, was ihm mit um so größerem Erfolge gelang, als seine Schüler mit Liebe und

Verehrung zu ihrem edlen, mildgesinnten Lehrer aufsahen. Einer seiner Schüler, P. Hermann Busenbaum, hat später die Vorlesungen Spees bei der Ausarbeitung seiner berühmt gewordenen „Medulla theologiae moralis" benutzt, was er mit warmem Dank gegen seinen trefflichen Lehrer im Vorwort des Werkes hervorhebt. Daß Spee neben seiner Lehrtätigkeit auch noch eine eifrige Wirksamkeit als Seelsorger entfaltete, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden; die Geschichte weiß uns davon rührende Beispiele zu erzählen. Nur zwei Jahre dauerte Spees Tätigkeit in Köln. Im Jahre 1633 finden wir ihn wieder in Trier, und zwar ebenfalls als Professor der Moraltheologie und als Beichtvater. In Trier, wo er sein Ordensleben begonnen hatte, sollte er es auch beschließen. Der damalige Kurfürst von Trier, Philipp Christoph von Söteren, hatte sich ganz in die Hände der Franzosen gegeben, ihnen sein Land und seine Festungen ausgeliefert und den französischen Kardinal Richelieu zu seinem Koadjutor und Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle ernannt. Die Jesuiten, die treu zum Kaiser hielten, entgingen nur mit Not der Landesverweisung; aber ihre Schulen wurden geschlossen und ihre Niederlassungen gebrandschatzt. Indessen schon nahten die kaiserlichen Truppen zur Bestrafung des ungetreuen Reichsfürsten. In der Nacht zum 26. März 1635 drangen sie in die Stadt ein, in deren Straßen sich alsbald im Dunkel der Nacht ein wütender Kampf entspann. Der edle Spee war beim Beginn des Gemetzels sofort herbeigeeilt und hatte sich mitten unter die Kämpfenden gemischt. Die Verwundeten trug er aus dem Gewühl, wusch und verband ihre Wunden und spendete den Sterbenden den letzten geistlichen Trost. Als der Kampf am Morgen sein Ende fand, waren 500 Franzosen getötet, die übrigen mit dem französischen Obersten und dem Kurfürsten gefangen genommen. Spee verwendete sich für die Gefangenen beim kaiserlichen Befehlshaber, bettelte für sie Kleider und Almosen zusammen und erwirkte ihre Entlassung in die Heimat. Da brach in der Stadt ein pestartiges Fieber aus. Unermüdlich war nun Spee in den Spitälern tätig, pflegte und tröstete die Kranken, schleppte ihnen Speise und frisches Wasser aus dem Stadtbrunnen herbei und bereitete die Sterbenden zum Tode vor. Aber die übermenschlichen fortwährenden Anstrengungen hatten seinen Körper so geschwächt, daß er selber von der Krankheit ergriffen wurde. Am 7. August 1635 nachmittags 1 Uhr verschied er sanft und gottergeben. In der Gruft der ehemaligen Jesuitenkirche wurde er beigesetzt; auf dem Sarge, der seine sterblichen Überreste umschließt,

steht die einfache Inschrift: „Hic iacet Fridericus Spe." Im Jahre 1907 ist ihm in der Jesuitenkirche von späten Verehrern ein würdiges Denkmal gesetzt worden. Das einzige Bildnis, das uns von Spee erhalten ist, befindet sich im Besitz des Marzellengymnasiums; es hing in der Aula des alten Gebäudes. Fortan wird es auch in der Aula des neuen Heims einen ehrenvollen Platz finden, wie es dem edlen Manne gebührt, dessen fleckenloses und heiligmäßiges Leben sich verzehrt hat im Dienste reinster Gottes- und Menschenliebe.

Im Jahre 1649, also vierzehn Jahre nach Spees Tode, erschien in Köln bei Wilhelm Friessem ein Büchlein „Trutz Nachtigal, oder Geistlichs-Poetisch Lust-Wäldlein, deßgleichen noch nie zuvor in Teutscher sprach gesehen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu. Jetzo, nach vieler wunsch und langem anhalten, zum erstenmahl in Truck verfertiget." Das Büchlein bildet eine merkwürdige Erscheinung in der gleichzeitigen Literatur. Was es „trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet", kommt aus einer reinen, vom Glück innigster Gottesliebe erfüllten Seele, die in der Natur allenthalben die Größe und Güte des Schöpfers bewundert. Das Büchlein enthält nur geistliche Gedichte: „dann je anders nichts allhie gesucht noch begehrt wird, als daß Gott auch in teutscher Sprach seine Poeten hätte, die sein Lob und Namen ebenso künstlich, als andere in ihren Sprachen singen und verkünden könnten". Bei Tag und Nacht beschäftigen den Dichter die Großtaten des Schöpfers; er findet und bewundert sie in der kleinsten Blume, in der Stille des Waldes, im Brausen des Meeres, im Gesang der Vögel, im Treiben der geschäftigen Bienen wie in den gewaltigen Wunderwerken des gestirnten Himmels. Gerade dieses innige Sichversenken in die Natur hebt die Gedichte Spees weit heraus aus der Literatur seiner Zeit. So hatte vor ihm noch keiner gesungen; und es quillt ihm alles aus einem übervollen Herzen, das nicht lange nach Worten zu suchen braucht, um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Mit überlegener Meisterschaft handhabt Spee die Sprache, ungezwungen fließt ihm der Reim, und zwar in solcher Fülle, daß er sich oft kaum genug darin tun kann. So haben seine Gedichte für ihre Zeit etwas ungemein Frisches und Anziehendes. Gewiß ist für den heutigen Leser manches Tändelnde und Spielende, manches Weichliche und Süßliche nicht mehr recht genießbar; das sind Dinge, die aus dem Geiste der Zeit heraus beurteilt werden müssen. Wer aber an Spee herantritt vom Standpunkte des Literarhistorikers, dem einzigen Standpunkt, der zu einer gerechten Beurteilung des Dichters führen

kann, der findet in seinem Büchlein so viel Schönes und Erfreuliches, daß darüber die kleinen, in der Zeitrichtung begründeten Mängel zurücktreten. Besondere Hervorhebung verdient die metrische Form der Gedichte. Es muß als ausgemacht gelten, daß Spee ganz unabhängig von seinem Zeitgenossen Opitz zu dem neuen Betonungsgesetz gelangt ist, das noch heute in der deutschen Poesie Geltung hat und um dessen Erfindung Opitz soviel gepriesen worden ist: die regelmäßige Abwechslung zwischen betonten und unbetonten Silben. In der Vorrede zur Trutz-Nachtigall hat Spee dieses neue metrische Gesetz knapp und klar entwickelt. Über die Entstehungszeit der Gedichte Spees sind wir nicht unterrichtet; manche mag er wohl der Ruhe und Muße in dem idyllischen Falkenhagen verdanken, als er dort zur Erholung von seinen Wunden weilte. Andere gehen aber sicherlich schon auf viel frühere Jahre zurück, in denen eine Beeinflussung durch Opitz noch gar nicht möglich war. Aus innerstem Drang, ganz aus sich selbst heraus ist Spee zum Dichter geworden. Am Gymnasium seiner Zeit hatte weder die deutsche Sprache noch die deutsche Literatur eine Stätte, so daß ihm von dort eine Anregung zu dichterischem Schaffen nicht gekommen sein kann. Wir haben von Spees Trutz-Nachtigall zwei Handschriften, die vom Dichter selbst geschrieben sind: eine in Straßburg und eine in Trier. Die Trierer Handschrift war offenbar zum Druck bestimmt; aber der frühe Tod des Dichters verhinderte die Ausführung des Planes. Spees Beichtkind Wilhelm Friessem in Köln hat dann das Werk nach einer Abschrift, deren mehrere in den Händen von Freunden und Verehrern des frommen Dichters waren, zum Druck befördert. Neue Auflagen des Büchleins erschienen in Köln bei Friessem in den Jahren 1656, 1660, 1664, 1672, 1683 und 1709. Auch ins Lateinische und Böhmische wurde es übersetzt. Hundert Jahre lang blieb dann die Trutz-Nachtigall vergessen; die Zeit des Rationalismus hatte für Spee kein Verständnis. Erst die Romantik brachte ihn wieder zu Ehren. Im Laufe des 19. Jahrhunderts erschienen zahlreiche Neuausgaben der Trutz-Nachtigall, meistens Erneuerungen und Umarbeitungen, die den Gedichten viel von ihrem ursprünglichen Reize nahmen. Eine solche umgearbeitete Ausgabe veranstaltete auch Wilhelm Smets; sie erschien ein Jahr nach seinem Tode unter dem Titel „Fromme Lieder von Friedrich Spee“ 1849.

In demselben Jahre 1649, in dem die Trutz-Nachtigall erschien, beförderte Wilhelm Friessem in Köln noch ein zweites Werk von Spee zum Drucke: „Güldenes Tugend-Buch, das ist, Werck und

Übung der dreyen Göttlichen Tugenden, des Glaubens, Hoffnung und Liebe. Allen Gottliebenden, andächtigen, frommen Seelen: und sonderlich den Kloster- und anderen Geistlichen Personen sehr nützlich zu gebrauchen, durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu." Das Güldene Tugendbuch ist ein Erbauungsbuch in Prosa mit eingestreuten Gedichten, von denen manche auch in der Trutz-Nachtigall sich finden. Entstanden ist es in der Zeit des Kölner Aufenthaltes 1631—1633. Es gehört zu den schönsten und innigsten Werken dieser Art, die in Deutschland geschrieben worden sind. Freilich muß es noch viel mehr aus seiner Zeit heraus beurteilt werden als die Trutz-Nachtigall; denn manche allzu naive und süßlich tändelnde Ausführungen vermögen beim heutigen Leser nur ein Lächeln zu erregen. Aber kein geringerer als Leibniz verehrte und schätzte gerade dieses Werk des frommen P. Spee; er nennt es „eines der solidesten und rührendsten Andachtsbücher, die ich jemals gesehen habe". Das Güldene Tugendbuch ist in noch höherem Grade als die Trutz-Nachtigall das Zeugnis einer kindlich reinen Seele; es gibt uns am meisten ein Bild von des Verfassers eigner Geistesrichtung. Da ist alles so voll treuherziger Innigkeit und ergreifender Eindringlichkeit, daß selbst derjenige daran Gefallen finden kann, der sich sonst mit dem Inhalte nicht zu befreunden vermag. Was aber besonders an dem Buche hervorgehoben werden muß, das ist der meisterhafte und bewundernswerte Stil, in dem es geschrieben ist, an dem nicht nur die klare und faßliche Art der Darstellung, die anschaulichen und trefflichen Vergleiche und Bilder zu loben sind, sondern auch die prächtige Sprache, deren Wohllaut und Fluß in gleichzeitigen Schriften kaum ihresgleichen finden dürfte. Neue Auflagen erlebte das Güldene Tugendbuch in den Jahren 1656, 1666, 1688 und 1749. Bei dem treuherzigen Inhalt, der das Buch auszeichnet, ist es nicht zu verwundern, daß auch verschiedene Neubearbeitungen im 19. Jahrhundert noch manche dankbare Leser gefunden haben.

Paulus Aler.

Von Prof. Dr. ALFONS FRITZ in Aachen.

Im Bereiche der niederrheinischen Jesuitenprovinz haben zwei Jesuiten namens Aler, beide aus dem freundlichen Eifelstädtchen St. Vith stammend, eine bedeutsame Stellung eingenommen: Paul geb. am 9. November 1656, Peter geb. am 11. April 1685. Die Gemeinsamkeit des Familiennamens und des Heimatortes läßt verwandtschaftliche Beziehungen vermuten und hat früher sogar eine Verwechslung beider Persönlichkeiten veranlaßt. Über das bis jetzt unbekannte Verhältnis, in dem sie zueinander standen, klärt uns der ältere im Tagebuch des Gymnasiums zu den drei Kronen unter dem 29. Juni 1711, als Peter Aler und Kaspar Gilson in der Kölner Jesuitenkirche ihre Primiz feierten, dahin auf, daß der eine ein Sohn seines Bruders, der andere ein Sohn seiner Schwester sei.

Als Lehrer haben beide Aler segensreich gewirkt, als Schriftsteller nur der ältere. Daher finden wir auch nur über ihn in dem alten Schriftstellerlexikon des Jesuiten Joseph Hartzheim (Bibliotheca Coloniensis, Köln 1747) einige Bemerkungen, die seinen Entwicklungsgang veranschaulichen und beweisen, daß PAUL ALER in Köln seine zweite Heimat gewann. Denn er, der später mehr als 30 Jahre am Gymnasium zu den drei Kronen tätig war, darunter 23 Jahre in der Regentschaft, empfing hier auch seine humanistische Bildung und wurde hier im Jahre 1676 unter dem Lehrer der Philosophie Adolf Neißen zum Grade eines Magisters befördert. Der Eintritt in den Jesuitenorden am 6. November desselben Jahres entfernte ihn nur für kurze Zeit und führte ihn nach Trier, wo das Novizenhaus der Provinz sich befand. An das Noviziat schloß sich, wie bei den Jesuiten üblich, die Lehrtätigkeit in den fünf niederen Schulen, die nach der fortschreitenden Einführung in die lateinische Sprache als Infima, Secunda, Suprema (Syntaxis) Grammatices classis, als Poesis (Humanitas) und als Rhetorica bezeichnet wurden. Der hier u. a. gepflegten Kunst, „leicht und geschmackvoll lateinische Gedichte jeder Art zu verfassen", diente seine 1683 in Köln bei P. Th. Hilden erstmalig verlegte Praxis poetica, ein in vier weiteren Auflagen erschienenes Lehrbuch, dem er als Proben eigenen poetischen Schaffens in den folgenden Jahren lateinische Gelegenheitsgedichte zu Ehren des wittelsbachisch-bayrischen Hauses und besonders des aus ihm hervorgegangenen Kurfürsten Maximilian

Heinrich von Köln folgen ließ. Ähnlich erinnern an die nachfolgende Lehrtätigkeit in der Philosophie am Kölner Jesuitengymnasium die im Januar 1692 von Alers Schülern öffentlich verteidigten Conclusiones ex universa philosophia.

Zu jener Zeit versah Aler aber schon ein weiteres, wichtigeres Amt, durch das ihm, wenn auch zuerst noch nicht in vollem Umfange, die Leitung des Dreikronen-Gymnasiums anvertraut war. Über diese eine Seite seiner umfangreichen Tätigkeit möchte vorliegender Aufsatz neues Licht verbreiten. Sie ist für den in unserer Festschrift eröffneten Rückblick auf die Vergangenheit des Gymnasiums jedenfalls die wichtigste.

Die notwendigsten chronologischen Angaben, teils einer Apologie Alers (1711), teils dem Tagebuche der Anstalt entnommen, seien vorausgeschickt. Am 25. April 1690 wurde Aler Subregens des Gymnasiums. Nachdem der bisherige Regens Henricus Cuperus am 21. November 1702 gestorben war, verwaltete er, wenigstens seit dem 14. Februar 1703, auch das Amt eines Regenten; die förmliche Ernennung teilte ihm sein Rektor erst am 2. März d. J. mit. Die Überlastung mit beiden Ämtern dauerte bis zum 17. Juli 1709, als Aegidius Parent Subregent wurde, aber die Erleichterung in den Berufsgeschäften hielt nicht lange an. Am 9. Januar 1710 übernahm Aler im Nebenamte noch die Leitung des Xaverianischen Konvikts. Am 20. April 1713 wurde er von Köln nach Trier und damit von seiner langjährigen Regentschaft abberufen.

Die Titel eines Regenten und Subregenten deuten die entsprechende Tätigkeit und Stellung im allgemeinen genügend an, legitimieren aber nicht ihren Träger innerhalb der Ordenshierarchie und sind der Studienordnung der Jesuiten fremd. Während bei den anderen Gymnasien des Ordens der Mann, der unter der Oberleitung des Rektors — in diesem gipfelte schließlich jede Art der Tätigkeit eines Jesuitenkollegs — die Schulverwaltung versah, Studienpräfekt genannt wurde, hieß er in Köln in Anlehnung an die Amtsbezeichnung der Leiter des Montaner- und des Laurentianergymnasiums und entsprechend der Tradition der Dreikronen-Burse, welche die Jesuiten seinerzeit übernommen hatten, Regent, und da bei ausgedehnten Schulen die Studienordnung der Jesuiten einen zweiten Präfekten für die niederen Klassen zuließ, der dem ersten unterstellt war, so ergab sich für Köln, welches die größte Jesuitenschule der Provinz besaß, von selbst sowohl die Notwendigkeit eines zweiten Präfekten wie seine Bezeichnung als Subregent. Weil dieses Verhältnis, besonders außerhalb Kölns, nicht klar war,

ließ sich Aler am 24. August 1704 für einen in Rom anhängigen Prozeß seitens des Rektors Dham und zweier anderen Patres das Zeugnis ausstellen, daß der Subregens des Dreikronen-Gymnasiums nur praefectus studiorum inferiorum sei, und mit Rücksicht darauf, daß er 1702/03 die Regentschaft angetreten hatte, bezeichnete er sich in der Ausgabe des Dictionarium germanico-latinum vom Jahre 1727 als studiorum viginti quinque annis praefectus.

Ein Unterschied in seiner Tätigkeit als Subregent und Regent läßt sich heute nicht mehr nachweisen. Es scheint vielmehr, daß Aler bereits als Subregent die Seele der Schulverwaltung war und später als Regent sich durch den ihm schließlich beigegebenen Gehilfen wenig entlasten ließ. In der Apologie des Jahres 1711 übernimmt er die Verantwortung für die Schule seit dem Jahre 1690, also seit dem Beginn der Subregentschaft. Er verrichtet die Obliegenheiten, die an anderen Orten für den Studienpräfekten charakteristisch sind. Er teilt beim Anfang des Schuljahres (Anfang November bis Ende September) den Ascensus mit, liest am Eröffnungstage der Studien das feierliche Hochamt, schickt die Zettel mit seinen Anordnungen durch die Klassen usw. Die anderswo dem Studienpräfekten obliegende Führung der Tagebücher hat er, soweit sie überhaupt für seine Zeit vorhanden sind (1692-1712), selbst besorgt, wie schon die charakteristische Handschrift zeigt. Er schien zum Regenten wie geschaffen. Schon als Knabe, berichtet Hartzheim, übernahm er unter den Mitschülern des Tricoronatum, dem Cyrus ähnlich, die ihm freiwillig übertragene Herrschaft.

Eine willensstarke Persönlichkeit als Leiter tat den damaligen Gymnasien noch mehr not als den heutigen, weil die Auflösung der staatlichen Ordnung sich in Disziplinlosigkeiten und Gewaltakten widerspiegelte, wie sie bei unserer studierenden Jugend nicht mehr möglich wären. Zwar werden auch jetzt noch gelegentlich zur Verewigung des eigenen oder anderer teueren Namen neue Schulbänke mit Messern bearbeitet, wogegen Aler am 28. April 1706 in der Logikklasse mit Geldstrafen von einem Reichstaler einschritt, und verhältnismäßig harmlos mag noch das Vergnügen der Schüler der verschiedenen Gymnasien gewesen sein, sich gegenseitig Hüte und Mäntel abzureißen und als Beute fortzutragen, wozu der damalige Leiter des Xaverianischen Konvikts die unschuldige Veranlassung gab, als er die für die Studenten charakteristischen Erkennungszeichen einem Montaner abnahm (Dezember 1702). Aber wenn die Eifersucht der Gymnasien aufeinander zu blutigen Straßenkämpfen und zu Beschädigungen der Anstaltsgebäude führte

oder jugendlicher Übermut zu Kämpfen auf Leben und Tod mit den Stadtsoldaten verlockte, so sind das doch für uns ungewohnte Erscheinungen. Merkwürdig ist es, daß selbst die Betätigung religiöser Gesinnung bei den sogenannten Römerfahrten statt zu friedlichem Einverständnis in der Regel zu blutigen Streitigkeiten Veranlassung gab und daß bei der fröhlichen Nikolausbescherung die Jugend aufgeregt auf die Straße lief und Händel suchte. Wenn Aler auch alle Kämpfe energisch zu hindern suchte, so war ihm doch die Sitte nicht recht, die sich im Jahre 1708 einbürgerte, daß die Trikoronaten am Nikolausfeste sich mit den Montanern und Laurentianern zu einem Trunke einluden. Am 13. März 1708 bedurfte es der besonderen Energie Alers, um Ausschreitungen zu verhindern, die den städtischen Magistrat mit dem Könige von Preußen und somit die Schule mit dem Magistrate in Konflikt zu bringen drohten. Wie in den konfessionell abgeschlossenen Reichsstädten des katholischen Westens noch während des 18. Jahrhunderts wiederholt sich gezeigt hat, reizte die ungewohnte Erscheinung des Protestantismus die Studenten leicht zu Gewalttätigkeiten. So waren denn auch nach Alers Schilderung am Morgen dieses Tages in der Stadt Zettel angeschlagen, in denen alle Studenten der drei Gymnasien aufgefordert wurden, in dem vom preußischen Könige gekauften Hause in der St. Johannisstraße den vom preußischen Residenten von Diest trotz wiederholter Warnung abgehaltenen akatholischen Gottesdienst zu stören. Durch Änderung des schulfreien Tages und strenges Verbot erreichte es Aler, daß kein Schüler seines Gymnasiums sich an den Unruhen beteiligte und diese vom städtischen Militär leicht unterdrückt werden konnten. Es ist anzunehmen, wenn auch Aler es nicht angibt, daß, als am 30. April wiederum die Zettel erschienen, um 10 Uhr die Fenster am Hause des Residenten eingeschlagen wurden und das preußische Wappen, vielleicht durch das Ungestüm der Verteidiger, auf die Straße fiel, die Trikoronaten unbeteiligt waren.

Trotz aller Strenge liebte Aler seine Schüler überaus, und sein Herz empörte sich, wenn er sie ungerecht bestraft glaubte. Im November und Dezember 1705 waren die Streitigkeiten der Trikoronaten mit den Laurentianern und Montanern besonders heftig, und während einer Reise Alers nach Düsseldorf ging man sich mit Steinen und Feuerwaffen zu Leibe. Darauf wurden am Tricoronatum einige Schüler der niederen Klassen mit Ruten gezüchtigt. „Trotzdem," bemerkt Aler im Tagebuch, „wurden die Händel nicht beigelegt, was leicht hätte erreicht werden können;

denn, wenn die Unsern bestraft werden, die immer von den anderen angegriffen werden, die Laurentianer und Montaner dagegen, die immer die Angreifer sind, nicht ebenso, so werden die Unsern erbittert und verteidigen sich um so mehr. Wäre ich zugegen gewesen, so hätte ich die Bestrafung der Unsern nicht geduldet, wenn nicht zugleich und zur selben Zeit einige von den Laurentianern und Montanern bestraft worden wären. Das hat aber der Rektor Dham getan." Es ist nicht zu verkennen, daß hier eine gewisse Voreingenommenheit für seine Anstalt und seine Schüler hervortritt. Sie verleitet ihn auch bei andern Gelegenheiten zu einseitigen Urteilen, besonders am Anfang des Schuljahres, wenn der von den Schülern nicht selten vorgenommene Wechsel der Anstalt die gegenseitige Eifersucht der Gymnasien weckte. Die Rhetoren, die zur Logik des Laurentianergymnasiums übertreten, sind in seinen Augen nichts wert, aber rühmenswert die Schüler, die sich zum Tricoronatum gemeldet haben (November 1707). Bei ihm steht es fest, „daß niemals einer vom Tricoronatum weggeht, weil er bei den anderen die Disziplin, den Unterricht und die religiöse Erziehung für besser hält, sondern nur wegen der Freiheit, die er anderswo genießt" (November 1705). Über die Aufführungen, welche die Laurentianer an drei Tagen des September veranstalteten, hat er stets nur Worte tiefster Verachtung, während er die gleichzeitigen der eigenen Anstalt mit Lobsprüchen bedenkt. Peinliche Vorfälle an den anderen Gymnasien, im besonderen Zusammenstöße mit Stadtsoldaten, versäumt er nicht im Tagebuch des Gymnasiums zu berichten, wenn sie auch zu diesem keine Beziehung haben.

Es fällt ihm eben schwer, den anderen Gymnasien gerecht zu werden, aber der Grund zu dieser Abneigung liegt nicht bloß in den andauernden Streitigkeiten der Kölner Lehranstalten, sondern vor allem, und das ist das Versöhnliche, in der übergroßen Liebe zu der ihm anvertrauten Schule. Wie freut er sich, wenn er von früheren Schülern Rühmliches berichten oder ihnen Vorteile, z. B. Präbenden verschaffen kann! Und wenn er auch auf adelige Schüler stolz ist, weil sie seiner Anstalt Ansehen und Glanz verleihen, so liegen ihm doch die armen besonders am Herzen. An ihnen fehlte es gerade dem Tricoronatum nicht. Beim Examen der Logiker z. B. im Juni 1707 hatten die Montaner 30 Reiche, keinen Armen, die Laurentianer 11 Reiche und 3 Arme, die Trikoronaten 22 Reiche und 10 Arme. Arme Studenten wurden nun von den Magistraten der Reichsstädte möglichst ab-

geschoben, weil sie den Bürgern keine wirtschaftlichen Vorteile brachten, vielmehr durch ihr Betteln lästig fielen. Aber Aler ließ sich durch Maßregeln des Kölner Magistrats, z. B. eine Aufforderung an die Regenten der Gymnasien, ein Verzeichnis ihrer armen Studenten einzureichen (1. Juli 1707), nicht in seiner Fürsorge beirren, getreu dem Geiste seines Ordens, der ja bereits im 16. Jahrhundert auf die Unentgeltlichkeit des Studiums wie überall, so auch in Köln hingewirkt hatte. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkte er der Vermehrung der Stiftungen, die einer langen Reihe von Studentengenerationen die Studien erleichtern oder ermöglichen sollten. Ihnen galten die zahlreichen Reisen durch die Provinz, besonders in den Jahren 1704 und 1705. War auch kein Monat der eigentlichen Studienzeit von ihnen freizuhalten, so benutzte der unermüdliche Mann doch mit Vorliebe für sie den Ferienmonat, den Oktober. Während dann die Professoren in Rheindorf ihrer Erholung lebten, brach er meist schon nach einigen Tagen den dortigen Aufenthalt ab und ergriff den Wanderstab.

Nur eine Reise ist in den Tagebüchern erwähnt, bei der persönliches Interesse angenommen werden kann. Am 11. November 1701 verließ Aler mit zwei anderen Patres Moers und Wyrich das Kölner Kolleg, um in Trier die theologische Doktorwürde zu erlangen. Nach der ersten Nachtruhe in Rheindorf ging die Reise durch die Eifel, und zwar in Anbetracht der winterlichen Jahreszeit ziemlich rasch. Nach weiteren Nachtlagern in Hönningen an der Ahr und Wittlich kam man bereits am 14. gegen 3 Uhr nachmittags in Trier an. Am 15. und 16. fanden die Disputationen der Reisegenossen statt, und zwar am 15. nachmittags die Alers über die Inkarnation. Am 17. war die Promotio baccalaureatus, am 21. die Promotio licentiae, am 24. die Promotio doctoralis. Am 28. ging es von Trier moselabwärts nach Coblenz, das am 30. erreicht wurde. Am 4. Dezember gegen 4 Uhr langten die Reisenden wieder in Köln an.

Die theologische Doktorwürde mag Aler zustatten gekommen sein für die theologische Hausprofessur (Moral), die er in den Jahren 1701 und 1702 auf Büchertiteln hervorhebt und für das Schuljahr 1704/05 im Tagebuch anführt. Daß er die Würde in Trier, nicht in Köln sich verschaffte, war eine Folge seines gespannten Verhältnisses zur Kölner Universität, das bald in eine Reihe von Beleidigungsprozessen (6) auslief. Die Andeutungen Hartzheims über die unerquicklichen Vorgänge sind irreführend, aber auch die aus Universitätskreisen stammende und wahrscheinlich

vom derzeitigen Dekan der theologischen Fakultät Peter Hausman, Pastor in St. Kolumba, veranlaßte zusammenhängende Darstellung ist keineswegs einwandfrei. Sie führt den Titel: Vera relatio cum actis pacificationis super diversis causis ac litibus a patre Aler S. J. contra diversos in alma universitate Coloniensi ab anno 1701 excitatis et finitis anno 1708, 30ma Augusti. Dieser Darstellung zufolge ging der Streit von Aler aus, der sich über die Komödien der Laurentianer lustig machte und in einem 1701 gedruckten Büchlein Appendix ad praecepta literarum humaniorum ihre Prosodie verspottete. Als die Laurentianer nun in einer Schrift Dica contra dicacem sich zur Wehr setzten, verbot der Rektor der Universität Johannes Forsbach, um Aufläufe und Zusammenstöße der Studenten zu verhindern, das Erscheinen weiterer Streitschriften. Aler veröffentlichte trotzdem eine Replik unter dem Titel Appendix contra dicam etc. und überbrachte sie dem Rektor persönlich. Dieser, der darin eine Verhöhnung sah, warf die Schrift ins Feuer und lud wegen Geringschätzung seines Dekrets Aler zur Verantwortung. Aler erschien nicht und wurde darauf aus der Universitätsmatrikel gestrichen. Da der verfügbare Raum es hier nicht zuläßt, auf die von Aler angestrengten Prozesse einzugehen, so sei zur Richtigstellung obiger Darstellung nur bemerkt, daß die Schrift der Laurentianer voll persönlicher Beleidigungen war, ferner der Rektor der Verbrennung von Alers Replik einen öffentlichen Charakter gab und gegen Aler auch dann noch mit der Streichung aus der Universitätsmatrikel vorging, als dieser bereits gegen des Rektors Handlungsweise gerichtliche Berufung eingelegt hatte. Kurz, der leidenschaftliche Übereifer der Gegner bot Aler eine ebenso bequeme Handhabe, Prozesse gegen sie wie gegen andere Universitätsmitglieder, welche die Auffassung des Rektors teilten oder die Partei der Laurentianer ergriffen, anzustrengen, als ihre Zerfahrenheit und Lässigkeit ihm den Sieg an den Kölner Gerichten und, soweit die Gegner an die Rota appellierten, auch in Rom erleichterte. Die Früchte seiner Siege ließ sich Aler durch die Vermittelungsvorschläge des Dekans Peter Hausman nicht entreißen, obgleich es diesem unter Übernahme der Prozeßkosten gelang, durch den Erlaß des päpstlichen Nuntius Johann Baptist Bussi in Köln vom 30. August 1708 einen allgemeinen Frieden zu bewirken und so auch den letzten Streit beizulegen, der nach Alers Auffassung zugleich der erste gewesen war; er betraf eine bösartige, mit Hilfe des Buchdruckers Arnold Metternich ausgeführte Fälschung des Augustiner-Eremiten Nikolaus

Girken zum Schaden und Schimpf der ganzen Gesellschaft Jesu. Suchen wir nach dem untersten Grunde der unerquicklichen Streitigkeiten, so finden wir ihn in der unnatürlichen Stellung des Jesuitengymnasiums zur Universität. Während die Jesuitenschulen anderswo, nur von den Oberen des Ordens abhängig und nach den Grundsätzen seiner Ratio studiorum verwaltet, sich vollständiger Unabhängigkeit erfreuten, hatte der Orden in Köln, um in den schwierigen Zeiten des 16. Jahrhunderts festen Fuß fassen zu können, die von ihm übernommene Schule im Universitätsverbande lassen müssen, was den Regenten und die Lehrer zugleich vom Rector Magnificus und den Beschlüssen der Universität abhängig machte. Als einen Teil der über ein Jahrhundert geführten Kämpfe zwischen Universität und Jesuitenkolleg sehen denn auch mit Recht die Annuae des Jahres 1708 die Prozesse an und geben der Freude Ausdruck, daß es unter dem Einfluß des Sieges dem Jesuitenkolleg gelungen ist, in Bezug auf die theologischen Vorlesungen und die Stiftungen eine größere Unabhängigkeit von der Universität zu erlangen, ohne ein Recht an und in der Universität preiszugeben. Den Ruhm, mit der eigenen Ehre das Ansehen des Ordens gewahrt und dessen Interessen vertreten zu haben, durfte Aler sich zuschreiben, aber in den Kreisen der theologischen und philosophischen Fakultät hatte er zugleich den Ruf eines masculus litigiosus, eines streitsüchtigen Männleins, erhalten.

Dafür gab es aber andere Kreise, die ihn verehrten, vor allem die, welche ihn als Präses der lateinischen Sodalität oder als Dichter und Leiter des Schultheaters kennen gelernt hatten. Da in der Sodalität unter dem Titel der Virgo Annunciata, der sogenannten lateinischen, sich die Studenten von der Logikklasse aufwärts mit den gelehrten oder vornehmen Laien der Stadt, an einigen Orten auch mit Weltgeistlichen, zusammenfanden, so war Präses gewöhnlich der Studienpräfekt. Dem entsprechend ist auch die Kölner Kongregation gleichen Namens elf Jahre hindurch bis zum Dezember 1701, also vom Beginn der Subregentschaft an, von Aler geleitet worden, und wenn er später mit Ausnahme des Schuljahres 1706/07 sie anderen Patres überließ, so lag der Grund wohl in Überhäufung mit anderer Arbeit. Die Andachten der Sodalität besuchten die Honoratioren der Stadt und — was die Vermerke in den Tagebüchern besonders hervorheben — vor allem die Bürgermeister. Aler hat sich als Präses stets der eifrigen Beteiligung dieser Herren zu erfreuen gehabt und ihnen am 8. Sep-

tember 1698, als „fünf Bürgermeister (ein sechster war verreist) und andere zahlreiche und hervorragende Magistratspersonen die Sodalität besuchten", durch eine Lobrede auf die Stadt Köln jedenfalls eine besondere Freude gemacht; vielleicht steht hiermit die Colonia Agrippina, herausgegeben im Jahre 1699, die er den Bürgermeistern und dem Vorstand der Sodalität widmete, in Beziehung. Der Gewohnheit der Jesuitenkollegien, auch außerhalb der Sodalität mit den Würdenträgern der Stadt freundschaftlichen Verkehr zu pflegen, entsprach Aler, wenn er im Interesse des Ordens und der Schule seine Rednergabe wie sein Dichtertalent in den Dienst solcher Verbindungen stellte. Fanden sich die Bürgermeister im Kolleg ein, was regelmäßig im September im Anschluß an die von der Jesuitenkirche nach der Kirche Beatae Virginis in der Kupfergasse geleitete Prozession geschah, und verehrten eine kleine Weinspende (vinum senatorium), so erwies sich Aler als guter Tischredner, und wie die Themata seiner erbaulichen Sodalitätsreden, so können wir auch die seiner launigen Tischreden in den Tagebüchern nachlesen. Dem am 31. Juli 1711 im Refektorium des Kollegs bewillkommneten päpstlichen Legaten Annibal von Albani gefiel Alers Panegyris so gut, daß er sich den Text ausbat und Aler ihn drucken ließ. Am 21. Juli 1699 erfreute er den Bürgermeister von den Hövel, zu dessen Ehren der Unterricht ausfiel, durch ein von ihm verfaßtes Gratulationsgedicht. Trotzdem vergab er seiner Würde nichts. Als der Bürgermeister Beyweg ihn rufen ließ und von ihm verlangte, in kürzester Frist ein Tischlied zu Ehren eines hohen Magistratsgastes zu verfassen, lehnte Aler ab und empfahl für Tisch Instrumentalmusik (17. November 1705).

Die freundschaftliche Beteiligung der Bürgermeister zeichnete in den Augen der damaligen Zeit u. a. einen Vorgang aus, der Alers Gedächtnis in Köln lange erhalten hat, bei der Weihe einer Marienstatue im Atrium des Gymnasiums. Hartzheim rechnet sie wohl mit Recht Aler als Verdienst an, verlegt den Vorgang aber irrtümlich ins Jahr 1691. Tatsächlich wurde nach dem Zeugnis der Tagebücher am 7. Juli 1696 der Grundstein von P. Henricus Cuperus Regens und P. Paulus Aler Subregens gelegt, am 16. August die Säule errichtet, am folgenden Tage die Statue aufgesetzt und am 22. August die Weihe vollzogen. Dem Grundstein waren außer den Namen Jesus und Maria und dem Kreuz in der Mitte zum Gedächtnis an den Regenten und Subregenten die Initialen P. H. C. R. und P. P. A. S. eingemeißelt. Die Weihe schloß sich an eine feierliche

Prozession der Schule an, an der fünf Bürgermeister als Mitglieder der Sodalitas Annunciata major in Mitte eines Ehrengefolges von Stadtsoldaten teilnahmen.

Während die Mariensäule, in anderen Kollegien, z. B. 1707 in Aachen, 1715 in Essen nachgeahmt, Jahrzehnte hindurch die ins Gymnasium tretenden Schüler zur Verrichtung einer kleinen Andacht eingeladen hat, verfiel ein anderes Werk Alers kurz nach seinem Tod einem großen, am 11. November 1727 ausbrechenden Brande: das neue Schultheater, dessen kostspieliger und prächtiger Bau auf Geheiß des Provinzials Heinrich Weisweiler am 9. März 1700 begonnen und bereits im Herbst ds. J. durch eine sechsmalige, auch durch die Anwesenheit des Kurfürsten Joseph Clemens ausgezeichnete Aufführung von Alers Musikdrama „Urania" eingeweiht wurde, und das im Jahre 1709 hinzugefügte sogenannte Antitheater, ein amphitheatralisch aufsteigender Zuschauerraum, dessen vordere Bänke für die Vornehmen mit rotem Leder oder grünem Tuch ausgestattet waren. Hartzheim beschreibt uns in seiner 1747 erschienenen Bibliotheca Coloniensis, also lange nachdem im Jahre 1729 den Litterae annuae zufolge eine neue Bühne erstanden war, mit lebhaften Farben die durch Gegengewichte ermöglichte Leichtigkeit des Dekorationswechsels und die großartigen Maschinen, durch die u. a. Entführung und Flug von Personen durch die Luft, der Niedergang von Genien und ganzen Chören aus den Wolken dargestellt werden konnten. Wie Aler in seiner Apologie (1711) angibt, war das Werk ein Konkurrenzunternehmen gegen die Laurentianer: „Weil die Professoren des Laurentianum durch Aufführungen in ihrem neuen Theater sich in den ersten Jahren einen großen Namen gemacht hatten, so hielten unsere Obern es für durchaus nötig, daß wir ein neues Theater errichteten." Ist das richtig, so dürften wir, selbst wenn Alers Nekrolog in den Litterae annuae (1727) es nicht andeutete, annehmen, daß die Konkurrenz auch bei den Hauptaufführungen am Schluß des Schuljahres (September) insofern eine Rolle spielte, als Aler nicht, wie sonst üblich, dem jeweiligen Magister der Rhetorik die Bearbeitung eines Stückes überließ, sondern sie selbst in die Hand nahm. Jedenfalls hatte die Konkurrenz hier eine erfreuliche Wirkung. Indem sie Aler, der stets aus den praktischen Bedürfnissen des Tages heraus zur Feder griff, zu immer neuen und immer vollendeteren dichterischen und musikalischen Schöpfungen antrieb, hat sie einen der begabtesten und fruchtbarsten Theaterschriftsteller der Jesuiten hervorgebracht. Die Zahl seiner Dramen, auf die des näheren einzugehen

hier der Raum mangelt, ist wie die der übrigen Werke nach meinen Untersuchungen durch die Aufzählungen Bahlmanns und Sommervogels keineswegs erschöpft. Wenn seine Poesie bald darauf dem Spotte des Kölner Satirikers Lindenborn verfiel, so lag der Hauptgrund wohl darin, daß der Zeitgeschmack sich allmählich vom Barockdrama der Jesuiten abwandte. Von anderen Stücken erschien in der Regel nur das Programm (Synopsis) in Druck, von Alers Dramen der ganze Text, auch bei verschiedenen Neubearbeitungen. Die September-Aufführungen fanden meist zweimal statt, und an die zweite schloß sich die Preisverteilung an; Alers Stücke wurden oft und seit 1707 sogar stets dreimal gegeben, vielleicht in Konkurrenz mit den Laurentianern, bei denen die dreimalige September-Aufführung Sitte war. Auch bei besonderen festlichen Gelegenheiten stellte sich seine dramatische Muse ein, so bei einer Ehrung zweier Kirchenfürsten und anderer hohen Herren im Jesuitenkolleg am 22. August 1706 und beim Jubelfest der Bürgersodalität am 14. September 1708, als der Kölner Magistrat dem Dichter als Anerkennung 200 Ratszeichen (zu 1 Gulden 15 Albus) verehrte. Über diese Aufführung, die als Schlußvorstellung des Schuljahres noch dreimal wiederholt wurde, vgl. auch A. Müller, Die Kölner Bürgersodalität (1608—1908), Paderborn 1909, S. 115 ff. Während Aler für solche großen Aufführungen auch die Regie übernahm und sogar persönlich in der Bonner Theatergarderobe des Kurfürsten die Kostüme aussuchte, überließ er die Dialoge der Infimisten, Sekundaner und Syntaxisten, ferner die teils wöchentlichen, teils monatlichen Deklamationen der Poeten und Rhetoren während des Schuljahres meist den Lehrern. Aber auch bei diesen in bescheidenem Rahmen gehaltenen Übungen merkt man den Geist Alers in der ungewöhnlichen musikalischen Umrahmung der einen oder anderen. Zwar tadelte er die Lehrer der Infima und Sekunda, die für die Dialoge ihrer Klassen am 5. und 6. Juni 1710 Trompeten und Pauken zugezogen hatten, aber er vergaß, daß er selbst kurz vorher, am 29. März, eine gewöhnliche wöchentliche Deklamation der Poeten zu einem Ohrenschmaus hoher Zuhörer ausgestaltet hatte, als er den Schüler dieser Klasse Johann Jakob von Hittorf aus Köln ein von ihm verfaßtes Lied, „das auch in Druck erschien", singen ließ. Gerade dieser Schüler lieferte den Beweis, daß die andauernden deklamatorischen, gesanglichen und schauspielerischen Übungen, in Verbindung natürlich mit guten Anlagen, auch höheren Anforderungen genügende künstlerische Leistungen zu Wege brachten. Er hatte bereits im September 1709 in einem Stücke, das die

Rückkehr des jungen Tobias aus der Stadt Rages schilderte, in der Rolle der Sara durch sein schauspielerisches Geschick, durch Gesang und Saitenspiel allgemeine Bewunderung hervorgerufen und wurde im September 1711, als er mit der Partie der Ansberta in dem Stücke „Ansberta und Bertulfus" vier Jahre nacheinander eine Hauptrolle übernommen hatte, durch einen ersten Preis für gutes Spiel auf offener Bühne ausgezeichnet. Gerühmt wurden als Spieler auch der Kölner Kaspar Godesberg und der Bassist Berning, beide wiederholt mit ersten Rollen betraut, doch scheint letzterer kein Schüler gewesen zu sein.

Besonders strenge sah Aler darauf, daß bei den kleinen Aufführungen der unteren Klassen im Sommer keine Frauen zugelassen wurden, worauf seit 1714 die Provinziale auch die Aufmerksamkeit der anderen Ordensgymnasien mehr hinlenkten, und ließ lieber im Mai 1699 besondere Vorstellungen für Frauen geben — er hielt es später in Aachen (1722) ebenso —, als daß er sie unter den Zuschauern duldete. Zwar drängte sich zu einer Komödie der Syntax (20. Juli 1705) die Mutter des erwähnten Godesberg ein, weil ihr Sohn mitspielte, während der Bürgermeister Beyweg, der aus dem gleichen Grunde erwartet wurde, sich damit begnügte, den Lehrern seines Sohnes Naschwerk und Wein zu schicken. Als aber acht Tage später bei einem Dialoge der Infimisten zwei Kölner Damen den Versuch wiederholten, blieb Aler selbst weg, um nicht, wie er sagt, durch die Anwesenheit des Regenten die Anwesenheit der Damen zu rechtfertigen. Seitdem ist es, soweit wenigstens Alers Tagebücher reichen, keiner Kölnerin mehr gelungen, das Theaterspiel der Kleinen zu beobachten.

Die gleiche Strenge zeigte Aler im eigentlichen Schulbetrieb. Wenige Studienpräfekten haben wohl so oft, wie er, durch mündliche Prüfungen und Aufgabe schriftlicher Arbeiten, nicht etwa bloß am Schluß, sondern im Laufe des Schuljahres sich von den Fortschritten der Schüler und den Leistungen der Lehrer persönlich überzeugt. Galt es den durch besondere Vorrechte ausgezeichneten Klassenmagistrat zu bestellen, der aus den besten Leistungen in den Klassenarbeiten hervorging, so nahm er wenigstens einmal jährlich in jeder Klasse dem Lehrer die Sache aus der Hand, indem er selbst das Thema stellte und die Arbeiten bewertete. Von den Übersetzungsvorlagen, die er in Köln gab, ist meines Wissens nichts erhalten, doch sind die später am Aachener Gymnasium gestellten Aufgaben von ihm in seiner Theoparusia (1722) herausgegeben worden. Ich veröffentlichte sie z. T. in der

Geschichte dieses Gymnasiums als Beweise der weitreichenden Lateinkenntnisse an den damaligen Jesuitenschulen sowie als Proben eines guten d. h. volkstümlichen Deutsch aus einer Zeit, in der die deutschen Texte der Latein schreibenden Gelehrten, auch der Jesuiten, meist nur durch wortgetreue Übertragung ins Lateinische verständlich werden.

Die Strenge des Studienpräfekten ist den Lehrern wohl mitunter unbequem geworden, aber sie fanden, wie sich aus den Tagebüchern ergibt, am Rektor Dham einen um so nachgiebigeren Oberleiter, so der Magister der Rhetorik, als er am 7. März 1705 erst die zweite wöchentliche Deklamation des Jahres „wegen körperlicher Schwäche" abhielt. Am 13. November 1705 kam es zwischen Aler und seinem Rektor zu einer Auseinandersetzung, weil dieser den Lehrer des Griechischen Pater G. Koch zum Ärger der übrigen Lehrer für eine Woche vom Unterricht befreit hatte. Auf die Vorstellungen Alers wurde der Rektor zornig und rief: „Ich bin der Rektor und will es so haben." Aler erklärte, daß er sich bei den Obern beschweren werde. Seit der Zeit häufen sich bei ihm die Verstimmungen gegen den Rektor, wie gegen diejenigen, die ohne sein Wissen mit dem Rektor die Schule berührende Abmachungen trafen. Er vermerkt es im Tagebuch übel, daß der Leiter der lateinischen Sodalität Moers die Andacht ausfallen ließ (29. November und 20. Dezember 1705), daß seitens des akademischen Kanzelredners Koch die Vorlesung der Passion oder die Predigt unterblieb (31. März und 30. Mai 1706), daß der Professor der Logik Heinsberg sich im Katechismusunterricht vertreten ließ, weil er mit dem Rektor in die Stadt zu seiner Mutter ging (11. April 1706). Etwas boshaft ist sogar Alers Bemerkung im letzten Falle: „Pater Weisweiler erlaubte nie, daß einer der Lehrer aus der Schule blieb wegen eines Essens in der Stadt, weil die Schüler sofort bemerken, ihr Lehrer sei zu einer Kneiperei gegangen." Die Verstimmung zwischen Aler und seinem Rektor, für die auch die Vermerke in den Tagebüchern zum 14. Dezember 1705 und 15. Mai 1706 zeugen, scheint frühe außerhalb des Kollegs bekannt geworden zu sein. Erklärte doch in einer Verhandlung der theologischen Fakultät am 29. Mai 1705 nach den Aufzeichnungen Alers der ihm nicht gewogene Peter Hausman: den Pater Aler könne selbst die Gesellschaft Jesu nicht in Schranken halten.

Derartige Unstimmigkeiten im Kolleg müssen wir berühren zur Erklärung einer im Jahre 1711 verfaßten Apologie Alers, von der sich leider nur einige Blätter des ersten Entwurfs im historischen

Archiv der Stadt Köln erhalten haben. Gegen wen die Apologie gerichtet ist, wird hier nicht gesagt, doch können es keine Gegner außerhalb des Ordens, sondern nur innerhalb des Ordens gewesen sein, weil Aler seine Verdienste um den Orden und das Jesuitengymnasium hervorhebt, an denen kein Auswärtiger Interesse hatte: die von ihm für den Orden glücklich gewonnenen Prozesse, die von ihm bei der Universität im Jahre 1709 wieder durchgesetzte Verleihung von praebendae tertiae gratiae an frühere Schüler des Tricoronatum, die lange Reihe der unter seiner Regentschaft zu Benefizien gelangten Pastöre. Wichtig für den Besuch der Anstalt war es, daß, wie Aler hier angibt, durch seine Bemühungen beim Kölner Magistrat den Präzeptoren der Gymnasien (d. h. den älteren oder früheren Schülern, die für die jüngeren in der Stadt sogenannte Silentien abhielten) das von Pastören, Elementarlehrern usw. angefochtene Recht nicht verkümmert wurde, nicht nur Schüler des Gymnasiums zu unterrichten, sondern auch den zur Aufnahme in die unterste Klasse erforderlichen Anfangsunterricht im Lateinischen den sogenannten Tirones zu erteilen; denn hätten die Lehrer und Unterlehrer der Pfarrschulen, so erläutern die Annuae des Jahres 1708, das Monopol des Vorbereitungsunterrichtes erhalten, so würden die Abc-Schützen unter dem Einflusse ihrer Lehrer, die meist andere Gymnasien besucht haben, dem Tricoronatum ferngeblieben sein. Auf anderen Blättern beweist Aler — und aus der Verteidigung ergeben sich die ihm gemachten Vorwürfe von selbst —, daß das Tricoronatum mit Berücksichtigung der Umstände an Zahl wie an gesellschaftlichem Rang der Schüler vor dem Laurentianum und gegenüber früheren Jahren nicht zurücksteht, aber auch, absolut genommen, mehr blüht als früher, daß im besonderen gleichviel oder noch mehr Einheimische es besuchen als sonst. Einige besonders interessante Angaben mögen hier Platz finden:

1. Unter die Umstände, die nach Alers Ansicht das Studium in Köln seit den Jahren 1660—1670 ungünstig beeinflußt haben, ist die Konkurrenz neuer Anstalten im westlichen Deutschland, im besonderen die Einrichtung des philosophischen Studiums in Luxemburg, Aachen, Düsseldorf, Coblenz usw. und der niederen Schulen in Attendorn, Wipperfürth, Linz, Berchem, Kaster usw. zu rechnen, ferner der Ausschluß aller aus Frankreich, auch aus dessen neuen Gebietsteilen stammenden Schüler und die Kriegswirren im allgemeinen.

2. Aus den folgenden Abschnitten, die beweisen sollen, daß seit dem Beginn von Alers Subregentschaft das Laurentianum dem

Tricoronatum inbezug auf Vornehmheit und Zahl der Schüler nachsteht, ist die Aufzählung der vielen Söhne von Fürsten, Grafen, Baronen, Kölner Patriziern, Ratsmitgliedern und Großkaufleuten wichtig, die unter Aler das Tricoronatum besucht haben. Da ihm die Schülerlisten des Laurentianum nicht zu Gebote stehen, so verweist er für den Zweck seines Beweises auf die Auszählungen der Laurentianer, besonders der Schüler „mit den roten Mänteln" (der Vornehmen) anläßlich der letzten Römerfahrt und andere ungenaue Quellen. Zuverlässig erscheint hier nur das Zeugnis der Universitätskataloge, wonach bei der Immatrikulation der Philosophen in den Jahren 1710 und 1711 die Jesuiten 20 beziehungsweise 14, die Laurentianer nur 10 beziehungsweise 5 Nobiles hatten. Die Gesamtzahl der immatrikulierten Logiker war im letzten Jahre beim Tricoronatum 104, beim Laurentianum 89 (unter ihnen 10 frühere Rhetoriker der Jesuiten). Daß die Laurentianer im Jahre 1711 mehr Baccalaureen als die Jesuiten hatten, führt er auf einen Betrug jener zurück. Er beschuldigt sie ebenso wie die Montaner auf Grund der Mitteilungen des Professors der Montaner Stangenfelt, sich die Logiker mit Geld zu kaufen, für die Römerfahrt, die öffentlichen Disputationen in der Schola Artium, die Entlassung der Metaphysiker und andere feierliche Gelegenheiten herumstrolchende Studenten anzuwerben, in ihren Thesenverzeichnissen die Namen längst abgegangener oder verstorbener Logiker zu drucken und so auch bei den Promotionen zum Baccalaureat sich Leute durch Erlaß der Gebühren und freie Bewirtung zu verschaffen. Nur für ein einziges Jahr (seit 1690) gibt Aler zu, daß die Logik der Laurentianer besuchter gewesen sein könnte als die der Jesuiten.

3. Festere Grundlagen gewinnt Aler erst, als er den Beweis antritt, daß das Tricoronatum nicht nur in Anbetracht der (oben erwähnten) Umstände, sondern auch absolut genommen, mehr Schüler und im besondern auch mehr Kölner Schüler zählt als vor seiner Regentschaft. Hier kann er etwa 40 Jahre rückwärts die Frequenz jeder Klasse angeben. Fassen wir sein Zahlenmaterial der Kürze wegen zusammen, so hatte die Rhetorik des Tricoronatum in den Jahren 1671—1675: 63—88 Schüler, in den Jahren 1685—1690: 73—89, seit 1690 zu Alers Zeit 80—113; die Poetik in den angeführten Zeiten 87—97, 73—100, 90—107 Schüler; die Syntax 115, 105—137, 118—150 Schüler. Die Sekunda hatte vor Aler gewöhnlich 93—96, ausnahmsweise 131, seit 1690 gewöhnlich 98—108, ausnahmsweise 143 Schüler. In der Infima saßen vor

Alers Subregentschaft 143—195, seit dieser Zeit 152—207 Schüler. Wie diese unsere heutige Lehrerschaft erschreckenden Gesamtzahlen, dürften auch in Zusammenfassung die Zahlen der Einheimischen interessieren. Vor dem Jahre 1690 befanden sich in der Rhetorik 35—40, in der Poetik 37—46, in der Syntax 53—69, in der Sekunda 38—59, in der Infima 64—93 Kölner, seit der Zeit (bis 1711 einschließlich) in der Rhetorik 40—50, in der Poetik 41—57, in der Syntax 52—86, in der Sekunda 49—62, in der Infima 80—98 Kölner.

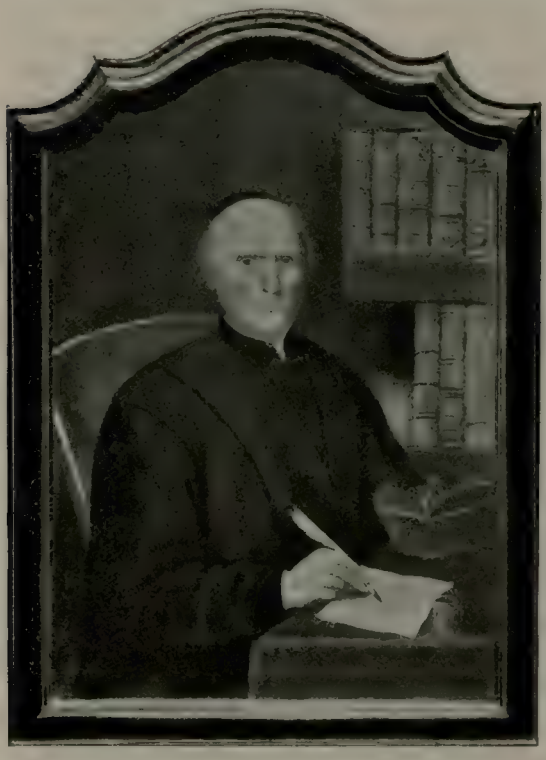
Aus den vorliegenden Zahlen ergibt sich ohne Zweifel, daß das Tricoronatum unter Alers Leitung an Schülerzahl nicht ab-, sondern zugenommen hat. Und wenn der aus der Art seiner Verteidigung abzuleitende Vorwurf von Ordensgenossen, er habe durch seine Strenge Schüler des Tricoronatum, besonders die Kölner Jugend, von diesem weg und den Konkurrenzanstalten zugetrieben, insofern begründet sein sollte, daß verschiedentlich ältere Schüler (Rhetoriker) zur Philosophie bei den Laurentianern übertraten, weil sie dort mehr Freiheit genossen, so würde das für Aler keinen Tadel, sondern ein Lob bedeuten, weil eine hohe Frequenz nur dann Beachtung verdient und den gesunden Zustand einer Lehranstalt bezeugt, wenn sie nicht durch Minderforderungen an Arbeitsleistungen und Disziplin der Schüler billig erkauft wird. Aber vielleicht war es nicht die Strenge gegen die Schüler, welche ihm einzelne Ordensgenossen übelnahmen, sondern sein strenges Wesen im Verkehr mit ihnen selbst. Er, der in der gewissenhaften Erfüllung seiner vielen Amtsgeschäfte in Verbindung mit einer umfangreichen Schriftstellerei sich die größten Anstrengungen zumutete und eine Erholung kaum kannte, hat jedenfalls die peinliche Auffassung der Pflicht, an die er sich gewöhnt hatte, auch von anderen gefordert. Wo er in den Tagebüchern gegen Ordensgenossen bittere Bemerkungen macht, geschieht es, wie wir oben sahen, wegen einer von ihm angenommenen Lässigkeit. Ein solcher Fall führte auch zu einem nachhaltigen Konflikt mit dem Rektor Dham, wobei Aler, so Recht er im Grunde haben mag, vergißt, daß dieser auch in Schulangelegenheiten sein Vorgesetzter ist, dem er besonders als Jesuit sich einfach unterzuordnen hat. Dazu mögen noch andere Gegensätze gekommen sein. In den Streitschriften der Feinde Alers in der Universität wird oft der Kampfeslust Alers die Friedensliebe anderer Kölner Jesuiten gegenübergestellt. Sicher ist, daß der Rektor Dham seinem Regenten in den verschiedenen Prozessen alle Unterstützung geliehen hat,

und doch erklärt der Pastor von St. Kolumba Peter Hausman in seiner dritten Supplik an den päpstlichen Nuntius vom 3. April 1708 (Vera relatio) den Rektor des Kollegs für einen zum Frieden geneigten Mann, während er die Neigung zur Fortsetzung der Streitigkeiten mit verblümten Worten Aler zuschiebt. Zu der Feindschaft, die dieser durch die im Interesse des Ordens geführten Prozesse sich in der Kölner Universität zugezogen hatte, scheint in Ordenskreisen eine Gegnerschaft seines Systems gekommen zu sein, das bei der strengen Vertretung der Ordens- und Schulinteressen persönliche Rücksichtnahme nicht duldete. Ob dadurch die Tätigkeit Alers in der Art erschwert wurde, daß seine Obern ihn abberiefen, wissen wir nicht, besonders da Aler sich im Tagebuch völlig ausschweigt und vom 2. Januar 1712 bis zum 20. April 1713 jede Eintragung unterläßt. Unter letzterem Datum findet sich nur die kurze Notiz: „P. Paul Aler schied aus dem Amte eines Regenten und ging von Köln nach Trier am 20. April (1713). Als Nachfolger ließ er zurück P. Peter Dham" (also seinen früheren Rektor). Sollte die Absicht der Jesuitenobern gewesen sein, den nachgiebigeren Dham zur Versöhnung persönlicher und anderer Gegensätze zu bestellen, so werden sie doch nicht die außerordentlichen Verdienste verkannt haben, die sich Aler um den Orden und seine Kölner Schule, zu deren größten Regenten er zu rechnen ist, erworben hatte. Ihm selbst war die Tätigkeit als Studienpräfekt in einem kleinern Wirkungskreis, den er in Jülich schloß, wohl zu gönnen. Nachdem ihn dort ein Schlaganfall getroffen hatte, lebte er noch zwei Jahre im Dürener Krankenhaus. An der linken Seite vom Kopfe bis zu den Füßen so gelähmt, daß er ohne Hilfe weder das Bett verlassen noch im Bette selbst die Lage ändern konnte, mußte er, der früher rastlos tätige Mann, die erzwungene Untätigkeit um so schmerzlicher empfinden; aber aus dem unerbittlichen, ja rücksichtslosen Kämpfer für seine Ideale war ein Held der Geduld und christlichen Ergebenheit geworden. Rührend ist in dem Nekrolog, den ihm ein Dürener Genosse in den Annuae des Jahres 1727 schreibt, die Mitteilung, daß, wenn er aus der Betäubung, in die er oft verfiel, zu sich kam und gefragt wurde, wohin sich seine Gedanken verloren hätten, er lächelnd zu sagen pflegte: „Ich wollte Theaterstücke schreiben." Am 2. Mai 1727 starb der Mann „von kurzen Schultern, aber herkulischem Geiste", trotz seiner mehr als 70 Lebensjahre noch nicht ergraut, als starker und doch starrer Charakter ein echter Sohn des Eifellandes.

Hermann Joseph von Hartzheim.

Von Oberlehrer Dr. Kemp in Köln-Kalk.

Im 18. Jahrhundert steht unter den Regenten des Dreikronengymnasiums der Dr. theol. Hermann Joseph von Hartzheim wegen seines wissenschaftlichen Eifers und seiner gelehrten Kenntnisse ohne Zweifel an erster Stelle. Er entstammt einer altangesehenen Kölner Familie. Sein Vater, der Ratsherr Dr. utriusque juris Ignaz Konrad von Hartzheim, besaß aus seiner Ehe mit Gudula Sophia von Herrestorff neun Kinder, unter denen sich vornehmlich drei Söhne als wissenschaftlich tüchtige Männer durch ihr Wirken in Staat und Kirche hervorgetan haben. Sie haben alle drei den auch damals noch sehr geschätzten Unterricht der Jesuiten am Dreikronengymnasium erhalten.



Der ältere Gottfried Balthasar (geb. 14. Sept. 1676, gest. 12. Dez. 1731) trat in die Fußstapfen des Vaters; als Ratsherr und vielfach Mitglied bei der Verwaltung der städtischen Ämter hat er sich durch Berufstüchtigkeit und Pflichteifer ausgezeichnet. Der durch weite Reisen gebildete Mann legte ein umfangreiches Kunstkabinett an und sammelte als erster in Köln, dem Zuge seiner Zeit folgend, naturwissenschaftliche Seltenheiten. Diese Sammlungen kamen nach seinem Tode in den Besitz der Jesuiten. Ein Verzeichnis und eine Beschreibung der später zerstreuten wertvollen Stücke verdanken wir seinem Freunde, dem Geographen und Historiker Ignaz von Roderique.

Sein jüngerer Bruder Kaspar (geb. 26. Mai 1678, gest. 2. April 1758) nahm, nachdem er im Jahre 1698 an der artistischen Fakultät der Kölner Hochschule mit Auszeichnung die Würde eines Magisters erworben hatte, am 31. Mai desselben Jahres das Ordenskleid des hl. Ignatius. Er hat später als Professor an den Jesuitengymnasien zu Münstereifel, Trier, Paderborn, Coblenz und Düsseldorf gewirkt; am Dreikronengymnasium in Köln verwaltete er lange das Amt eines Subregens, noch dann, als sein Bruder Hermann Joseph, der einst seinen Unterricht genossen hatte, dort Regens war. In Köln starb er hochbetagt an Wassersucht. Schriftstellerisch trat er durch eine Reihe von Abhandlungen meist theologischen Inhalts hervor; wichtiger ist seine auch heute noch lesenswerte Schrift über den Kirchenpolitiker und Philosophen Kardinal Nikolaus von Cues.

Weitreichender und fruchtbarer war das Wirken des jüngsten Sprossen aus dem Hartzheimschen Hause. Hermann Joseph wurde am 12. Januar 1694 in St. Lupus zu Köln getauft. Auf dem Dreikronengymnasium vorgebildet, bestand er am 6. Juni 1710 die zur Aufnahme in die artistische Fakultät befähigende Prüfung; am 19. Januar 1712 erwarb er dann die Würde eines „Magister artium", wodurch ihm eine der drei übrigen Fakultäten offen stand. Der Jüngling aber folgte vorerst dem Beispiele seines Bruders Kaspar; am 3. Mai 1712 begann er sein Noviziat im Jesuitenkloster zu Köln. Sein Probejahr verbrachte er in Trier und wirkte darauf mehrere Jahre als Lehrer an der Jesuitenschule zu Luxemburg. Seiner, wie uns versichert wird, recht segensreichen Lehrtätigkeit verdanken zwei Schriftchen, die er damals herausgab, ihren Ursprung. Neben einem Lehrbuche der Weltgeschichte bereicherte er die Jesuitenbühne durch die Tragödie Belisar; das Theaterstück wurde erstmals am 23. Februar 1718, nachmittags 2 Uhr, von der Poetica (4. Klasse) des Luxemburger Gymnasiums aufgeführt.

Im Jahr 1719/20 widmete er sich theologischen Studien an der Kölner Hochschule und ward dann zur weiteren Vertiefung seiner Kenntnisse von seinen Ordensoberen nach Mailand gesandt. Dem Prinzip des Lernens und Lehrens entsprechend, das, wie im Mittelalter, so auch die Einrichtung der damaligen Universitäten noch beherrschte, lehrte Hartzheim in Mailand gleichzeitig die Elemente der griechischen und hebräischen Sprache. Dieser dreijährige Aufenthalt in Italien aber ward bedeutungsvoll für den lebhaften, wißbegierigen Jüngling, einmal durch die reichen Anregungen, die ihm aus dem Besuche der wertvollen Bibliotheken

und Archive flossen, und dann wieder durch die auch später fortgepflegte Freundschaft mit hervorragenden Gelehrten, die gerade das damalige Italien in stattlicher Zahl aufzuweisen hatte. In Mailand selbst wirkte sein Ordensbruder, der als Mathematiker und Dichter gleichberühmte Tommaso Ceva; mit ihm sowie mit Italiens bedeutendstem Historiker Lodovico Antonio Muratori, der damals Bibliothekar in Modena war, trat Hartzheim in freundschaftlichen Verkehr. Bei einem Besuche in Rom machte er die Bekanntschaft des gefeierten Orientalisten Assemani und des gelehrten Sammlers Kardinal Dominicus Passionei. Ihm, dem nachmaligen Präfekten der Vatikanischen Bibliothek, pflegte Hartzheim noch in späteren Jahren die Werke seines gelehrten Fleißes in dankbarer Erinnerung zu übersenden.

Den Jesuiten kam es natürlich darauf an, einem so vielversprechenden Geiste wie Hartzheim, der zudem einer der führenden Kölner Familien entstammte, Eingang in den Lehrkörper der Universität seiner Vaterstadt zu verschaffen. Nach altem Herkommen aber konnte nur derjenige Anspruch auf einen Lehrstuhl an einer der drei Fakultäten machen, der in Köln den Doktorgrad erworben hatte. An Hartzheims Promotion knüpft sich nun ein in den Kölner Universitätsakten viel berührter Streit. Am 14. Dezember 1723 wird er nebst Daniel Ramus von dem Rektor des Jesuitenkollegs der theologischen Fakultät zur Promotion präsentiert. Die Fakultät wies beide zurück, Hartzheim, weil er sich damals noch in Mailand aufhielt, also ortsabwesend sei. Freilich war der Zeitpunkt recht ungünstig gewählt; noch zitterte die Erbitterung gegen die Jesuiten nach, die kurz vorher mit Unterstützung des Rates versucht hatten, gegen den Willen des übrigen Lehrkörpers Vorlesungen über kanonisches Recht und Geschichte zu halten. Im Verlauf des Streites hatte sich der P. Rektor in einem Briefe an den Rector Magnificus zu der Bemerkung verstiegen, daß sie, die Jesuiten, weder der Universität noch dem Rector Magnificus unterständen. Erst nach langen Verhandlungen und einem klugen Einbiegen der Jesuiten wurden die Kandidaten am 30. Mai 1724 „ad utrumque principium et licentiam“ zugelassen. Der feierliche, damals mit großem Gepränge verbundene Promotionsakt fand am 7. Februar 1730 unter gewaltigem Zulauf statt; die Feier beschloß ein „wahrhaft akademisches“ Mahl im Jesuitenkolleg.

Als Professor behandelte Hartzheim anfangs die Dogmatik und widmete sich später vornehmlich der Bibelexegese. Es wird berichtet, daß zu seiner Zeit und hauptsächlich auf seine Anregungen

hin das theologische Studium an der Kölner Universität einen neuen Aufschwung genommen habe. Er reorganisierte die gelehrten Disputationen, und noch in späteren Jahren pflegte man mit Bewunderung darauf hinzuweisen, wie unter seinem Vorsitze sein Schüler Jakob Settegast in griechischer Sprache über einige Glaubenssätze disputiert habe. Er regte seine Schüler zu wissenschaftlichen Arbeiten an und gab selbst, jeweils am Schlusse des Sommersemesters, eine historisch-kritische Arbeit aus dem Gebiete der Bibelwissenschaft heraus.

Im Jahre 1736 wurde ihm die Leitung des Dreikronengymnasiums anvertraut, und auch hier hat der pädagogisch tüchtige Mann in vierundzwanzigjähriger Tätigkeit Hervorragendes geleistet. Aufmerksam überwachte er besonders den Wandel der Studenten, er suchte das Studium des Griechischen wieder zu beleben und sicherte dem eben erst in den Lehrplan aufgenommenen Studium der Geschichte seine Stellung. Die Lehrbücher unterzog er einer eingehenden Revision. Durch Beispiel und Rat hat er ebenfalls reformierend auf die Gymnasien der ganzen Ordensprovinz eingewirkt. Die Schülerzahl des Dreikronengymnasiums war, wie Hartzheim in seiner Geschichte dieser Schule angibt, wesentlich gesunken, vornehmlich infolge der vielen Neugründungen von Gymnasien in den Nachbarstädten. Unter seiner trefflichen Leitung aber erreichte die Schule noch einmal ihren Ruhm wie in alten Tagen.

Den gleichen tätigen Eifer bekundete er auch seiner geistlichen Behörde gegenüber. Lange Jahre fungierte er als Prosynodal-Examinator und Prüfungskommissar zum Empfang der hl. Weihen. Die apostolischen Nuntien in Köln bedienten sich gern seines kenntnisreichen Rates. Nachdem er im Jahre 1759 seine Professur und die Leitung des Dreikronengymnasiums niedergelegt hatte, wirkte er, unermüdlich tätig bis zu seinem Lebensende, als Domprediger. Einst hatte er in Mailand die landfremden deutschen Soldaten, die dort zur Besatzung lagen, um sich versammelt und durch seine begeisternde Predigt zur christlichen Tugend angeeifert. Dürfen wir der Tradition glauben, so hatte er auch im Alter nichts von dem Feuer seiner Rede eingebüßt. Seine ebenso geistvolle wie volkstümliche Art, die christlichen Wahrheiten darzulegen, sicherte ihm einen großen Zuhörerkreis aus allen Berufsständen.

Hartzheims Name ist bekannter geworden durch eine Reihe historischer Schriften, die er in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens herausgab. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

hatte mit dem Aufschwung der Realien auch das Studium der Geschichte an den deutschen Universitäten fast allenthalben Eingang gefunden. Die katholischen Universitäten West- und Süddeutschlands blieben hierin nicht zurück. In Köln begann im Jahre 1723 der Jesuit Ludwig Henseler im Auftrage und auf Kosten des Rates seine historischen Vorlesungen in der Aula des Dreikronengymnasiums. Der Opposition der anderen Professoren gegenüber aber — als „sei das gegen der Universität uralte Privilegien" — mußte der Rat, wie wir sahen, nachgeben; Henseler stellte seine Vorlesungen ein. Gleichwohl zeigte sich der neu erwachte Zeitgeist stärker als die konservative Engherzigkeit des Kölner Gelehrtentums. Im Jahre 1733 erhielt der damals recht geschätzte Diplomatiker Johann Ignaz Roderique, der Freund und Mitarbeiter Johann Georgs von Eckhart, vom Kölner Rate den Auftrag, an der artistischen Fakultät geschichtliche Vorlesungen zu halten. Leider haben den kränklichen Mann seine Interessen später nach einer anderen Richtung geführt. Sein Jahrhundert kennt ihn vornehmlich als hervorragenden Politiker und Publizisten. Mit ihm geriet Hartzheim erstmals in einer wissenschaftlichen Fehde aneinander.

In einer gegen den französischen Historiker Martène gerichteten Schrift, die Superiorität der beiden Klöster Stablo und Malmedy betreffend, hatte Roderique, auf Gelenius gestützt, behauptet, daß Köln im 8. Jahrhundert unter Karl dem Großen zum Erzbistum erhoben worden sei. Hartzheim suchte demgegenüber in drei Abhandlungen die Richtigkeit der Volkstradition darzutun, dergemäß der hl. Maternus, der Sendbote des hl. Petrus, erster Metropolit Kölns war. Man wird in diesen Schriften Hartzheims große Belesenheit bewundern; in der Wertung und Interpretation der Quellen zeigt sich ihm Roderique in seiner durchaus sachlichen und ruhigen Gegenschrift überlegen.

Reichlich zwanzig Jahre später trat Hartzheim für diese seine Meinung noch einmal in einem Schriftchen gegen seinen Ordensbruder Jean Périer auf, der für das Monumentalwerk der Acta Sanctorum das Leben des hl. Maternus bearbeitet hatte. Da Hartzheim in dieser Schrift sich gleichfalls gegen den gelehrten Kenner der westdeutschen Kirchengeschichte Johann Nikolaus von Hontheim wandte, mit dem er in derselben Angelegenheit längere Zeit korrespondiert hatte, so erschien für Hontheim der Trierer Professor des kanonischen Rechtes Georg Christoph Neller auf dem Plane.

Wichtiger als diese Streitschriften sind sein 1752 erschienener Katalog der Dombibliothek und die 1754 herausgegebene Kölner Münzgeschichte. Beide Bücher sind bereits von seinen Zeitgenossen scharf kritisiert worden. Freilich ist die Münzgeschichte, besonders hinsichtlich der beigefügten Abbildungen, rasch und flüchtig gearbeitet. Hartzheim wollte dem bald darauf erschienenen Buche des Hallenser Professors Joachim „Unterricht von dem Münzwesen" voraufkommen. Indes darf man nicht aus dem Auge lassen, daß Hartzheim kaum größere Vorarbeiten vorfand. Zudem hat seine Münzgeschichte anregend für die weitere Forschung auf einem so wichtigen Gebiete wie die Kölner Münzgeschichte gewirkt, die neben der Trierer bis in die ältesten Zeiten der deutschen Geschichte hinaufreicht. Sein Katalog dagegen hat späterhin unschätzbare Dienste geleistet, als es galt, die 1794 nach Arnsberg geflüchteten und dann nach Darmstadt verbrachten wertvollen Handschriften der Dombibliothek wieder zurückzufordern.

Im Lebenswerke Hartzheims ragen neben kleineren Schriften — einer Erklärung der 1745 zu Hersel gefundenen ubisch-römischen Inschrift und einer Zusammenstellung der Akten der Kölner theologischen Fakultät — besonders zwei Arbeiten hervor, die heute für den Forscher noch immer sehr schätzbar sind und dem wissenschaftlichen Eifer sowie dem Bienenfleiße des Verfassers das beste Zeugnis ausstellen. Dies sind ein den Bereich des Kölner Erzstifts umfassendes Gelehrtenlexikon und eine Sammlung der deutschen Konzilien. Das Gelehrtenlexikon ist ein jedenfalls für seine Zeit bemerkenswertes Buch; es enthält eine Fülle literarischer und biographischer Notizen, die Hartzheim bei dem Mangel größerer Vorarbeiten zunächst mühsam aus den Bibliotheken seines Ordens und anderer Klöster zusammenstellen mußte. Zwar unterstützten ihn dabei einige Kölner Gelehrten; von auswärtigen nennt er selbst anerkennend Nikolaus von Hontheim. Eine neue Ausgabe des Buches versprach Hartzheim im Jahre 1758, sie ist indes nicht erschienen. Sein Handexemplar mit zahlreichen eigenhändig geschriebenen Zusätzen und Anmerkungen besitzt heute die Kölner Stadtbibliothek.

Die Sammlung der deutschen Konzilien, ein Werk, das die letzten Lebensjahre Hartzheims vollauf in Anspruch nahm, unternahm er auf Wunsch und Anregung des damaligen Erzbischofs von Prag, Johann Moritz von Manderscheid-Blankenheim. Dieser, der früher Domherr und Domprobst zu Köln gewesen war, hatte 1735 seinen Kanzler, den ehemaligen Historiographen und Biblio-

thekar des Bischofs von Fulda, Johann Friedrich von Schannat, nach Italien gesandt, um dort in den Bibliotheken zu Mailand und Rom für eine großangelegte Konziliensammlung Material zu suchen. Auf der Rückreise starb Schannat 1739 in Heidelberg. Sein literarischer Nachlaß kam größtenteils in die Hände Hartzheims. Der Prager forderte nun, damit das wertvolle Material nicht unbenutzt liegen blieb, Hartzheim auf, mit Hilfe von Schannats Papieren das geplante Werk durchzuführen.

Der ehrenvolle Auftrag kam Hartzheims Neigungen entgegen. Er selbst hatte seit Jahren für eine Sammlung der Kölner Konzilien Stoff zusammengetragen, wozu ihm die Schätze der Dombibliothek reiches Material boten. Zudem war Köln eigentlich die klassische Stätte für diese Arbeiten; hier waren die ersten gedruckten Sammlungen der Konzilienakten im Laufe des 16. Jahrhunderts von Peter Krabbe (1538), Lorenz Surius (1567) und Severin Binius (1606) herausgegeben worden. Im Jahre 1758 kündete Hartzheim in einem Programme seine Arbeit an; diesem Programme folgte im nächsten Jahre der erste mit dem Bildnis des hochherzigen Stifters geschmückte Band. Hartzheim selbst hat die fünf ersten Bände ediert, fortgesetzt wurde das Werk, größtenteils auf Grund von Hartzheims Vorarbeiten, durch den Jesuiten Hermann Scholl und nach dessen Tode durch den P. Ägidius Neissen. Es umfaßt zehn Bände und einen elften von Joseph Hesselmann besorgten Index-Band; die Sammlung der Konzilien ist bis zum Jahre 1747 durchgeführt. Das Werk darf nebenbei auch als ein ehrenvolles Denkmal des Kölner Buchdrucks bezeichnet werden, als eine letzte Nachblüte seiner Glanzzeit während des 15. und 16. Jahrhunderts.

Hartzheims handschriftlicher Nachlaß, der viel seltenes, besonders für die Kirchengeschichte wichtiges Material enthielt, ist zum Teil von den Franzosen weggeschleppt worden, einiges befindet sich in den umfangreichen Sammlungen seines Schülers Bartholomäus Joseph Blasius Alfter, die heute größtenteils im Kölner Stadtarchiv ruhen. Aus dem Nachlasse sind hervorzuheben eine fast druckfertige Geschichte des Bischofs Anno mit vielen urkundlichen Beiträgen sowie eine Bearbeitung von Schannats Geschichte der Nordeifel. Dürfen wir dem gelehrten Sammler Baron von Hüpsch Glauben schenken, so war ursprünglich Hartzheim von dem Erzbischof von Prag mit einer historischen Beschreibung der Eifel betraut worden. Hartzheim habe dann dem Bischof angeraten, den berühmten Schannat zu berufen. Die Rich-

tigkeit der Angaben läßt sich nicht weiter nachweisen; doch haben nach Schannats Tode zwischen Hartzheim und dem Titularbischof von Rhodiopoli, Franz Kaspar von Franken-Sierstorff, Verhandlungen über die Herausgabe dieses in Schannats Nachlaß gefundenen Werkes geschwebt.

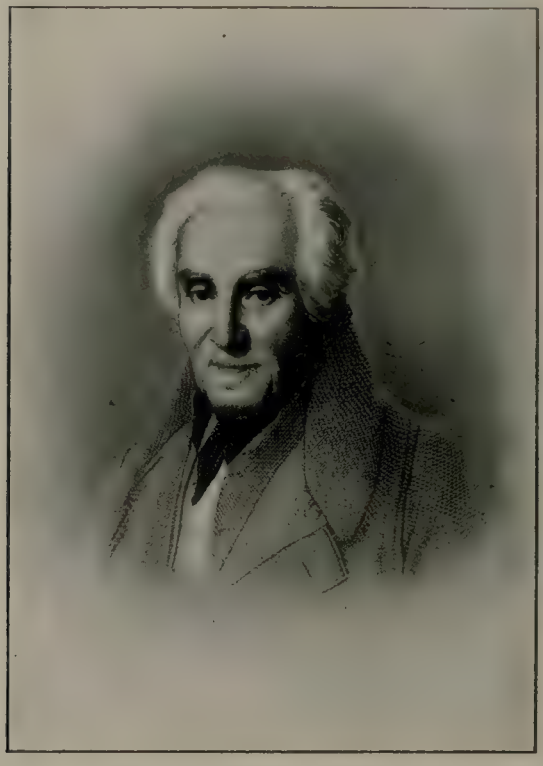
Hartzheim endete sein arbeitsreiches Leben als Siebenzigjähriger im Jahre 1763. Als er sich am 14. Januar dieses Jahres morgens um 5 Uhr zum Gebet erhoben hatte, wurde er vom Schlage getroffen; drei Tage später, am 17. Januar, kurz vor 4 Uhr nachmittags hauchte er seine Seele aus.

Gewiß gehört Hartzheim nicht zu den führenden Historikern seiner Zeit; in seinen Werken drängt sich oft zu sehr seine theologische Gelehrsamkeit vor. Aber was er als Historiker geleistet hat, entspringt zumeist der begeisterten Liebe zu seiner Vaterstadt, und in der Kölner Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts, die nicht besonders reich ist an hervorragenden Köpfen und Namen, die auch über das Weichbild der Stadt hinaus Klang haben, nimmt er eine geachtete Stellung ein. Wie sehr er von seinen Zeitgenossen geschätzt war, kommt, auch wenn wir von den Superlativen absehen, die das an Äußerlichkeiten reiche 18. Jahrhundert mit voller Hand verstreut, spontan in den ihm gewidmeten Nachrufen zum Ausdruck. Der Dekan der artistischen Fakultät nennt ihn „einen über alle Empfehlung erhabenen Mann wegen seiner ausgezeichneten Rechtschaffenheit, seiner gewinnenden Freundlichkeit und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit. So war er eine Zierde der Fakultät und das Ergötzen aller, die ihn kannten". Sein literarischer Gegner Neller rühmt „das universale Wissen des Polyhistors der Ubier, der durch mannigfache Werke grammatischen, historischen, kritischen und polemischen Inhalts sich einen ausgezeichneten Namen erworben und diesen Namen durch Herausgabe der Konzilien Deutschlands unsterblich gemacht hat".

Ferdinand Franz Wallraf.

Von Prof. Dr. Jos. Klinkenberg.

Kölns Glanzperiode war längst dahin. Der großzügige Unternehmungsgeist von ehedem hatte kleinlicher Plusmacherei oder dumpfer Gleichgültigkeit, der „däftige“ Wohlstand schlecht verhüllter Armut, einträchtiger Bürgersinn widerwärtigen Sonderbestrebungen, hoher Gedankenflug engherziger, geisttötender Absperrung das Feld geräumt. Nur die Erinnerung an die dereinstige Herrlichkeit warf noch einen matten Verklärungsschimmer auf die Trostlosigkeit der Gegenwart. Inmitten solcher Verhältnisse erblickte am 20. Juli 1748 Ferdinand Franz Wallraf das Licht der Welt, ein Mann, dem Mutter Natur ein warmes Herz für die große Vergangenheit, aber auch ein offenes Auge für die klägliche Gegenwart seiner Vaterstadt als köstliches Angebinde mitgegeben hatte. So wurde er befähigt, in den wilden Stürmen, die die altehrwürdige Colonia bald verheerend umbrausten, als ihr machtvoller Schirmherr die wertvollen Reste ihrer glorreichen Vergangenheit zu retten, das Unhaltbare ihrer gegenwärtigen Zustände zeitgemäß umzugestalten und sie so einer glücklichern Zukunft entgegenzuführen. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, das Wirken des vielseitigen Mannes, des Retters der alten Kölner Kunst und zumal unserer einzig großartigen Stiftskirchen, nach allen Rich-



Ferdinand Franz Wallraf.

tungen hin zu schildern. Aber Wallraf ist von Haus aus und bis in sein Greisenalter Schulmann gewesen und hat sich, wie um das kölnische Schulwesen überhaupt, so um das Marzellengymnasium insbesondere als Lehrer und Vizedirektor hohe Verdienste erworben. Darum gebührt ihm auch in dieser Festschrift ein Ehrenplatz.

Im 18. Jahrhundert befand sich das Kölner Schulwesen in einem verwahrlosten Zustande. Von Volksbildung im eigentlichen Sinne des Wortes war keine Rede: die sogenannten Trivialschulen, Tirocinien oder Silentien waren im wesentlichen Vorbereitungs- oder Hilfsanstalten für den höhern Unterricht und vielfach auch einem Gymnasium direkt angegliedert. Den höhern Unterricht selbst vertrat die Universität, zu deren artistischer oder philosophischer Fakultät die drei Gymnasien gehörten. Allein der Gymnasialunterricht hatte mit den Forderungen der Zeit nicht gleichen Schritt gehalten; sowohl in seiner humanistisch-rhetorischen wie zumal in seiner philosophischen Abteilung huldigte er mehr oder minder einem öden Formalismus und vernachlässigte in ungebührlicher Weise die deutsche Sprache, für deren gewaltigen Aufschwung um die Mitte des Jahrhunderts die gebildeten Kreise Kölns kein Verständnis hatten. Die Besoldung der Lehrer wurde am Montanum und Laurentianum vor wie nach aus Pfründen, die der Silentiarier aus dem kargen Schulgeld bestritten; der Magistrat tat nichts für Gehaltsaufbesserung, und infolge der nicht selten gedrückten Lage war auch der Pflichteifer nicht groß. Von praktischer Ausbildung der Lehrer für ihren Beruf war keine Rede; als solche fungierten mit Vorliebe Kandidaten des Priestertums, die sich durch diese Tätigkeit dem Kursus im erzbischöflichen Priesterseminar entzogen. Daß die angedeuteten Mißstände am Tricoronatum, dessen Lehrer als Mitglieder der Gesellschaft Jesu an den Präbenden keinen Teil hatten und der Ordenszucht unterstanden, nicht oder doch nur in geringem Maße zutage traten, liegt in der Natur der Sache. Dieser Anstalt stellt vielmehr Wallraf in der Biographie seines Altersgenossen und Freundes PETER ANTH, des 1810 verstorbenen stadtkölnischen Hauptpfarrers zu St. Maria im Kapitol, eines ausgezeichneten Schülers unseres Tricoronatum, das rühmliche Zeugnis aus: „Im Gymnasio Tricoronato der Jesuiten hatte der Geist der Wissenschaften schon lange vorher sich höher gehoben. Man lehrte daselbst bereits die logische Kritik und Analytik und bei einem ansehnlichen Instrumentenvorrate die fast vollständigen, für höhere Philosophie und Weltkenntnis so nötigen mathematischen und physischen Wissenschaften.“ Unter den Instrumenten verdienen die

zahlreichen und wertvollen astronomischen besondere Erwähnung, von denen sich manches interessante Stück noch in unserer heutigen physikalischen Sammlung vorfindet.

Astronomische Instrumente in der physikalischen Sammlung des Marzellengymnasiums.

Noch verhängnisvoller als mit den Gymnasialstudien sah es mit der Universität aus. Während die Hochschulen des deutschen Ostens unter dem Einflusse der reformatorischen Bewegung ein reiches wissenschaftliches Leben entwickelten, beherrschte die Kölner Universität der Geist der Erstarrung, Trägheit und Selbstgefälligkeit, so daß ihre einsichtigen Freunde sie mit Schmerzen um ein halbes Jahrhundert hinter ihren Schwestern zurückbleiben sahen, während ihre Feinde sie hohnlachend als Hochburg des Obskurantismus bezeichneten. So konnte der Professor der Medizin, Hofrat Dr. Menn, einer der wenigen Universitätslehrer, die dieses Namens wert waren und Auge und Herz für den Verfall der Kölner Hochschule hatten, in seiner Rede bei der Eröffnung des neuen medizinischen Hörsaales 1777 mit Recht klagen: „Es waren Zeiten, wo sich unsere Vaterstadt das Athen am Rheine nennen durfte. Kölns angenehme

Lage unter einem gesunden Himmelsstriche, Katheder für alle Wissenschaften, mit den geschicktesten Männern besetzt; Freiheit, Ruhe und was immer für Bequemlichkeiten ein für Studierende bestimmter Aufenthalt erfordert: alles das machte die hiesige hohe Schule weiland zu einer der blühendsten in Deutschland . . . Aber warum mußte doch unser Athen dem alten auch darin gleich werden, daß die Wissenschaften von ihm auswanderten und dieser Wohnsitz in gänzlichen Verfall geriet? Seit anderthalb Jahrhundert zog sich ein immer trüberer Nebel um uns her, der auch sogar von dem im übrigen Europa mehr und mehr aufgehenden Lichte keinen Strahl zu uns durchließ. Es verscheuchten wohl innerliche Unruhen oder Kriegsläufte die Musen eine Zeitlang von ihrem geliebten Wohnsitze; aber ist es nicht eine unverzeihliche Sache, daß hier statt einer vernünftigen Gelehrsamkeit der Sphinx jener rätselhaften, abgezogenen und leeren Schulweisheit unter der Larve einer systematischen Philosophie sich vor das feiernde Heiligtum lagerte und es bisher gegen die Ansprüche der zurückkehrenden Wahrheit mit Vorurteilen behauptete? Daher kam jene düstere Periode, in welcher Köln fast ein von der übrigen gelehrten Welt abgesondertes Eiland war, da entstand jene Hartnäckigkeit, welche wirklich noch Wissenschaften verachtet, die sie nicht kennet, und an andere nicht glaubet, denen man schon in dem tiefen Norden Throne bauet . . . Unsere Zeiten sind zu aufgeklärt, um sich dieses Geständnisses schämen zu dürfen."

Unser Wallraf fand mehr als genug Gelegenheit, sich der Mängel des Kölner Schulwesens bewußt zu werden. Mit zwölf Jahren wurde er Schüler des Montanergymnasiums, wo den talentvollen, wissensdurstigen Jüngling der pedantische Unterrichtsbetrieb aufs heftigste abstieß. „Ich hatte das Unglück," so äußert er sich selbst, „in eine Lehranstalt zu geraten, wo es erst gar spät und eigentlich fast gar nicht Tag werden durfte." Das Studium der Philosophie, das er nach der am 23. Mai 1765 bestandenen Baccalaureatsprüfung aufnahm, befriedigte ihn ebensowenig: bei den öffentlichen Disputationen, an denen sich die philosophischen Klassen aller drei Gymnasien beteiligten, „wurden die leersten Auseinandersetzungen über das Ens rationis getrieben". Wallrafs Abneigung gegen die herrschende Richtung im Unterrichtswesen fand reiche Nahrung in der kunst- und literaturfreundlichen Familie des Hofrates Menn, in die er um diese Zeit eingeführt wurde. Nach zweijährigem Studium der Philosophie, römischen Literatur und Geschichte errang er die Würde eines Magister liberalium

artium am 26. Februar 1767 und verteidigte am 23. Mai 1769 in der Aula des Montanergymnasiums eine Anzahl philosophischer Thesen, um an dieser Anstalt eine Professur zu erlangen. Der Erfolg war günstig; aber da er bald an dem herrschenden Klassenlehrersystem, das keine Vertiefung in einen einzelnen Wissenszweig zuließ, frei und offen Kritik übte, zog er sich das Mißfallen seiner Kollegen zu, und man entledigte sich seiner dadurch, daß man ihm ein abgelegenes, ärmliches Silentium übertrug. Mochten ihm aber auch hier Not und Elend in der schärfsten Weise zusetzen, Wallraf verlor doch den Mut nicht. Während er durch Privatunterricht an den jungen Grafen von Sternberg seine äußere Lage zu bessern suchte, verwandte er seine knapp bemessene freie Zeit, um sich mit allem Eifer dem Studium der Theologie zu widmen, und da ihm die Vorlesungen an der Universität nicht genügten, besuchte er auch noch solche im Augustinerkloster. Im Dezember 1772 empfing er die Priesterweihe und feierte am Dreikönigenfeste 1773 sein erstes heiliges Meßopfer. Professor Menn, sein opferwilliger Gönner während seiner theologischen Studienzeit, hatte ihm den Weihetitel gestellt. Der Eintritt in den Priesterstand verbesserte Wallrafs äußere Lage nur wenig. Er warf sich deshalb mit aller Kraft auf das Studium der Mathematik, Physik und Ästhetik, hielt am 27. August 1779 eine öffentliche mathematische Disputation am Montanergymnasium und eröffnete nun neben seinem sonstigen Unterricht mathematische Lehrstunden für die philosophischen Klassen dieser Anstalt. Jetzt erst wurde er vom Silentium abberufen und als Professor der Rhetorik angestellt; aber noch immer verfolgte den Neuerungssüchtigen die Feindseligkeit seiner Kollegen, die ihm mehrere Jahre den Freitisch sperrte, auf den er Anspruch hatte. Aber Wallraf ließ jetzt erst recht nicht nach, auf den mangelhaften, unzeitgemäßen Unterrichtsbetrieb am Gymnasium wie an der Universität hinzuweisen und auf Abhilfe zu drängen, zumal da dem Rate das große Vermögen des aufgehobenen Jesuitenkollegs, das ihm durch Reichs-Hofrats-Konklusum vom 20. Oktober 1774 zum Besten seiner Unterrichtsanstalten und zur Erfüllung der stiftungsmäßigen Verbindlichkeiten zugefallen war, reichliche Mittel für eine durchgreifende Reform bot. Doch die Schwierigkeiten, die der Kurfürst von Köln machte, ließen den anfänglichen Eifer der von gutem Willen beseelten Kommission wieder erlahmen, und es blieb alles beim Alten. Da trat ein Ereignis ein, das selbst die träge Energielosigkeit der reichsstädtischen Verwaltung aufzurütteln vermochte.

Im Gegensatze zu der auf streng kirchlichem Boden stehenden, jeglicher Neuerung abholden Kölner Hochschule hatte Kurfürst Max Friedrich 1777 in Bonn eine akademische Lehranstalt gegründet, die, ganz vom Geiste des Josephinismus und Fabronianismus erfüllt, die neuzeitlichen Ideen der Aufklärung unter der kurkölnischen Jugend verbreiten sollte. Diese Akademie hatte bereits, wie begreiflich, der Kölner Hochschule sehr starken Abbruch getan; wäre sie, wie beabsichtigt, zur vollständigen Universität entwickelt worden, ohne daß gleichzeitig eine Reform der Kölner Anstalt eintrat, so wäre es um die Existenz der letztern geschehen gewesen. Diese Gefahr leuchtete auch dem reichsstädtischen Magistrat ein, und so wandte er sich im Herbste 1783 an Wallraf mit der Bitte um Vorschläge für eine Reform des Kölner Schulwesens. Dieser hatte gerade den gelehrten und kunstliebenden Vizedechanten des Domstiftes, den Grafen Franz Wilhelm von Oettingen-Baldern, auf einer größern Reise nach Süddeutschland begleitet, die seinem empfänglichen Geiste in Natur, Kunst und Wissenschaft die reichste Anregung geboten und ihn mit zahlreichen Künstlern und Gelehrten in Beziehung gebracht hatte. Ohne die schmeichelhafte Aussicht auf eine Professur an der Bonner Akademie, deren Richtung seinen Anschauungen nicht entsprach, weiter zu beachten, machte sich der für das Wohl seiner Vaterstadt begeisterte Professor am Montanum sogleich an die Lösung der ebenso schwierigen wie undankbaren Aufgabe, das Kölner Schulwesen, zumal die Artistenfakultät und die Gymnasien, in neue Bahnen zu leiten. Das Gutachten, das er Anfang 1784 überreichte, ist nur noch bruchstückweise vorhanden. Die Grundzüge seines Reformplanes sind folgende.

Der ganz und gar vernachlässigte Volksschulunterricht soll durch Begründung und Dotierung von Pfarr- und Armenschulen gehoben werden. Das Gymnasium wird nach Eigentum, Personal und Unterricht von der Universität getrennt; den Professoren an beiden Arten von Anstalten wird ein festes, auskömmliches Gehalt zugesichert und so ein besonderer Lehrerstand geschaffen, der mit Verständnis und Interesse seiner Tätigkeit obliegt. Zur Hebung des nationalen Bewußtseins und zur volkstümlichen Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens soll die Muttersprache gepflegt, zur Förderung einer echt christlichen Erziehung dem Religionsunterrichte und der sittlichen Überwachung der Schüler größere Aufmerksamkeit geschenkt werden. An die Stelle der bisherigen drei, fast an einem Punkte zusammenliegenden Kölner Gymnasien

treten für den Unterricht in den Humaniora deren sieben mit je sechs Klassen, wobei die bisherigen Klassennamen Infima, Secunda grammatices, Syntaxis, Poesis, Rhetorica als nicht mehr zutreffend fortfallen. An jedem Gymnasium unterrichten fünf festangestellte Professoren mit ständigen Lehrfächern: einer für mathematische Wissenschaften, einer für Geschichte, Geographie und Altertümer, einer für Rhetorik, Poesie und Ästhetik mit Erklärung einschlägiger griechischen, lateinischen und deutschen Klassiker, zwei jüngere endlich für den grammatischen Unterricht in den drei genannten Sprachen, den Religionsunterricht, die philosophische Propädeutik und die Überwachung der Schüler bei ihren Arbeiten im Studiensaal (Museum). Der Unterricht im Französischen, im Zeichnen, Singen und andern Kunstfertigkeiten wird von besondern Lehrern erteilt.

Es ist leicht begreiflich, daß die Ausarbeitung dieses Reformplanes erneute Angriffe der aus ihrer behaglichen Ruhe aufgerüttelten Kollegen auf Wallraf zur Folge hatte. Man bezichtigte ihn der Gesinnungsverwandtschaft mit dem frivolen und ungläubigen Eulogius Schneider, Professor an der Bonner Universität, und die Angriffe waren um so wirksamer, weil seit dem 28. Juli 1781 sein treuer Freund und mächtiger Gönner Professor Menn das Zeitliche gesegnet hatte. Bei der Kühnheit des Reformplanes, der althergebrachten Schwerfälligkeit des Magistrates und dem mächtigen Einfluß der Freunde des alten Systems kam die Umgestaltung des Unterrichtswesens nicht zustande. Da Wallrafs Stellung am Montanum immer unhaltbarer wurde, so erwarb er sich den Grad eines Licentiatus medicinae, übernahm bei Erledigung der Professur in der Botanik sogleich die botanische Vorlesung, erhielt 1786 seine Bestallung als ordentlicher Professor der Naturgeschichte, womit ein Kanonikat an St. Maria im Kapitol und ein Jahreseinkommen von 600 Reichstalern verbunden war, und wurde gleichzeitig Verwalter des ganz vernachlässigten botanischen Gartens, für den er aus eigenen Mitteln 2500 neue Pflanzen anschaffte. Am 18. November 1788 promovierte er als Doctor medicinae mit der Dissertation: De igne et eius combinatione.

Mit seiner Ernennung zum Professor der Botanik schied Wallraf als ordentlicher Lehrer des Montanums aus; seinen Abschied bezeichnete er durch einen für seine Bestrebungen charakteristischen Akt. Alljährlich feierten am Feste des hl. Chrysostomus (27. Januar) die Rhetoriker des Montanums den Meister der christlichen Beredsamkeit durch den Vortrag von Reden und Gedichten,

die sie selbst oder ihre Professoren verfaßt hatten. Während nun bei diesem Deklamationsakt bisheran nur die lateinische Sprache üblich war, ließ Wallraf, der bewährte lateinische Dichter, 1786 eine von ihm gedichtete deutsche Weiheode „Chrysostomus" vortragen, die, ganz im Geiste Klopstocks gehalten, mit den Worten beginnt:

Als einst der Weltenvater den großen Plan
Zu seinem Kirchenhimmel auf Erden schuf,
Und die Gestirne erster Größe,
Jegliches reihet' in seine Sphäre;

Da löste schon die himmlische Weisheit sich
Den Strahlengürtel, goß auf die Sonnenbahn
Auch diesen Morgenstern, und freute
Bald sich der Zeit seines Aufgangs, pflanzte

In sein durchdringend Auge den Flammenblick
Und Glut in seine goldene Lefze, sanft
Erwärmend auf fruchtbarem Boden,
Aber zerstörend auf Felsenherzen.

Welch begeisterten Anklang diese Neuerung bei Wallrafs Freunden fand, geht aus einem Gedicht des spätern Präfekturrates DuMont hervor:

Verdunkelt ehdem stellt' an dem Weihetag
Latein vom hölzern' Alter der Musenzeit
Den Himmelsbürger dar, und Schüler
Eiferten Meistern nur nach im Unsinn.

Erstaunet seh' ich's: heut' in der Muttersprach'
Geschildert glänzt das Bild des Chrysostomus!
Geschmack! O, wie verdrängst du endlich
Der Idioten Geschwätz in Abgrund!

Um sich nicht selbst allen Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens abzuschneiden, behielt Wallraf den naturwissenschaftlichen Unterricht am Montanum bei und eröffnete zugleich an der Universität — zum ersten Male in Köln — Vorträge „über Ästhetik oder die Theorie des Geschmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften". Als Einleitung gab er „eine Enzyklopädie aller jener Wissenschaften und Künste, deren Gegenstand die Schönheit in den Formen oder in den Produkten des Geistes ausmacht". In diesen Vorlesungen bot sich Wallraf reiche Gelegenheit, auf die Erweckung literarischer und künstlerischer Interessen bei seinen Mitbürgern hinzuarbeiten und sie mit den Schriften Winckelmanns, Lessings und Goethes bekannt zu machen. Der Er-

folg übertraf alle Erwartungen. Wallrafs Worte wirkten wie eine neue Offenbarung; Fürsten und Grafen des hohen Domkapitels und Mitglieder anderer Stifter, Bürgermeister, Ratsherren und angesehene Fremde drängten sich um seinen Lehrstuhl. Je mehr aber Wallrafs Ansehen wuchs, um so mehr waren auch seine Gegner am Werk. Unter anderm machte man ihm zum Vorwurf, daß er Mitglied zweier Fakultäten sei, und wußte seinen förmlichen Ausschluß aus der philosophischen Fakultät durchzusetzen, wodurch er zugleich aller aus dieser Stellung fließenden Einkünfte verlustig ging. So war ihm Köln verleidet, und es fehlte nicht viel, so hätte er dem 1791 an ihn ergangenen Rufe des Kurators der Bonner Universität, Frhrn. Franz Wilh. von Spiegel, daselbst den Lehrstuhl für die schönen Künste einzunehmen, Folge geleistet; allein im letzten Augenblicke zerschlugen sich die Verhandlungen durch die Höhe seiner Forderungen. Wallraf blieb in Köln, und seine Anhänger, deren Zahl sich inzwischen sehr vermehrt hatte, setzten seine Wahl als Rektor der Universität durch. Er war seit hundert Jahren das erste Mitglied der medizinischen Fakultät, das diese Würde bekleidete, und der letzte Rektor in reichsstädtischer Zeit. Noch hatte er nicht den Widerspruch überwunden, den die theologische und philosophische Fakultät unter Führung des Exjesuiten JOH. MATTHIAS CARRICH, Regenten des Tricoronatum und gewandtesten Kämpfers gegen die Bonner Richtung, gegen seine Wahl und alle seine Amtshandlungen erhob, als am 6. Oktober 1794 die Franzosen einrückten. Dieses Ereignis führte zunächst eine vollständige Stockung des öffentlichen Unterrichtes herbei, da die Studenten nach Ablauf der Ferien, in welche dasselbe fiel, sich durch Schrecken und Mißtrauen von der Rückkehr abhalten ließen. Erst auf das energische Betreiben Wallrafs gelang es, diesen unhaltbaren Zustand zu beseitigen, und die Zahl der Studenten stieg sogar infolge der Schließung mancher Lehranstalten in Belgien und des sichern Untergangs der Bonner Universität auf 1500. Die französische Republik hatte sich das Recht freier Verfügung über das Schulvermögen zugesprochen und drohte, diesen Grundsatz in Köln zur Anwendung zu bringen. Wallrafs Vorstellungen in einer Eingabe an die Zentralverwaltung in Aachen wandten das Unheil wenigstens für den Augenblick ab. Aber kaum war diese Schwierigkeit beseitigt, da erging an sämtliche Behörden, auch an die Universität, die Aufforderung, der Republik den Eid der Ergebenheit zu leisten. Während die Professoren der Theologie, Jurisprudenz

und Philosophie sich mit einer Ausnahme zu der Eidesleistung in bestimmter Form verstanden, weigerten sich deren fünf Professoren der medizinischen Fakultät unter Führung des Rektors Wallraf mit der Erklärung, daß sie den zwischen der französischen Republik und dem Deutschen Reiche in Rastatt schwebenden Friedensunterhandlungen nicht vorgreifen dürften und wollten. Sofort wurden sie und der eidweigernde Professor der Jurisprudenz ihres Amtes enthoben und durch Verfügung des Substitut-Kommissars Rethel vom 4. und 7. Nivôse VI (24. u. 27. Dez. 1797) der Professor der Anatomie und Physiologie Dr. Best zum Rektor erhoben; in die medizinische Fakultät traten vier neue Professoren ein. Allein noch in demselben Jahre fand die Universität ihren Untergang. Der Gouvernements-Kommissar Rudler beabsichtigte nämlich, das ganze Universitätsvermögen zugunsten der stets leeren Generaldomänenkasse zu veräußern. Zwar gelang es den Bemühungen der nach Mainz entsandten Bürger zur Hoven und Dr. Best, diesen vernichtenden Schlag von dem Kölner Schulwesen abzuwehren; aber sie konnten doch nicht verhindern, daß dasselbe in die französisch-republikanischen Formen umgegossen wurde. Unterm 9. Floréal VI (28. April 1798) ordnete Rudler die Aufhebung sämtlicher Unterrichtsanstalten in Köln und den Ersatz derselben durch Primärschulen (Elementarschulen) und eine Zentralschule an, und im Verfolg dieser Verordnung verfügte die Aachener Zentralverwaltung unterm 12. Vendémiaire VII (3. Oktober 1798) die Unterdrückung der Universität und der drei Gymnasien und die Errichtung einer mit den städtischen Unterrichtsfonds dotierten Zentralschule des Roer-Departements in den Gebäuden der ehemaligen Jesuiten. Rektor der Anstalt und zugleich Chef des öffentlichen Unterrichtes wurde Dr. Best mit der Weisung, der städtischen Verwaltung keinen Einfluß auf den Unterricht oder das Vermögen einzuräumen. Die feierliche Errichtung der Zentralschule erfolgte am 1. Frimaire VII (21. Nov. 1798); am 14. Frimaire (4. Dez.) leisteten die Professoren den Eid, und am 1. Pluviôse (20 Jan. 1799) begannen die öffentlichen und unentgeltlichen Vorlesungen. Unter den zehn Professoren, die sämtlich das gleiche Gehalt von 2500 Frcs. erhielten, finden wir auch unsern Wallraf als Lehrer der schönen Wissenschaften wieder. Ähnlich wie seine frühern Universitätsvorträge bezwecken auch die an der Zentralschule, „junge Leute, die in die Welt treten sollen, zu kritischen Beurteilern und, wo Geist und Kraft dazu ist, zu Selbstschöpfern des Schönen in jeder Art der redenden als bildenden Künste“ zu machen. Daher

bot er seinen Zuhörern zunächst „eine raisonnierende Enzyklopädie" aller schönen Künste „mit Vorzeigung und Anwendung der besten und besonders der erhabensten Muster in jeder derselben" und brachte dabei auch die alte deutsche Kunst zu Ehren, indem er auf die Harmonie und Erhabenheit unseres Domes und auf die unvergleichliche Anmut so mancher Gemälde seiner Sammlung hinwies. Sodann gab er „eine Erklärung des Schönen überhaupt, seiner Arten und Mißarten, seines Begriffs und der Anordnung seines Kanons auf jede Produktion in redenden und bildenden Künsten, im Sittlichen und Anständigen, im Intellektuellen". Durch diese ästhetischen Vorträge wie durch seinen bezaubernden persönlichen Einfluß wurde Wallraf der geniale Lehrmeister, von dem unter dem Drucke der Fremdherrschaft neue Begeisterung für Literatur und Kunst und neues frisches Kunstschaffen ausging. An der Zentralschule saß zu seinen Füßen der frühere Schüler des Tricoronatum MARCUS THEODOR DU MONT, der als Inhaber der Kölnischen Zeitung, fortwährend von Wallraf beraten, sein Organ zum Mittelpunkte der literarischen Bestrebungen in Köln machte; ihm verdanken die mannigfaltigsten Anregungen ein HOFFMANN, GAU, DE NOËL, HITTORF, BEGAS und CORNELIUS, die die deutsche Kunst im In- und Auslande wieder zu Ehren gebracht haben.

Die Zentralschule als solche konnte jedoch den Wünschen der Bürgerschaft in keiner Weise genügen. Ihr Studienplan setzte eine Vorbildung voraus, die die Elementarschulen nicht zu geben vermochten, und es fehlte an einer Anstalt, welche die Vermittelung zwischen beiden gebildet hätte. Die einzelnen Fächer waren zu kärglich mit Lehrkräften besetzt, es fehlte an den erforderlichen literarischen, kunstgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Hilfsmitteln, und der Lehrplan trug den Charakter der Oberflächlichkeit an sich. Geradezu abstoßend aber wirkte der antireligiöse und antideutsche Geist, der die Anstalt beherrschte. Auch regierungsseitig erkannte man allmählich die Unzulänglichkeit der Zentralschulen. Auf Grund der Reorganisation des öffentlichen Unterrichtes, die Napoleon als erster Konsul herbeiführte, entstand zunächst am 1. Frimaire XII (23. November 1803) in den Räumen des Laurentianer-Gymnasiums an der Rechtschule eine École secondaire communale, auch Gymnasium genannt, als Vorbereitungsanstalt für den höhern Unterricht unter der Direktion des frühern Professors der Philosophie am Laurentianum WILH. LEHMANN, sodann durch kaiserliches Dekret vom 22. Brumaire XIV (13. Nov. 1805)

eine die höhern Kurse umfassende Schule unter dem Titel École secondaire communale de second degré, die der Leitung des Richters VON HEINSBERG unterstellt und im Gebäude des frühern Jesuitenkollegiums untergebracht wurde. Sämtliche Güter, Kapitalien und Einkünfte des aufgehobenen Jesuitenordens sollten zum Unterhalte der beiden neuen höhern Lehranstalten dienen. Unter den sieben Professoren der Sekundärschule zweiten Grades ragen am meisten hervor die beiden für die schönen Wissenschaften WALLRAF und FRIEDRICH SCHLEGEL. Letzterer war der Hauptstreiter in dem Kampfe der Romantiker gegen die das Mittelalter verkennenden Klassizisten. Er wollte wieder deutsches Leben in die deutsche Nation einführen, deutsche Baukunst und Malerei wieder auf deutschen Boden verpflanzen. Reiche Nahrung fand sein edles Streben in dem Studium der nach Paris zusammengeschleppten deutschen Kunstschätze (1802). Mit drei Kölner Kunstfreunden, die sich ihm in der französischen Hauptstadt angeschlossen hatten, den Brüdern BOISSERÉE und BERTRAM, kam er 1803 nach Köln und fand in Wallraf einen kundigen Führer durch die dortigen Kunstschätze und einen gleichgestimmten Freund.

Friedrich Schlegel.

Wenn aber auch die Sekundärschule mehr befriedigte als ihre Vorgängerin, so konnte doch die Bürgerschaft den Verlust ihrer ehrwürdigen Universität nicht verschmerzen. Sie bemühte sich angelegentlich bei der kaiserlichen Regierung um die Errichtung einer Akademie in Köln, und Wallraf versprach sogar in einem Briefe vom 20. Juni 1810 an Gottfr. Wilh. Daniels, General-Prokurator beim Kassationshofe in Paris, am Tage ihrer Eröffnung

sein Vermögen im Betrage von 120000 Frcs. der Stadt zur Verfügung zu stellen; doch ohne Erfolg. Schon war die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, da langte vom Minister des Innern die Mitteilung an, daß der Kaiser unterm 29. August 1813 die Errichtung eines Lyzeums im Jesuitengebäude genehmigt habe. Das Dekret blieb unausgeführt. Am 14. Januar 1814 rückten die ersten Abteilungen der Verbündeten in Köln ein, aufs lebhafteste begrüßt vom größten Teile der Bürgerschaft, die in ihrem Erscheinen die Morgenröte einer bessern Zukunft erblickte.

Die Zeit vom Abzuge der Franzosen bis zur Neuordnung der politischen Verhältnisse glaubte der auf das Wohl und die Ehre seiner Vaterstadt stets bedachte Wallraf zur Lösung einer dreifachen Aufgabe nutzen zu müssen: es galt, ihr die geraubten Kunstschätze, die untergegangene reichsstädtische Freiheit und die verlorene Universität wiederzuverschaffen. Das erste Ziel wurde zumal durch die Mitwirkung des dem Kronprinzen von Preußen als Adjutant beigegebenen Everhard von Groote, eines Schülers von Wallraf, leidlich erreicht; der Hoffnung, den zweiten Wunsch verwirklicht zu sehen, bereitete das Besitzergreifungspatent König Friedrich Wilhelms III. vom 15. Mai 1815 ein jähes Ende, und auch die Aussichten auf Wiedererlangung der Universität erwiesen sich schließlich als eitel. Der Generalgouverneur des Mittel- und Niederrheins, Geh. Staatsrat Sack, berief nämlich zum „Direktor des öffentlichen Unterrichtes" für die Übergangszeit den bisherigen Direktor des Gymnasiums zu Prenzlau Dr. Karl Friedr. Aug. Grashof, einen ebenso zielbewußten und tatkräftigen wie mit Verständnis für rheinische Eigenart ausgestatteten Mann. Schon im August 1814 gab der Kölner Gemeinderat die Erklärung ab, daß er für die Errichtung einer rheinischen Universität in Köln jährlich 21 500 Frcs. zur Verfügung stelle. Aber bevor noch Kölns Ansprüche auf eine solche eine sachgemäße Begründung in der Öffentlichkeit oder an zuständiger Stelle erfahren hatten, erschien eine Schrift des Bonner Kreisdirektors Rehfues, in der die neue Rheinuniversität für die ehemalige kurfürstliche Residenzstadt Bonn gefordert wurde. Grashof war von Wallraf bald für Köln gewonnen. Als daher Sack die Einrichtung von zwischenzeitlichen akademischen Kursen für die rheinische Jugend anregte, vertrat er mit Entschiedenheit die Sache Kölns. „Es würde mir schwer fallen," so schrieb er, „den Kölnern etwas abzuschlagen, was ihnen zu gewähren in meiner Macht läge. Sie haben sich überall, wo ich ihren Nationalcharakter zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, als ein sehr biederes, deutsches, auf ihre

alten Rechte und Sitten zwar stolzes, aber gerade darum kräftiges Volk gezeigt, mit dem durch Gewalt wenig, aber durch Überzeugung und Geradheit alles auszurichten ist." In den Regierungskreisen dagegen war gegen Köln trotz des inzwischen eingetretenen Umschwungs noch immer das Vorurteil des Obskurantismus verbreitet, während Bonn von jeher in dem Rufe einer aufgeklärten Stadt stand. So kam es, daß der Generalgouverneur das Anerbieten Kölns nicht annahm, und Grashof nur die Erlaubnis erwirkte, daß im dortigen Jesuitenkolle gium einstweilen akademische Kurse einge richtet wurden, ohne daß jedoch die Stadt daraus ein Anrecht auf die zukünftige rheinische Univer sität ableiten dürfe. Durch Wallrafs Bemühungen kamen die Kurse wirk lich zustande und wurden mit dem 3. Ja nuar 1815 eröffnet; sie sollten alles das bieten, was ins besondere ein an gehender Jurist und Mediziner im ersten Studienjahre zu ler nen habe. Prof. Dr. BLANCHARD las Rechtsge schichte mit Einflechtung der Institutionen; Dr. D'HAME medizinische Enzyklopädie; Dr. SCHMITZ Anatomie; Prof. Dr. CASSEL allgemeine Naturgeschichte und Pflanzenphysiologie, im Sommer Botanik nach Linné und die natürliche Methode; Prof. HEUSER Logik und Metaphysik; Dr. VON GROOTE Kritik der philosophischen Systeme; Prof. WALLRAF allgemeine Enzyklopädie und Philosophie des Schönen, im Sommer Archäologie; der evangelische Pfarrer Dr. BRUCH klassische Altertumskunde und Literaturgeschichte der Griechen und Römer mit vergleichender Erklärung einiger Komödien des Terenz, Plautus und Aristophanes, für evangelische Theologen Enzyklopädie der theologischen Wissenschaften. Für katholische Theo-

Dr. K F. A. Grashof.

logie hatte sich kein geeigneter Lektor gefunden. Die Professoren entwickelten großen Eifer; aber die Studenten erschienen nicht in der erhofften Anzahl, und vor allem fehlte es gegenüber der Rührigkeit der Bonner Partei an einer geschickten, wirksamen Vertretung der Kölner Ansprüche an maßgebender Stelle. Die Widerlegung der Broschüre von Rehfues, an der nacheinander von Groote, Schmitz, Cassel und Wallraf arbeiteten, wollte keine befriedigende Gestalt annehmen, und schließlich war Köln, wie De Noël sich äußerte, über seinem Mangel an Universalität um die Universität gekommen. Schon die kgl. Kabinettsorder vom 22. Oktober 1815 sprach sich grundsätzlich für Bonn aus, und trotz aller Bittschriften, die 1816 und 1817 der städtische Magistrat, der Präsident Daniels und Wallraf beim preußischen Ministerium für Köln einreichten, bestimmte doch der König unterm 26. Mai 1818 Bonn definitiv zum Sitze der rheinischen Universität.

In den akademischen Kursen des Jahres 1815 hat Wallraf zum letzten Male eine öffentliche Lehrtätigkeit ausgeübt. Dagegen hat er sich, wie um diese Zeit, so auch nachher noch große Verdienste um die Einrichtung des preußischen Gymnasiums erworben. Durch eine Instruktion des Generalgouverneurs vom 18. September 1814 waren die Leiter der höhern Lehranstalten mit den Grundsätzen der bevorstehenden Reorganisation des höhern Schulwesens bekanntgemacht worden. Von nun an sollte, wie in Preußen schon früher, das Gymnasium von der Universität streng getrennt sein und in einem fest geregelten Lehrgange auf diese vorbereiten; das Abiturientenexamen sollte die Eingangspforte zur Universität bilden. Vom Staate geprüfte, angestellte und besoldete Lehrer sollten fortan an den Gymnasien wirken, und letztere, den Utilitätsbestrebungen der französischen Schulpraxis entrückt, zu Pflanzstätten idealer, von klassischem und deutschem Geiste getragener Bildung werden. Kein Mann war so geeignet, die Überleitung in die neuen Schulverhältnisse zu bewerkstelligen wie Wallraf, der schon in jungen Jahren eine Umgestaltung des Kölner Schulwesens vergebens angestrebt hatte und dessen Reformideen sich in vielen Punkten mit dem preußischen Schulideal berührten. Nach den Vorschlägen Grashofs trat an die Stelle der aufgelösten Kommunalschule zweiten Grades „das Kölnische Gymnasium", das seinen Sitz im ehemaligen Jesuitengebäude erhielt und die vier Klassen Prima bis Quarta umfaßte; an die Stelle der Kommunalschule ersten Grades traten zwei Vorbereitungsanstalten für das Gymnasium mit den drei Klassen Quinta, Sexta superior und inferior, das Jesuiten- und das

Karmeliterkollegium, benannt nach den ehemaligen klösterlichen Instituten, in denen sie untergebracht waren. Jede dieser drei Anstalten hatte einen besondern, Jahr um Jahr wechselnden Vorsteher, alle drei aber unterstanden der Oberleitung des Direktors des Kölnischen Gymnasiums. Als solcher wurde Prof. SEBER aus Aschaffenburg berufen, dem Wallraf als Vizedirektor an die Seite trat.

Am 24. April 1815, dem Tage nach der Feier der Vereinigung Kölns mit der Krone Preußen, eröffnete Grashof die neuen Anstalten durch einen Festakt in der nach Wallrafs Angabe geschmückten Aula unseres Gymnasiums. Nachdem er in mustergültiger Weise den Geist der neuen Jugendbildung dargelegt hatte, dankte er dem abtretenden Direktor von Heinsberg für seine Mühewaltung und wandte sich dann an Wallraf:

„Nächst den Dienern und Lehrern der Religion übergebe ich dem Direktor der neuen Anstalten und in dessen Abwesenheit Ihnen, Herr Vizedirektor Wallraf, mit der Leitung des Ganzen auch die Sorge für das Wohl dieser Jugend. Wenn ich auch selbst noch eine Zeitlang an Ihrer Seite stehen werde, so sollen Sie doch eigentlich der Vollstrecker des Willens sein, der von höherer Behörde durch mich Ihnen kundgetan wird. Die Achtung, zu welcher Ihr Alter und Ihre Verdienste Ihnen ein so wohl gegründetes Recht geben, die Erfahrungen, welche Sie auf dem langen, mühevollen Wege Ihres Lebens gesammelt haben, werden Ihnen in allen schwierigen Fällen des nicht ganz leichten Direktionsgeschäftes Entschlossenheit und Ihren Entschlüssen Nachdruck geben. Wachen Sie vor allem über die Herzen der Ihnen anvertrauten Jugend und schützen Sie kräftigst die Diener und Lehrer der Religion, die in Ihrem Bunde stehen, wo diese Ihre Wirksamkeit in Anspruch nehmen. Dem Unglauben und der Freigeisterei sei der Weg in dieses Heiligtum versperrt! Weder unter den Lehrern noch Schülern werden Sie eine Spur davon dulden; Sie werden am Eingange stehen und ihn mutig verteidigen gegen alles, was unheilig ist. Erhalten werden sie sorgsam das Band der Einheit und der Freundschaft unter den Lehrern dieser Anstalt; jedes persönliche Interesse wird unter Ihnen dem allgemeinen weichen; denn nur, wo alle Glieder des Bundes in einem Geiste handeln, nur wo freundliche Kräfte vereint nach einem Ziele streben, nur da kann das wahre Gute gedeihen."

Bis zu seinem Lebensende am 18. März 1824 hat der greise Wallraf unter den Direktoren SEBER und HEUSER getreulich in diesem Sinne gewirkt. Wiederholt hatte unser Gymnasium Gelegen-

heit, seinen Verdiensten um Schule, Wissenschaft und Kunst laute und feierliche Anerkennung zu zollen. Als am 20. Juli 1823 das goldene Priesterjubiläum Wallrafs mit außerordentlichem Glanze begangen und das Fest zu einer allseitigen Ehrung des „Erzbürgers" von Köln ausgestaltet wurde, da trat Gymnasiallehrer Kreuser als Abgeordneter der Wissenschaft, Religionslehrer Dr. Smets als Vertreter der Kunst auf, und der eine setzte nach einem entsprechenden Vortrag dem Gefeierten einen Lorbeerkranz, der andre einen Blumenkranz auf das ehrwürdige Haupt. Am 31. März 1824 beging das Gymnasium in seiner Aula eine Gedächtnisfeier an den heimgegangenen Vizedirektor mit Trauergesängen der Schüler und einer vom Gymnasiallehrer Kreuser gehaltenen, warm empfundenen Gedächtnisrede. An demselben Tage verabschiedete sich Dr. Bruch, der nach dem Tode Heusers die Direktionsgeschäfte geführt hatte, vom Lehrerkollegium, um am folgenden Tage die Akten dem neuen Direktor Dr. Birnbaum zu überreichen. Dieser widmet im Programm desselben Jahres Wallraf folgenden Nachruf: „In dem am 18. Mai d. J. verstorbenen hochverdienten und hochgefeierten weil. Herrn Dr. F. F. WALLRAF hat das Gymnasium seinen Senior und Vizedirektor, einen treuen, wohlwollenden Freund verloren, der in den letzten Jahren seines reichen, tätigen Lebens zwar nicht mehr durch unmittelbares Eingreifen in den Gang unseres Unterrichts- und Erziehwerkes, aber stets durch seinen rastlosen Eifer für alles Schöne und Gute, durch seine zahlreichen und umfassenden Sammlungen, deren Benutzung uns einst die wichtigsten Hilfsmittel bieten wird, sowie durch sein hohes Beispiel vielfältige und dauernde Verdienste um dasselbe sich erworben hat und unter uns ein klassischer Name geworden ist. Möge sein Geist freundlich und segnend über uns walten, mögen seine großen Ideen und Entwürfe immer mehr ins Leben treten!"

Literatur.

Handschriften: Wallrafs handschriftlicher Nachlaß über Schulangelegenheiten im Kölner Stadtarchiv.

Druckwerke: Wallrafs Werke, insbesondere Biographie des H. H. Peter Anth, Köln 1810. — Wallrafiana, Stadtbibliothek M. 5162. — W. Smets, Ferd. Franz Wallraf, Köln 1825. — J. v. Bianco, Die alte Universität Köln I, Köln 1855 — L. Ennen, Zeitbilder aus der neuern Geschichte der Stadt Köln, Köln 1857. — Ders., Ausgewählte Schriften von F. F. Wallraf, Köln 1861. — [Buschmann,] Die akademischen Vorlesungen zu Köln im Jahre 1815: Köln. Ztg. 1897 Nr. 971 und 975 vom 1. und 2. Nov.

Ohm, der grofse Physiker.

Von Prof. Dr. BERMBACH.

Unter den Lehrern der Anstalt, die Weltruhm erlangt haben, nimmt OHM wohl den ersten Platz ein. Mit ihm beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der Elektrophysik; es beginnt die Zeit zielbewußten Arbeitens über die strömende Elektrizität, besonders in quantitativer Hinsicht. Das Jahr, in dem Ohm das nach ihm benannte Gesetz aufstellte, kann als das Geburtsjahr der Elektrotechnik bezeichnet werden; dieses Gesetz bildet die Grundlage für die Lehre von der fließenden Elektrizität und damit zugleich die Grundlage für die elektrische Kraftübertragung; es ist eines jener Naturgesetze, deren Nutzen auch von dem Laien leicht erkannt wird.

Georg Simon Ohm[1]) wurde im Jahre 1787 zu Erlangen als Sohn eines Schlossermeisters geboren. Sein Vater, der einen mächtigen Drang, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen, in sich fühlte, betrieb in seinen Mußestunden mathematische und philosophische Studien. Er brachte es darin so weit, daß er seine beiden Söhne, als sie das Gymnasium besuchten, in der Mathematik unterrichten konnte.

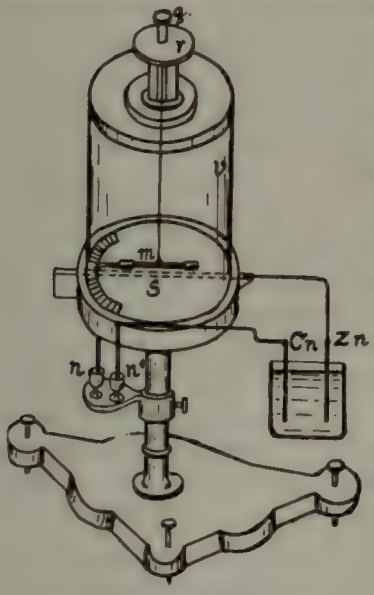
[1]) Quellen für diesen Artikel waren u. a.: Allgemeine deutsche Biographie, Band 24; Bauernfeind, Gedachtnisrede auf G. S. Ohm, den Physiker, München 1882; Handbuch der Elektrotechnik, Band I, 1; E. Hoppe, Geschichte der Elektrizität, Leipzig 1884.

Ohms Universitätsstudium begann im Jahre 1805 in Erlangen. Als Student bildete er sich im Schlosserhandwerk weiter aus, damit er den Vater unterstützen könne. Die mechanische Fertigkeit, die er sich infolgedessen erwarb, kam ihm später bei seinen physikalischen Arbeiten, besonders als ihm nur beschränkte Mittel zur Verfügung standen, sehr zu statten. Schon nach drei Semestern mußte Ohm wegen Mangels an Mitteln das Studium unterbrechen, und er nahm eine Stelle an einem Unterrichtsinstitut an. Es erklärt sich so, daß er erst im Oktober 1811 zum Doktor promovierte. Als Privatdozent in Erlangen hielt er mathematische Vorlesungen. Aus ökonomischen Gründen mußte er jedoch sich nach einer gewinnbringenden Beschäftigung umsehen, und so finden wir ihn zuerst als Lehrer an der Königl. Realstudienanstalt in Bamberg, dann am Progymnasium derselben Stadt. An der letzteren Anstalt mußte er zu seinem größten Leidwesen lateinischen Unterricht erteilen. Später wirkte Ohm als Lehrer in einer Abteilung der Bamberger Oberprimärschule. Auch hier entsprach seine Beschäftigung nicht seinen Kenntnissen und Neigungen, wie man aus einer Eingabe an die vorgesetzte Behörde schließen muß. Es wurde ihm die Versicherung gegeben, daß er, sobald als möglich, wieder im Lehrfache der Mathematik angestellt werden solle.

Im Jahre 1817 erschien Ohms erstes Werk: „Grundlinien zu einer zweckmäßigen Behandlung der Geometrie", in dessen Vorrede er eine Reihe von herrlichen Gedanken entwickelt. Er zeigt, daß die Geometrie den Übergang vom Anschauen zum Denken erleichtere; ihr höchst einfacher und doch so vernunftgemäßer Bau mache sie in hohem Grade geeignet, den Menschen aus dem Gebiete des imitativen Verstehens in dasjenige des produktiven Forschens überzuleiten. Diese Schrift trug viel dazu bei, daß Ohm vom Königlichen Konsistorium in Köln a. Rh. einen Ruf an das Jesuitengymnasium als Oberlehrer der Mathematik und Physik erhielt. Im November 1817 trat er in sein neues Amt ein. Ungefähr neun Jahre lang hat Ohm an unserer Anstalt höchst segensreich gewirkt und die mathematischen Studien zu hoher Blüte gebracht. Zu seinen Schülern gehörte auch der berühmte Mathematiker LEJEUNE-DIRICHLET und der verdienstvolle Astronom HEIS. Auch die Schüler, die sich für die exakten Wissenschaften nicht erwärmen konnten, hingen mit großer Liebe und Verehrung an ihrem Lehrer, und manche haben ihrer Hochachtung gegen Ohm im späteren Leben beredten Ausdruck verliehen. Die ganze Art

und Weise, wie Ohm lehrte, sein frisches und gesundes Wesen erwarben ihm die Zuneigung aller seiner Schüler.

Während seiner Tätigkeit an unserer Anstalt entstanden die Arbeiten, die Ohms Weltruhm begründeten, nämlich seine experimentellen und theoretischen Arbeiten über den elektrischen Strom. Was man damals über die fließende Elektrizität wußte, war nicht viel. Man kannte wohl die wichtigsten Wirkungen des Stromes, u. a. auch die Ablenkung der Magnetnadel, aber von dem Wesen der Kraft, durch die die Elektrizität einer Stromquelle in Bewegung gesetzt wird, hatte man höchst unklare, ja falsche Vorstellungen. Es waren aber einige Erscheinungen und Tatsachen aufgefunden worden, die später durch das Ohmsche Gesetz aufgeklärt wurden. So hatte z. B. Pfaff (1801) gefunden, daß die Wirkung der Voltaschen Säule durch Vergrößerung der Plattenoberflächen verstärkt wurde. Einige Jahre später (1805) stellte Ritter einen Satz auf, der gleichsam ein Vorläufer des Ohmschen Gesetzes war; er sagt nämlich, daß der „Effekt" der Säule (z. B. die Stärke der Wasserzersetzung) bei gleicher Spannung abhänge von der Summe der Leitung in der Säule und dem schließenden Bogen. Ferner hatte Örstedt gefunden, daß die Erwärmung eines Leiters direkt proportional dem Widerstande sei. Als Vorarbeiter Ohms kann auch der Physiker Erman gelten, der die Beobachtung gemacht hatte, daß die Spannung in dem äußeren Stromkreise von dem Kupferpol zum Zinkpol fällt, und nachwies, daß die Stromstärke in allen Querschnitten des Kreises die gleiche ist. Endlich ist hier der große Davy zu nennen, durch dessen experimentelle Arbeiten der Nachweis zutage gefördert wurde, daß das Leitungsvermögen der Metalle im umgekehrten Verhältnisse der Länge und im geraden Verhältnisse des Querschnittes stehe, daß aber die Größe der Oberfläche keine Rolle spiele.



Ohm benutzte für seine Arbeiten ein von ihm konstruiertes Galvanometer, das mit einer Coulombschen Drehwage in mancher Hinsicht Ähnlichkeit hat. Der Metall-

streifen (siehe Figur), der vom Strome der Hydrokette, eines galvanischen Elementes mit großen Platten, durchflossen wird, ist horizontal gespannt; der Strom wirkt auf die an einem Kokonfaden aufgehängte Magnetnadel m. Durch Drehen des Torsionsknopfes g kann die Nadel wieder in ihre Ruhelage — parallel zu dem Metallstreifen — zurückgeführt werden. Man kann also die Kraft, mit der der Strom auf die Nadel in der Ruhelage wirkt, bestimmen. Daß Ohm keinen sogenannten Multiplikator, d. h. ein Galvanoskop mit vielen Drahtwindungen benutzte, der in den Jahren 1820—25 von Schweigger, Poggendorf, Nobili ausgebildet worden war, hatte seine guten Gründe. Es sei hier nur erwähnt, daß bei Ohms Meßinstrument der Widerstand vom Elemente bis zu den Quecksilbernäpfen ein verschwindend kleiner war. Die Kraft, mit der der Strom auf die Nadel einwirkte, wenn die beiden Quecksilbernäpfe durch einen kurzen dicken Draht miteinander verbunden waren, also die Kraft bei Kurzschluß, diente als Normalkraft. Wurden statt des dicken Drahtes nacheinander dünnere Drähte von verschiedenen Längen eingeschaltet, so ergab sich ein „Kraftverlust". Für diesen stellte Ohm eine Formel auf, die aber, wie er später fand, der Wirklichkeit nicht entsprach. Dieser Umstand ist darauf zurückzuführen, daß die Hydroketten nicht konstant sind, eine Entdeckung, die übrigens Ohm selbst gemacht hatte; er fand, daß die elektrische Kraft einer geschlossenen Hydrokette gleich nach Stromschluß schnell und dann langsam abnimmt. Er schreibt dies einer Polarisation im Elemente zu.

Auf Anraten Poggendorfs benutzte Ohm bei seinen späteren Versuchen ein Thermoelement, dessen eine Lötstelle durch Wasserdampf auf 100° und dessen andere durch schmelzendes Eis konstant auf 0° gehalten wurde; er erhielt so eine Stromquelle von sehr großer Konstanz. Die gefundenen Zahlen für die elektrische Kraft — nach unsern heutigen Begriffen für die Stromstärke — lassen sich, so schloß Ohm, sehr genügend durch die Gleichung $X = \frac{a}{b + x}$ darstellen, wo x die Länge des untersuchten Drahtes ist, a und b aber Konstante sind, von denen die erstere von der erregenden Kraft und die letztere vom Leitungswiderstande der übrigen Teile der Kette abhängig ist. Da die Widerstände der Verbindungsdrähte, die nach den beiden Näpfen hinlaufen, verschwindend klein sind, so ist b der innere Widerstand des Elementes. Ohm führte zuerst die erregende Kraft oder Spannung als treibende Kraft, den Widerstand als eine von der Spannung

unabhängige Ursache ein, die für die Stromstärke in zweiter Linie maßgebend ist; die Stromstärke ist für ihn die in der Zeiteinheit bewegte Elektrizitätsmenge[1]). Eben diese klare Begriffsbildung war von weittragendster Bedeutung. Ohm zeigte in derselben Abhandlung, wie man auf Grund seines Gesetzes mehrere Elemente schalten müsse, um den besten Effekt zu erzielen.

Eine weitere überaus wichtige Arbeit Ohms erschien 1826 in Poggendorfs Annalen, die klärend wirkte. In dieser stellte er theoretische Betrachtungen über die galvanische Kette an; u. a. wies er nach, daß sich das von ihm gefundene Gesetz auf einen beliebigen Teil des Stromkreises übertragen lasse. Hierdurch wurde er zu der heutigen Fassung seines Gesetzes geführt, in der das Leitungsvermögen, der Querschnitt des Leiters und seine Länge sowie die „an seinen Enden hervortretende elektrische Spannung" vorkommen.

Das zweite Ohmsche Gesetz, das weniger bekannt ist, kann das elektroskopische genannt werden; es zeigt, wie man die „Stärke der Elektrizität" in jedem Querschnitte des Kreises ausdrücken kann.

Um sich seinen Studien mit mehr Ruhe widmen zu können, suchte Ohm im April 1827 einen längeren Urlaub nach, der ihm auch unter Anerkennung seiner Leistungen gewährt wurde. Kurze Zeit darauf erschien sein schon während seiner Tätigkeit an unserer Anstalt fast vollständig ausgearbeitetes, zusammenfassendes Werk: „Die galvanische Kette, mathematisch bearbeitet". Trotz seiner eminenten Bedeutung wurde dieses in der ersten Zeit nicht allgemein beachtet und nur von einigen wenigen Physikern in seiner Tragweite erkannt; ja, andere Forscher äußerten sich sogar wegwerfend.

Fechner in Leipzig, damals einer der hervorragendsten Physiker, war wohl der erste, der das Ohmsche Gesetz experimentell nachprüfte. In einer 1831 erschienenen Schrift sagt er: „Ich kann nicht umhin, Ohm das Verdienst beizumessen, mit den wenigen Buchstaben seiner einfachen Formel eine neue Epoche für die Lehre vom Galvanismus begründet zu haben." Er wünschte, daß den Verdiensten Ohms eine größere Anerkennung zuteil werde.

Ohms sehnlichster Wunsch, nämlich der Wunsch, in die akademische Laufbahn einzutreten, wurde von der vorgesetzten Behörde nicht gefördert. Man schreibt dies u. a. dem Umstande zu, daß der damalige einflußreiche Ministerialreferent ein Anhänger der

[1]) Hoppe l. c. S. 255.

Hegelschen Philosophie war, welcher Ohm als exakter Naturforscher keinen Geschmack abgewinnen konnte. Eine mündliche Besprechung mit dem Dezernenten führte zum Bruche, und Ohm reichte sein Abschiedsgesuch ein. Nichts konnte ihn bewegen, dieses Gesuch zurückzunehmen, und durch Verfügung vom 29. März 1828 wurde er aus seiner Stellung als Lehrer unserer Anstalt entlassen. In der „Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen" des Jesuiten-Gymnasiums vom Jahre 1828 findet man: „Der vormalige Oberlehrer der Mathematik, Herr Dr. Ohm, ist nunmehr auf sein Ansuchen definitiv entlassen" — weiter nichts! Die folgenden sechs Jahre waren wohl in jeder Hinsicht die unfruchtbarsten in Ohms Leben; mit dem kleinen Gehalt, den er für drei wöchentliche Unterrichtsstunden an der Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin bezog, fristete er sein Leben. Diesem traurigen Zustande machte die Berufung als Lehrer an die Polytechnische Schule in Nürnberg ein Ende. Dort blieb Ohm neun Jahre lang.

Das Jahr 1837 bildet in Ohms Leben einen Wendepunkt. In diesem legte nämlich Pouillet der Akademie der Wissenschaften zwei Arbeiten vor, die zur Folge hatten, daß man überall Ohms Untersuchungen über den elektrischen Strom Beachtung schenkte. Besonders in England beschäftigten sich die Physiker eingehend mit der von Ohm aufgestellten Theorie der Kette und zollten ihr volle Anerkennung. Die Society Royal verlieh dem verdienstvollen Forscher die goldene Copley-Medaille, eine der höchsten Auszeichnungen, die einem Naturforscher damals zuerkannt werden konnte. In der betreffenden Urkunde heißt es: „Wäre das Werk Ohms früher erkannt worden, so hätte sich der Fleiß der Experimentatoren besser gelohnt." Einige Jahre später wurde Ohm „wegen seiner eminenten mathematischen und physikalischen Untersuchungen" zum auswärtigen Mitglied der Society Royal gewählt.

Außer den mehrfach erwähnten theoretischen und experimentellen Untersuchungen über den elektrischen Strom verdankt die Physik Ohm noch verschiedene höchst wertvolle Arbeiten und Werke. Von hervorragender Bedeutung ist zunächst die im Jahre 1843 in Poggendorfs Annalen erschienene Arbeit: „Über die Definition des Tones und die Theorie der Sirene und ähnlicher tonbildender Vorrichtungen". In dieser zeigt er, daß ein tönender Körper außer dem Grundtone gleichzeitig verschiedene Obertöne erzeugt, daß man also jede zu einem solchen Tone gehörige

periodische Luftbewegung in eine Reihe pendelartiger Schwingungen zerlegen könne. Dieses Gesetz, das vielfach irrtümlicherweise Helmholtz zugeschrieben wird, hat Ohm mathematisch abgeleitet und experimentell geprüft.

Im Jahre 1849 erschien „Die analytische Geometrie am schiefwinkligen Koordinatensystem", die man als den ersten Band eines großartig angelegten, leider nicht vollendeten Werkes, das den Titel Molekularphysik erhalten hat, ansehen muß. Der zweite Band lag schon vollständig ausgearbeitet vor, als der erste erschien. Ohm wollte aber diesen Teil nicht eher veröffentlichen, bis die anderen Bände ausgearbeitet seien. Es ist hier nicht der Ort, den eminenten Wert der vorhandenen Teile der Molekularphysik für die Wissenschaft darzulegen. Für die Physik ist es ein unersetzlicher Verlust, daß Ohm sein großes Werk nicht vollenden konnte.

In demselben Jahre, in dem der erste Teil der Molekularphysik erschien, ging Ohms Herzenswunsch, in die akademische Laufbahn einzutreten, endlich in Erfüllung. Er wurde als Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlungen bei der Münchener Akademie der Wissenschaften und als Referent für die Telegraphenverwaltung nach München berufen; gleichzeitig wurde ihm die Aufgabe übertragen, als ordentlicher Professor Vorlesungen über Mathematik und Physik an der Universität zu halten. Einige Jahre später gab Ohm die beiden zuerst genannten Ämter ab und übernahm die Professur für Experimental-Physik. Die zahlreichen Pflichten, die ihm aus seiner Berufung nach München erwuchsen, hatten zur Folge, daß er an seiner Molekularphysik einstweilen nicht weiter arbeiten konnte. In München verfaßte Ohm eine hochbedeutende mathematische Abhandlung über die Interferenzerscheinungen in Kristallplatten, die sich durch Scharfsinn und Eleganz auszeichnet. Von seiner hervorragenden Begabung, seinen umfassenden Kenntnissen und seinem ausgezeichneten Lehrtalent legt das „Kompendium der Physik" Zeugnis ab. „Dieses Lehrbuch," sagt Bauernfeind, Ohms Biograph, „gehört zu denjenigen, welche den Beweis liefern, daß ein gutes Lehrbuch zu schreiben eine wahrhaft wissenschaftliche Aufgabe für einen gereiften Forscher und Lehrer ist."

Nachdem Ohm Ostern 1854 von einem Schlaganfall betroffen worden war, der einen starken Kräfteverfall zur Folge hatte, machte ein zweiter Schlaganfall am 6. Juli 1854 seinem arbeitsreichen Leben ein Ende. Kurze Zeit vor seinem Tode soll er noch von seinen Erlebnissen in Köln den Bekannten, die um ihn waren, erzählt haben.

Ohm war ein äußerst schlichter und einfacher Mann, der nur seinen Schülern, Amtsgenossen und Freunden näher bekannt war und näher trat. Seine Bescheidenheit erlaubte ihm nicht, einem Maler oder Bildhauer zu sitzen. Nur einmal hat er einem Anfänger der photographischen Kunst gestattet, ihn aufzunehmen. Das so entstandene ziemlich schlechte Bild und eine ohne sein Wissen angefertigte Profilzeichnung bildeten die Unterlagen für das Ölgemälde im Sitzungssaale der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München und für die Marmorbüste in der bayerischen Ruhmeshalle. Das hier reproduzierte Bildnis des großen Physikers kann daher nicht den Anspruch auf genaue Ähnlichkeit erheben.

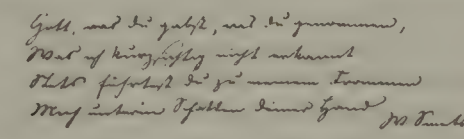
An Auszeichnungen hat es Ohm, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, nicht gefehlt. Aber auch die Nachwelt hat das Andenken des großen Mannes geehrt. In München wurde ihm ein Marmorstandbild errichtet. Das schönste Denkmal aber, das man Ohm widmen konnte, besteht darin, daß auf dem Pariser Kongreß der Physiker und Elektrotechniker (1881) eine der wichtigsten elektrischen Einheiten nach ihm benannt wurde — wahrlich ein Denkmal aere perennius.

Wilhelm Smets.

Von Dr. phil. JOS. GOTZEN.

Der erste katholische Religionslehrer für das nach der französischen Fremdherrschaft neu eingerichtete königliche Gymnasium an Marzellen wurde am 2. Februar 1824 ernannt. Es war WILHELM SMETS, der neben seiner neuen Stellung zugleich Kaplan und Sonntagsprediger am Dom war und als Dichter bereits einen Namen hatte. Der neue Religionslehrer war erst 26 Jahre alt; aber ein merkwürdiges und bewegtes Leben lag bereits hinter ihm: Freiheitssänger, Freiheitskämpfer und Offizier, Schauspieler, Literat und Lehrer war er gewesen, ehe er im theologischen Beruf das Ziel seines Lebens gefunden.

Wilhelm Smets, mit seinem vollen Namen Philipp Karl Joseph Anton Johann Wilhelm Smets, war geboren am 15. September 1796 in Reval im russischen Estlande. Sein Vater Johann Nikolaus



Wilhelm Smets stammte aus der Gegend von Aachen. Er war ein begabter, aber etwas exzentrisch veranlagter Mann, der eine gesicherte juristische Laufbahn verlassen hatte, um eine adelige Dame zu entführen und sich mit ihr unter dem angenommenen Namen Stollmers der Bühne zu widmen. So war er nach Rußland verschlagen

worden, hatte seine treue Gattin nach kurzer, glücklicher Ehe verloren und lebte in Reval, um im Auftrage des russischen Gouverneurs von Estland, des bekannten dramatischen Dichters August von Kotzebue, für die größeren Städte der baltischen Provinzen ein wanderndes Theater zu organisieren und zu leiten. Auf der Suche nach geeigneten Kräften lernte er die jugendliche Schauspielerin Sophie Bürger kennen, deren noch schlummernde Talente er mit sicherem Blick erkannte. Er übernahm zunächst die Ausbildung des Mädchens, das als Schauspielerkind ohne jede Schule aufgewachsen war und weder lesen noch schreiben konnte, und um sie ganz unter seinen Einfluß zu bringen, heiratete der Dreißigjährige die kaum Vierzehnjährige, die nicht einmal den wirklichen Familiennamen ihres Mannes kannte. Das ungleiche Verhältnis führte indessen zu baldiger Trennung. Nachdem Smets mit seiner jungen Frau noch ein Jahr am Wiener Theater tätig gewesen war, ließ er sich im Jahre 1799 in Breslau gerichtlich von ihr scheiden. Zwei Kinder hatte sie ihm geboren, von denen aber nur das älteste, der Sohn Wilhelm, am Leben geblieben war. Das Theater war ihm verleidet, und er wandte sich wieder seiner juristischen Laufbahn zu, die er dreizehn Jahre vorher mit so vielen Hoffnungen verlassen hatte. Er kehrte in seine Heimat zurück und wirkte in Aachen als praktischer Rechtsgelehrter, später auch als Ergänzungsrichter beim Friedensgericht. Seine Frau heiratete im Jahre 1804 in Hamburg den Schauspieler und Sänger Friedrich Schröder. Als Sophie Schröder ist sie — ebenso wie ihre Tochter Wilhelmine Schröder-Devrient — berühmt und unsterblich geworden, „Deutschlands grösste Tragödin", die bedeutendste Vertreterin der klassischen Schauspielkunst.

Das Kind aus seiner kurzen Ehe hatte der Vater an sich genommen. In Aachen wuchs nun der begabte Knabe auf, an dessen Wiege schon der ganze Jammer des Lebens gestanden hatte. Den ersten Unterricht übernahm der Vater und ein Hauslehrer; dann kam der Knabe auf die Sekundärschule in Aachen. In den Schülerlisten der École secondaire communale d'Aix-la-Chapelle, die von 1806—1811 reichen, ist er eingetragen als Guillaume Smets de St. Petersbourg(!), zuletzt als Schüler der dritten Klasse; er ist also trotz einiger Prämien, die er erhielt, nicht immer versetzt worden. Besondere Vorliebe und Veranlagung zeigte der Knabe für die Dichtkunst und die Malerei; der Vater beförderte diese Neigungen und suchte seinen Sohn schon frühzeitig für die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur zu begeistern. Wenn auch die sorgende

Liebe der Mutter dem Knaben fehlte, so verlebte er doch in Aachen glückliche Kinderjahre, an die er sich im späteren Leben gern erinnerte. Aber im Jahre 1812 entriß ihm der Tod den Vater plötzlich im besten Mannesalter. Verwandte mußten sich jetzt des Elternlosen annehmen, der nicht wußte, daß er noch eine Mutter hatte. Auf Veranlassung seiner Großmutter kam er im Jahre 1812 auf das Lyzeum in Bonn. Hier herrschte ein ganz französischer Geist, der dem für sein deutsches Vaterland begeisterten jungen Smets in keiner Weise zusagte, zumal er vom Vater einen starken Widerwillen gegen alles Französische eingesogen hatte. Das Studium der deutschen Dichter, seine Lieblingsbeschäftigung, wurde ihm in Bonn untersagt, und ihre Werke, deren Besitz sein Stolz und seine Freude war, wurden ihm abgenommen. Aber man konnte ihn nicht hindern, daß er in eigenen Dichtungen ihnen nachzueifern strebte; namentlich Schiller, der beredte Verteidiger der Freiheit, war sein Vorbild, für das er auch seine Mitschüler zu begeistern suchte. Mit gleichgesinnten jugendlichen Schwarmgeistern gründete er einen geheimen Bund, dessen Mitglieder schworen, für Deutschlands Ehre und Freiheit Gut und Blut zu opfern. Aber die Sache wurde verraten, und Smets bekam von der Entdeckung noch gerade frühzeitig genug Ahnung, um sich einer strengen Bestrafung durch die Flucht nach Aachen entziehen zu können. Er hielt sich bei seinen Verwandten in der Nähe von Aachen verborgen, und da bald darauf infolge des siegreichen Vorgehens der Verbündeten gegen Napoleon die französische Herrschaft am Rhein ins Wanken geriet, brachte der unzeitige Eifer für Deutschlands Ehre dem jungen Heißsporn weiter keine üblen Folgen. Nur mit Mühe hielten die Verwandten den schwärmerischen, aber körperlich schwachen Jüngling davon zurück, beim Übergang der verbündeten Truppen über den Rhein in die Reihen der Verteidiger des Vaterlandes einzutreten. Er lebte jetzt eine Zeitlang in Aachen und dessen Umgegend bei seinen Verwandten, hauptsächlich mit dem Studium der deutschen Schriftsteller und eigenen dichterischen Versuchen beschäftigt. Im Herbst des Jahres 1814 übernahm er eine Hauslehrerstelle bei dem Freiherrn von Mylius auf Schloß Reuschenberg bei Opladen. Hier verlebte er angenehme und behagliche Tage im häuslichen Kreise einer feingebildeten Familie, die den für alles Edle und Schöne begeisterten Jüngling wie einen der Ihrigen behandelte. Sein dichterisches Schaffen fand in der anregenden Umgebung reichliche Nahrung. Aber diese schöne Ruhe sollte nicht lange währen. Als Napoleon im März 1815 den Versuch machte, seine verlorene

Herrschaft wiederzugewinnen, da hielt es den jungen Smets nicht mehr zurück. Mit warmen Empfehlungen seines Gönners, des Freiherrn von Mylius, der seinen Hauslehrer nur ungern scheiden sah, trat er in die Schar der niederrheinischen Freiwilligen ein, in der er zur Anerkennung für seine begeisterten patriotischen Dichtungen bald zum Offizier befördert wurde, eine Auszeichnung, auf die er mit Recht nicht wenig stolz war. Er wurde dem Hauptquartier Gneisenaus zugeteilt, der den jungen Offizier gern in seiner Nähe sah. Smets nahm teil an der Schlacht bei Belle-Alliance; er blieb unverwundet und zog mit dem siegreichen Heere nach Paris. Nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens schied er im Anfang des Jahres 1816 aus dem Heeresdienste als Leutnant des 3. Rheinischen Landwehr-Infanterie-Regiments. Er kehrte nun wieder nach Aachen zurück und veröffentlichte hier seine erste Gedichtsammlung „Versuche in Gedichten" (Köln 1816). Im Sommer des Jahres 1816 übernahm er eine Erzieherstelle bei dem nach Österreich ausgewanderten Freiherrn von Forst-Gudenau, der damals mit seiner Familie bei seinem Schwager, dem Grafen von Mirbach-Harff, zu Besuch weilte. Im Herbst desselben Jahres reiste Smets mit seinen beiden Zöglingen nach Wien. Die Reise ging den Rhein hinauf bis Straßburg, dann bis Ulm und von hier die Donau hinunter nach Wien. Die Fahrt war für den jungen Dichter reich an bleibenden Eindrücken und bot ihm Stoff für zahlreiche Gedichte. Kaum ein paar Monate, nachdem er in Wien angekommen war, gab er plötzlich seine Stellung als Erzieher auf. Ein unerwartetes Ereignis, das tief in sein Leben eingriff, bestimmte ihn dazu: er hatte seine Mutter wiedergefunden. Der Vater sowohl wie seine Anverwandten hatten den jungen Smets in dem Glauben gelassen, daß seine Mutter tot sei. Aber ein vorwitziger Einblick in die Papiere seines geistlichen Oheims, des Kanonikus Johann Franz Smets in Aachen, hatte ihn in seinem bisherigen Glauben wankend gemacht. Qualvoll lastete die Ungewißheit über das Schicksal seiner Mutter auf ihm. Vielleicht hatte ihn der Gedanke an seine Mutter mitbestimmt, die Erzieherstelle bei dem Freiherrn von Forst-Gudenau anzunehmen. Aber zweifellos war es ein Unrecht, wenn die Familie glaubte, er habe auf diese Weise nur nach Wien zu seiner Mutter gelangen wollen, denn Smets wußte nicht, wo seine Mutter war. Eines Abends war er im Burgtheater, wo Sophie Schröder damals auftrat. Plötzlich erkannte er in ihr diejenige, die ihn geboren hatte. Er hat uns die Erkennungsszene selber in einem Gedichte geschildert:

„Gott, wie wurde mir da! Ganz deutlich vernahm ich die eigne
Stimme, so wie sie mir selbst tönt aus der volleren Brust,
Tränenden Blicks entdeckt' ich im Antlitz die eigenen Züge:
Stirn und Augen und Mund, selbst auch das Grübchen im Kinn.
— „Mutter, Du bist's! Ich zweifle nicht mehr, es lebet dein Kind noch!"
„„Wilhelm! mein ältester Sohn!"" Rief sie, und sank mir ans Herz."

Man kann sich leicht denken, wie tief dieses unerwartete Wiederfinden einer so lange tot Geglaubten in das Gemüt des empfänglichen Jünglings eingriff. Mutter und Sohn blieben seit jener Stunde in inniger Liebe verbunden, und nichts vermochte den Sohn auch später, nachdem er Priester geworden war, in der Liebe zu seiner Mutter wankend zu machen, obgleich das Verhältnis bei manchen engherzigen Seelen Anstoß erregte. In Wien begann nun für Smets ein neues Leben voller Hoffnungen und Pläne. Er widmete sich der Erziehung seiner jüngeren Halbgeschwister und besuchte fleißig das Theater und die Kunstsammlungen. Durch seine Mutter wurde er bald mit hervorragenden Künstlern, Gelehrten und Schriftstellern bekannt. Nicht ohne Einfluß seiner Mutter faßte er den Plan, selber Schauspieler zu werden. Er trat in mehreren Rollen auf und fand auch Anerkennung; aber schon nach kurzer Zeit kam er doch zur Erkenntnis, daß die Bühne nicht der Ort für seine Talente sei. Das Leben eines Schauspielers, von dem er bisher nur ideale Vorstellungen gehegt hatte, zeigte ihm bald auch seine vielen Schattenseiten, und so gab er den Plan, in die Fußstapfen seiner berühmten Mutter zu treten, wieder auf. Nur etwa drei Monate hatte seine Bühnenlaufbahn gedauert. Er wandte sich nun, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, der Schriftstellerei zu, da seine Mutter nicht in der Lage war, ihn zu unterstützen. Er wurde Mitarbeiter an verschiedenen Zeitungen, für die er Theaterrezensionen und andere Beiträge lieferte. Mit allen literarisch bedeutenden Männern des damaligen Wien war er bekannt geworden, von denen nur Zacharias Werner, Anton und Georg Passy und Johann Emanuel Veith genannt seien. Auch mit dem bekannten Redemptoristenpater Clemens Maria Hofbauer, den die katholische Kirche heute zu ihren Heiligen zählt, kam er in Verbindung. Hofbauer, der schon so mancher wankenden Existenz wieder aufgeholfen hatte, nahm sich auch des verzweifelnden Smets an, dessen Lage von Tag zu Tag drückender und hoffnungsloser geworden war. Auf Hofbauers und der übrigen Freunde Rat verließ der junge Dichter, um viele Hoffnungen ärmer, im Spätherbst des Jahres 1817 die Stadt Wien, um wieder an den Rhein zurückzukehren. Ohne ausreichende

Mittel trat er die Reise an, zu deren Fortsetzung er sich unterwegs das Geld erst verdienen mußte. Von Linz aus, wo er des Erwerbes wegen längeren Aufenthalt nahm, schrieb er in drückender Lage an seine Aachener Jugendfreunde, die ihn daraufhin mit einigen Mitteln für die Weiterreise versahen. So kam er unter manchen Entbehrungen nach Coblenz. Durch die Hilfe von Joseph Görres erhielt er hier eine Anstellung als Lehrer an der Kriegsschule und später als Hilfslehrer am Gymnasium. In Coblenz veröffentlichte er mehrere seiner Werke, die zum Teil schon früher entstanden waren. Im Jahre 1818 erschien sein „Taschenbuch für Rheinreisende", im selben Jahre die „Poetischen Fragmente aus Theobalds Tagebuch" und das Trauerspiel „Die Blutbraut"; im Jahre 1819 folgten das Trauerspiel „Tassos Tod" und das Schauspiel „Soldatenglück". Das Jahr 1819 bedeutet den Wendepunkt für sein Leben; er hatte den Entschluß gefaßt, Priester zu werden. Die Beweggründe zu diesem Schritt sind nicht ganz aufgeklärt; aber er hatte so viele Hoffnungen zu Grabe getragen, daß es ihm leicht und begehrenswert erscheinen mochte, der Welt zu entsagen und im Dienste der Religion Ruhe und Frieden zu finden. Indessen zur Ausführung seines Vorhabens fehlte es ihm an Geld. Da kam ihm Hilfe von einer Seite, von der er es wohl am wenigsten erwartet hätte: die jüdische Gemeinde in Coblenz setzte ihm für drei Jahre ein Gehalt aus, das ihm das Studium der Theologie ermöglichen sollte. Das war so gekommen. Smets hatte in einer Theaterkritik energisch Front gemacht gegen eine judenfeindliche Posse „Unser Verkehr", die damals in Deutschland über viele Bühnen ging, und hatte es dadurch erreicht, daß das Stück nicht mehr gegeben wurde. Aus Dankbarkeit hatte nun die jüdische Gemeinde den Beschluß gefaßt, ihrem Verteidiger auf die angegebene Weise zu helfen. Smets weigerte sich zwar zunächst, das Geschenk anzunehmen; aber den Bitten des Juden, der als Abgesandter der Gemeinde bei ihm erschienen war und die erste Rate des Gehaltes bereits in blanken Talern auf den Tisch gezählt hatte, konnte er doch nicht widerstehen, und er dankte mit Tränen in den Augen. Im Herbst des Jahres 1819 nahm er von seinen Wohltätern, Freunden und Schülern in Coblenz Abschied und ging nach Münster, wo damals Georg Hermes durch seine theologischen Vorlesungen Aufsehen erregte. Im Jahre 1820 trat Smets zur Fortsetzung seiner Studien in das Priesterseminar in Köln ein. Am 14. Februar 1821 erhielt er von der Universität Jena die philosophische Doktorwürde auf Grund einer Schrift:

„Was bestimmt den Menschen, seine Vorstellungen durch die Sprache auszudrücken, und auf welchem Wege gelangt er zur eigentlichen Sprache?“. Im selben Jahre veröffentlichte er eine Sammlung von Aphorismen unter dem Titel „Hieroglyphen für Geist und Herz“, die im Jahre 1823 in zweiter Auflage erschien. Am 8. Mai 1822 wurde er in Köln zum Priester geweiht. Die geistliche Behörde hielt ihn in Köln, obgleich seine Coblenzer Freunde sich für eine Überweisung nach seinem früheren Wirkungskreise verwandten. Als Domkaplan und Sonntagsprediger am Dom wurde er bald in der ganzen Stadt bekannt; von allen Seiten strömte man herbei, um seine inhaltreichen, von dichterischem Schwung getragenen Reden zu hören. Zur Erweiterung und Vertiefung seiner theologischen Kenntnisse besuchte er noch über ein Jahr lang einzelne Vorlesungen im Priesterseminar. Am 2. Februar 1824 erfolgte seine Ernennung zum Religionslehrer am königlichen katholischen Gymnasium; seine Stellung am Dom behielt er bei.

Der neue Religionslehrer widmete sich seiner Aufgabe mit Ernst und Eifer, und er hatte Erfahrungen genug gesammelt, um der heranwachsenden Jugend ein Rater und Führer sein zu können. Über die Zeit dieser Lehrtätigkeit sagt er in seinem Gedichte „Des Dichters Lebensbilder“, das dreizehn Bilder aus seinem „ernsten Lebensgang“ skizziert:

„Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Mir innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülers Blicke sehen
Begeistert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Gestehen,
Wie unwert daß ich bin.“

Die Schüler hingen mit großer Liebe und Verehrung an ihrem Lehrer, der ihnen nicht nur Wissensstoff beizubringen, sondern sie vor allem zu einer lebendigen Betätigung der Religion anzuleiten suchte. Die meisten bewahrten ihm auch im späteren Leben treue Anhänglichkeit. „Er übte etwas von der Einwirkung des alten Hellenen Sokrates,“ sagt einer seiner Schüler, „so daß er in jedem der jüngeren Freunde die eigentümlichen Geisteskräfte aufsuchte und weckte. Er erzählte gern und anziehend, besonders aus den Feldzügen.“ Er selbst schreibt über seinen Unterricht in einem Briefe an seine Mutter: „Auch mein Unterricht am Gymnasium gewinnt immer mehr Aufsehen, weil ich mit scharfer, beizender

Kritik, geschichtlicher Forschung und getreuem Mute und Vertrauen auf meine gute Sache den reinen, vernunftgemäßen Katholizismus aufzustellen mich bemühe; genug verlästert von den dunkeln Kreaturen, die durch ihre Unwissenheit ebensogut wieder den tötenden Spalt einer Reformation verursachen würden, wie vor dreihundert Jahren, wenn jetzt nicht welche unter uns aufstehen, die Feuereifer mit Gelehrsamkeit und Festigkeit mit Ruhe verbinden." Die Einwirkung auf seine Schüler beschränkte sich nicht auf den Unterricht. Er sammelte einen Kreis von Jünglingen um sich, denen er Vorträge aus allen Wissensgebieten hielt; besonders für die Erzeugnisse der schönen Literatur suchte er sie zu erwärmen und in deren Verständnis sie einzuführen. Da er selber ein guter Deklamator und Rezitator war, so boten gerade diese Stunden den Teilnehmern reiche Anregung. Einmal freilich wurden ihm von seiner Gymnasialjugend die Fenster eingeworfen, weil er einige Schüler, die er auf verbotenen Wegen in einer Wirtschaft ertappte, zur Anzeige gebracht hatte. Aber das war nur ein kleines Augenblicksintermezzo, ein mehr humoristisch aufzufassender Rachestreich, der auf die allgemeine Verehrung, die Smets unter seinen Schülern genoß, keinen Rückschluß gestattet.

Obgleich Smets durch sein Doppelamt nicht wenig in Anspruch genommen war, ruhte doch seine schriftstellerische Tätigkeit nicht. In Köln herrschte gerade damals ein ziemlich angeregtes literarisches Leben, an dem Smets sich eifrig beteiligte. Selbst in das Getriebe des Karnevals, für dessen Hebung und Neubelebung damals die bedeutendsten Männer in Köln ihre Kraft einsetzten, wurde er hineingezogen; der Geistliche und Religionslehrer wurde, wenn die närrische Zeit kam, gelegentlich auch zum Karnevalsdichter. Im Januar 1825 hatte das Karnevalskomitee den Altmeister Goethe, der das Kölner närrische Treiben mit Interesse verfolgte, zur Teilnahme am Karneval eingeladen. Goethe antwortete bald darauf mit einem launigen Gedichte. Das Komitee bat nun Smets, einen poetischen Gegengruß an Goethe zu verfassen. „Durch dieses Gedicht," schrieb er an seine Mutter, „welches sich, wie das allgemeine und von Gelehrten und Ungelehrten ausgesprochene Urteil aussagte, neben dem Goetheschen nicht unwürdig zeige, habe ich mir einen neuen großen Stein im Spielbrette der öffentlichen Meinung gewonnen." Im Jahre 1824 hatte Smets seine zweite Sammlung „Gedichte" herausgegeben. Im Herbst desselben Jahres machte er eine Reise nach Wien zu seiner Mutter, die ihn dann ein Jahr darauf, bei Gelegenheit eines

Gastspieles in Aachen, mit ihrem Besuch erfreute. Obgleich so die Kölner Zeit unserem Smets manche Freude und Anregung brachte, so fehlte es doch auch nicht an Enttäuschungen und trüben Erfahrungen. Sein für die damalige Zeit etwas freies und weltmännisches Auftreten, das nie ganz den gewesenen Schauspieler verleugnete, seine Herkunft und der Verkehr mit seiner Mutter, der Schauspielerin, deren Leben nicht ohne Fehltritte war, und nicht zuletzt seine dichterische Tätigkeit erregte bei manchen seiner geistlichen Amtsbrüder Anstoß; man nannte ihn wohl spöttisch den „verdorbenen Schauspieler". Der damalige Erzbischof von Köln Graf von Spiegel war ihm zwar sehr gewogen und wollte ihn durch Beförderung zum Domkapitular ganz in seine Nähe ziehen; aber dieser Plan scheiterte am Widerstand der älteren Domherren, angeblich wegen zu großer Jugend des Kandidaten. Diese Kränkung empfand Smets um so schwerer, als er nach Beförderung nicht gestrebt hatte. Auch die Leitung der von ihm gegründeten katholischen Monatsschrift, die er vom Jahre 1826—1828 führte, brachte ihm Anfeindungen und Verdruß. Zudem litt er öfter an Brustkrampf, so daß er gezwungen war, von der ihm liebgewordenen Stellung als Domprediger sich entbinden zu lassen. Er wollte fort aus Köln und sehnte sich nach der Ruhe einer ländlichen Pfarre. Im März 1828 wurde sein Wunsch erfüllt: es wurde ihm die Pfarre Hersel bei Bonn übertragen. Indessen ein Unterleibsleiden, an dem er krankte, verschlimmerte sich derartig, daß er sich einer schweren Operation unterziehen mußte, die zwar glücklich gelang, aber doch nicht imstande war, ihm für immer die volle Gesundheit wiederzugeben. In Hersel war er neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit auch bald wieder schriftstellerisch eifrig beschäftigt. Im Jahre 1829 veröffentlichte er eine „Kurze Geschichte der Päpste", der im Jahre 1830 als Supplement „Das Märchen von der Päpstin Johanna" folgte. Im Jahre 1831 erschienen seine „Neue Dichtungen aus den Jahren 1824—1830", im Jahre 1832 „Spruchlieder". Eine Reihe kleinerer Schriften religiösen oder polemischen Inhaltes lief nebenher. Besuche seiner Mutter und seiner Schwester Wilhelmine sowie kleinere Reisen brachten angenehme Abwechslung in sein stilles Pfarrerleben. Wenig erfreulich stand es aber mit seiner Gesundheit. Das wirkte auch ungünstig auf seine seelische Verfassung; wie so viele kränkliche Menschen war er empfindsam und leicht reizbar. Eine kleine Veranlassung genügte, um ihm seine Pfarrstelle zu verleiden. Seine Pfarrkinder sahen ihn nur sehr ungern scheiden. Im Oktober

1832 übernahm er die Stelle eines Oberpfarres in Münstereifel, mit der zugleich die Schulpflege über 26 Ortschaften verbunden war. Den Anstrengungen, die dieses Amt von ihm forderte, war sein schwächlicher Körper nicht lange gewachsen. Unzufriedenheit und Unruhe kam über ihn. Im November 1835 vertauschte er seine Stelle mit der eines Oberpfarrers in Nideggen; aber schon im Herbst 1836 verließ er Nideggen wieder, um die Pfarre Blatzheim im Kreise Bergheim zu übernehmen. Nur wenige Monate verwaltete er diese Stelle. Da seine Kränklichkeit immer mehr zunahm, sah er sich gezwungen, um seine Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Sein Gönner, der Erzbischof Graf von Spiegel, war inzwischen gestorben. Im Jahre 1837 erhielt er seine Entlassung unter Gewährung einer kleinen Pension.

Smets begab sich nun wieder nach Köln und lebte hier ganz seinen literarischen Arbeiten. Aber die Einnahmen aus dieser Tätigkeit reichten neben der kärglichen Pension nicht aus, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Er geriet manchmal in arge Not, aus der ihn der Verkauf des Wenigen, was er besaß, darunter auch eines Teiles seiner wertvollen Bibliothek, nur für kurze Zeit befreite. Seine Mutter und besonders seine Schwester, wie auch einige gute Freunde halfen ihm öfter aus der Verlegenheit. Im Jahre 1838 veröffentlichte er seine neuesten Dichtungen unter dem Titel „Efeukränze", nachdem eine andere Sammlung „Kleinere epische Dichtungen" bereits im Jahre 1835 erschienen war. Dann arbeitete er an einer Gesamtausgabe seiner Gedichte, die Cotta in Stuttgart im Jahre 1840 in Verlag nahm. Zugleich redigierte er die Feuilletonabteilung der Kölnischen Zeitung. Sodann beschäftigte er sich mit einer Ausgabe und Übersetzung der Beschlüsse des Tridentinischen Konzils, die im Jahre 1844 erschien und fünf Auflagen erlebte. Die schönste Zeit des Jahres verbrachte er meistens auf der idyllischen Rheininsel Nonnenwerth, die sein Lieblingsaufenthalt war. In Köln lebte er ganz zurückgezogen; Verkehr pflog er nur mit einigen wenigen Familien. Besonders mit dem Appellationsgerichtsrat Ernst von Schiller, dem jüngeren Sohne des großen Dichters, verband ihn innige Freundschaft. Schon lange hatte er den sehnlichen Wunsch gehegt, Italien zu sehen; „Roma aeterna noch, und dann will ich sterben," pflegte er zu sagen. Im Jahre 1841 hatte er sich endlich so viel ersparen können — gute Freunde hatten das Fehlende beigesteuert —, daß er die Reise antreten konnte. Der freundliche und ehrenvolle Empfang durch den Papst und mehrere Kardinäle in Rom

war ihm eine große Genugtuung für die vielen Anfeindungen, die er von seinen Amtsbrüdern erfahren hatte, und trug nicht wenig dazu bei, sein Ansehen in der Heimat wieder zu heben. In Rom kam er auch mit dem damaligen preußischen Gesandten Grafen Brühl in Verbindung, und dieser Bekanntschaft verdankte er es, daß er zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien zum Kanonikus an der Stiftskirche in Aachen ernannt wurde.

Am 17. Juni 1844 wurde er feierlich in sein neues Amt eingeführt. So war der Dichter also wieder in die Stadt verpflanzt, in der er seine Jugendjahre verbracht hatte und mit der ihn so manche teuere Erinnerungen verbanden. In Aachen lebte er von neuem auf; frei von Sorgen konnte er sich ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen hingeben. Freilich bei seiner Mildtätigkeit, die mit den Armen alles teilte, geriet er auch hier noch oft in Verlegenheit, so daß seine Freunde in unauffälliger Weise eingriffen und halfen. Seine Predigten übten große Anziehungskraft, und bei allen festlichen Veranstaltungen war er ein gern gesehener und gefeierter Gast und Redner. Da sein Amt ihm viel freie Zeit ließ, so widmete er sich wieder eifrig literarischer Tätigkeit. Neben verschiedenen Übersetzungen theologischer oder philosophischer Werke lieferte er manche Aufsätze für Zeitschriften. Vom Jahre 1847 bis zu seinem Tode redigierte er das in Aachen erscheinende „Album für Leben, Kunst und Wissen", das viele Beiträge aus seiner Feder enthält. Auch seine dichterische Tätigkeit ruhte nicht. Im Jahre 1847 erschien eine neue Sammlung „Gedichte" und im Jahre 1848 „Jesus Christus und das Symbol der Apostel, gefeiert in Gesängen und Liedern". Eine Ausgabe und Bearbeitung der Gedichte von Friedrich von Spee unter dem Titel „Fromme Lieder von Friedrich Spee" wurde erst nach seinem Tode im Jahre 1849 gedruckt. Er hatte sich ein einfaches, aber behagliches Heim eingerichtet, in dem er gern den Besuch guter Freunde empfing. Seine Mutter verbrachte im Jahre 1846 mehrere Wochen bei ihm. Mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit stand er in brieflichem Verkehr. Auch am politischen Leben beteiligte er sich wieder. Nur mit seiner Gesundheit war es nicht gut bestellt, so daß er sich im Jahre 1847 wieder zu einer Badekur genötigt sah. Das Jahr 1848 ließ auch im Herzen des gut deutsch gesinnten Smets die alte Hoffnung auf ein geeintes Deutschland neu aufleben, für das schon der Jüngling in den Kampf gezogen war. Am 10. Mai wurde er in Aachen als stellvertretender Abgeordneter für das Frankfurter Parlament gewählt. Da der an erster Stelle

gewählte Kandidat David Hansemann das Mandat ablehnte, ließ Smets sich trotz der fürsorglichen Bitten seiner Mutter bewegen, die Wahl anzunehmen. Erst am 26. Mai konnte er die Reise nach Frankfurt antreten, da er noch am Wahltage infolge der vielfachen Aufregungen wieder von heftigen Krämpfen heimgesucht worden war. Die Anfälle wiederholten sich auf der Reise, so daß er nach mehrfachen Unterbrechungen erst am 3. Juni in Frankfurt anlangte. Die großen Hoffnungen, die er, wie so viele andere, auf die Einberufung des Frankfurter Parlamentes gesetzt hatte, wichen bald arger Enttäuschung; gleichwohl beteiligte er sich eifrig an den Versammlungen. Aber die aufs neue ausbrechende Krankheit zwang ihn, das nahe gelegene Bad Soden aufzusuchen, wo er sich zwar wieder erholte, aber doch zu der Überzeugung kam, daß er sein Mandat nicht weiter ausüben könne. Anfang September reiste er nach Aachen ab; leidend und vollständig gebrochen kam er an. In kurzer Zeit verschlimmerte sich seine Krankheit so, daß die Kunst der Ärzte vergebens war. Am 15. Oktober, morgens 5 Uhr, schlummerte er gottergeben in ein besseres Jenseits hinüber. Am Morgen des 17. Oktober geleitete ein feierlicher Zug, an dem sich reich und arm beteiligte, den toten Dichter hinaus auf den Friedhof. Über seinem Grabe errichteten Freunde und Verehrer ihm im Jahre 1859 ein würdiges Denkmal.

Smets war ein reiner und edler Charakter, ein untadeliger Priester, duldsam und mild gegen Andersdenkende, ein Freund und Wohltäter der Armen und Bedrückten. Die ideale Begeisterung für alles Edle und Gute, die schon den Knaben und Jüngling erfüllte, half auch dem Manne hinweg über manche schwere Stunde, deren ihm das Leben ein überreiches Maß zugemessen hat. Er war eine durchaus dichterisch veranlagte Natur, der sich jede Stimmung und jedes Erlebnis fast von selbst in Verse umformte. Er ist daher am bedeutendsten als Lyriker. Manches treffliche Gedicht ist ihm gelungen, voll tiefer Empfindung und in glücklicher Form. Es ist freilich eine hochgestimmte Lyrik, die gebildete Leser und Hörer voraussetzt; es fehlt ihr jene anspruchslose Unmittelbarkeit und Einfachheit, die sie auch dem Volke vertraut machen könnte: volkstümlich ist sie nicht. Eigen ist fast allen seinen Gedichten eine gewisse wehmütige Stimmung, der Reflex der vielen traurigen Schicksale und Erfahrungen seines Lebens. Die dichterischen Formen handhabt Smets leicht und mit Meisterschaft. Eine besondere Vorliebe hat er für das Sonett,

an dessen eigensinniger Prägnanz er seine dichterische Fertigkeit recht betätigen konnte. Außer lyrischen Gedichten ist ihm auch manche Romanze und kleinere epische Erzählung gut gelungen. Knapp und anschaulich versteht er darin zu schildern, lebendig den Gang der Darstellung zu entwickeln und oft auch einen volkstümlichen Ton zu treffen. Am wenigsten ist Smets Dramatiker. Seine Dramen sind, bei mancher Schönheit im einzelnen, im ganzen doch als verfehlt zu betrachten, auch „Tassos Tod", obgleich das Stück mehrmals aufgeführt worden ist. Es sind Jugendprodukte, und in richtiger Selbsterkenntnis hat der Dichter sich in seinen späteren Jahren auf diesem Gebiete nicht mehr versucht. Kein großer, aber doch ein gottbegnadeter Dichter war Smets, der es verdient hätte, mehr bekannt zu sein, als er es heute ist.

Professor Johann Kreuser.

Von Gymnasialdirektor Dr. ANTON KREUSER in Jülich.

Seitdem Köln unter preußischer Herrschaft steht, hat das Marzellengymnasium kaum einen Lehrer gehabt, dessen Name enger mit der Anstalt verknüpft ist als der des Professors JOHANN KREUSER.[1]) Länger als ein Menschenalter hat er an dem Gymnasium unterrichtet von 1820—1860, und eine außergewöhnlich große Zahl von Kölnern hat ihn als Lehrer gehabt. In der Erinnerung aller, die ihn persönlich gekannt haben, lebt er zunächst fort als das Urbild eines alten Professors. In stark altfränkischer Tracht, leicht vornübergeneigt, das mächtige Haupt von strähni gem, schneeweißem Haar umwallt, mit der einen Hand den ehrwürdigen Zylinder tragend, der das bunt gewürfelte Taschentuch in sei nem Innern barg, in der andern einen spanischen Rohrstock führend, wan derte er täglich mit seltener Regel mäßigkeit vom Eigelsteinstor aus durch das der jüngeren Gene ration nicht mehr bekannte Glacis. Und es ist fast zu fürchten, daß hinter diesem Bilde, das mit zahlreichen witz igen Aussprüchen des geistreichen Man nes der Nachwelt überliefert wird und ihn als Original erscheinen läßt, das Ver ständnis für seine wahre Bedeutung zurücktritt. Er war nicht allein ein Original, sondern auch ein überaus kenntnisreicher Lehrer, ein hervorragender Gelehrter und ein fruchtbarer Dichter. Durch ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit und sein beredtes Wort hat er in der Dombaufrage und als Förderer des Verständnisses für die christliche Kunst überhaupt sich ein bleibendes Verdienst erworben. Als Mensch verdient er wegen seines biederen, christlich-frommen, idealen und hilfbereiten Sinnes besondere Hochachtung. Dazu ist er das Muster eines echten Kölners, ausgezeichnet durch

[1]) Bei der Beschaffung des für die Abfassung des Lebensbildes nötigen Materials haben mich außer Herrn Professor Dr. Klinkenberg die Herren Bibliothekdirektor Prof. Dr. Keyßer und Archivdirektor Prof. Dr. Hansen sowie Domkapitular Dr. Steffens in Köln überaus zuvorkommend unterstützt. Sämtlichen Herren sei für ihre Freundlichkeit bestens gedankt.

Anhänglichkeit an die Vaterstadt und ihre Eigenart und begabt mit einem nie versagenden Humor. Deshalb würde die Reihe der Lebensbilder bedeutender Männer, die im Laufe der Zeit der Anstalt als Lehrer oder Schüler angehört haben, eine Lücke aufweisen, wenn der alte Professor Kreuser darunter fehlte.

Johann Peter Balthasar Kreuser wurde am 4. August 1795 zu Köln geboren. Nach Angabe des Adreßbuches vom Jahre 1797 wohnte sein Vater Peter Anton Kreuser in der Johannisstraße und betrieb dort einen Spezereihandel. Die erste Bildung erhielt er als Knabe in der an der Litsch gelegenen Domschule.

Mit 14 Jahren trat Kreuser in die seit dem Jahre 1803 eingerichtete École secondaire ein, die im alten Laurentianergymnasium an der Rechtschule untergebracht war.[1]) Unter den Lehrern dieser Anstalt, die nach Art der Gymnasien im allgemeinen eingerichtet war, verdient Professor Wallraf hervorgehoben zu werden, zumal da ohne Zweifel Kreusers Begeisterung für die Kunst teilweise auf seine Einwirkung zurückzuführen ist. Von den Fremdsprachen wurde besonders das Französische gepflegt, und schon als Schüler erhielt Kreuser einen Preis für ein in dieser Sprache verfaßtes Gedicht. Trotzdem aber ging nach seiner eigenen Angabe echtdeutsche Bildung nicht verloren;[2]) hauptsächlich war es Professor Wallraf, der sich die Pflege deutschen Wesens angelegen sein ließ. Zudem hatten die Franzosen, die seit 1794 in Köln schalteten, durch ihr Treiben bei vielen großes Mißfallen erregt. Nur mit Ekel kann Kreuser später noch an jene Zeiten zurückdenken, da der Krieg eröffnet wurde gegen alles, was ihm heilig und ehrwürdig war, da man ohne Scheu die Kirchen ihrer kostbaren Schätze beraubte und sie ihrer Bestimmung entzog.[3])

Welche Fülle von Eindrücken mag sein lebhafter Sinn in jener ereignisreichen Zeit erhalten haben! Köln sah damals den stolzen Eroberer Napoleon mit seiner Gemahlin Marie Luise in seinen Mauern. Und nach dem Abzuge der Franzosen im Jahre 1814 bot zunächst der Durchzug von allerlei fremdem Kriegsvolk, das zu den Heeren der Verbündeten gehörte, ein wechselvolles Bild. Außerdem aber nahmen fürstliche Persönlichkeiten, wie der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, auf der Durchreise Aufenthalt in der Stadt.

[1]) Historisches Archiv, Französische Zeit Kaps. 63, L. 1—5.

[2]) Dreikönigenbuch, S. 110.

[3]) Dreikönigenbuch, S. 94 ff.

Kreuser hatte es seiner Begabung und seinem Fleiße zu verdanken, daß ihm nach Beendigung seiner Studien im Alter von 19 Jahren im November 1814 eine Lehrerstelle an der vorher von ihm besuchten Anstalt übertragen wurde. In dem nämlichen Jahre entriß der Tod ihm den geliebten Vater, und fortan war er die treueste Stütze seiner Mutter und Schwestern. Der junge Lehrer hatte bald die Aufmerksamkeit der Behörde erregt. Deshalb veranlaßte ihn die preußische Regierung durch Gewährung einer Unterstützung, im Herbst 1817 zu weiterer wissenschaftlichen Ausbildung für seine Lehrtätigkeit die Universität Berlin zu beziehen. Dort lag er mit großem Eifer zunächst dem Fachstudium ob und widmete sich besonders der griechischen Sprache und Literatur. Vor allem fand er reiche Anregung bei den großen Philologen Friedrich August Wolf und August Böckh, deren Namen er stets mit der höchsten Verehrung nennt. Auf den poetisch veranlagten jungen Mann wirkte ferner das literarische Leben der preußischen Hauptstadt, die damals im Zeichen der Romantik stand, nachhaltig ein. Eine Dame, die in der Gesellschaft eine bedeutende Rolle spielte und zu den hervorragendsten Männern Beziehungen unterhielt, Frau Elisa von der Recke, geborene Reichsgräfin von Medem, scheint sich seiner besonders angenommen zu haben. Ihr als seiner mütterlichen Leiterin weiht er seine ersten, im Jahre 1824 erschienenen Dichtungen. Der jugendliche Brausekopf, wie er selbst sich nennt, wird der älteren weltgewandten vornehmen Frau manchen wertvollen Wink verdankt haben. Von Berlin aus unternahm er verschiedene Reisen. Daß er Dresden mit seinen Kunstschätzen besucht hat, geht aus einem Gedichte hervor, in dem er mit Begeisterung den Eindruck schildert, den er bei Betrachtung eines Gemäldes von Correggio in der sächsischen Hauptstadt empfunden hat. [1]) Damals soll er auch bei Goethe eingeführt worden sein und freundliche Aufnahme gefunden haben. [2])

Im Herbste 1820 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und nahm wieder seine Lehrtätigkeit an dem mittlerweile neu organisierten Jesuitengymnasium auf. Nachdem er 40 Jahre lang ununterbrochen an derselben Anstalt seinen Beruf ausgeübt hatte, wurde er im Oktober 1860 auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt. Im Rheinlande und besonders in Köln war bekanntlich

[1]) Dichtungen 1824, S. 234.

[2]) Nekrolog, Kölnische Zeitung vom 27. Oktober 1870 Nr. 298. In Goethes Tagebüchern aus den Jahren 1817—1820 wurde keine Notiz über Kreusers Besuch ermittelt.

die Stimmung der neu begründeten preußischen Herrschaft von vornherein nicht günstig. Sulpiz Boisserée schreibt in einem Briefe vom 30. Juni 1814,[1]) daß man lieber französisch als preußisch sein wolle. Indes Kreuser, der, wie erwähnt, schon als Knabe Abneigung gegen die Franzosen empfunden hatte, war auch später nicht freundlicher gegen sie gesinnt. Er bedauert die Zeit, da Deutschland nicht nur politisch, sondern auch in künstlerischer sowie in jeder geistigen Hinsicht zum Knecht Frankreichs geworden ist. Damals sind nach seiner Ansicht die Wege zur Unterjochung des Vaterlandes schon für Napoleon gebahnt worden.[2]) Sein Ideal war die große Zeit des Mittelalters, das auch für die Kunst die herrlichsten Früchte gezeitigt hat. Er empfand deutsch und betätigte diese Gesinnung bei der Erziehung der Jugend. Deshalb wurde bei seinem Ausscheiden aus dem Amte von berufener Stelle hervorgehoben, daß er zu den Männern gehört habe, die nach Befreiung des Rheinlandes von der Fremdherrschaft zur Herstellung und Förderung deutschen Wesens und deutscher Bildung tätig waren.[3])

In seinem Berufe war ihm seine große Liebe zur Jugend förderlich. Zweifelhaft aber ist, ob er bei ihrer Behandlung stets das Richtige traf. Daß er Leben von seinen Schülern verlangte, bezeugt die oft von ihm wiederholte Äußerung, wenn Knaben und Hunde aneinander vorübergingen, ohne sich zu necken, seien beide nichts wert. Für Schelmenstreiche hatte er großes Verständnis. Ja die Täter gingen sogar straflos aus, wenn sie etwas Originelles geleistet hatten. Freilich, die Wiederholung eines solchen Streiches war bei ihm verpönt. So wurden die Schüler zwar angeregt, etwas Neues auszudenken, aber nicht immer zu ihrem Vorteile. Ihren Wissenstrieb wußte er nicht richtig einzuschätzen. Leicht gelang es ihnen, den kenntnisreichen Lehrer zu längeren Abschweifungen auf das sprachwissenschaftliche oder archäologische Gebiet zu veranlassen unter dem Vorgeben, daß derartige Fragen ihr Interesse erregten. Er war vielleicht zu gelehrt, um ein entsprechend erfolgreicher Lehrer zu sein. Von der Art, wie er sein Hauptfach, das Griechische, betrieben haben wollte, legt eine sehr eingehende griechische Formenlehre[4]) Zeugnis ab. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß nach seiner Ansicht

[1]) Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862. 2 Bde.
[2]) Dombriefe, S. 262.
[3]) Jahresbericht des Kgl. Kath. Gymnasiums an Marzellen 1870—71.
[4]) Paderborn 1856.

die gelehrte Forschung sich zu wenig mit den griechischen Kirchenvätern und den Byzantinern befaßt und sich so einer für die Geschichte der Sprachentwicklung wichtigen Erkenntnisquelle beraubt. Obwohl das Werk sich lediglich mit der Formenlehre beschäftigt und auf die Syntax nicht eingeht, überragt es die jetzt gebräuchlichen Schulgrammatiken an Umfang fast um das Doppelte. Die Accentlehre findet eine besonders eingehende Behandlung. Ein gütiges Geschick hat es Kreuser erspart, die Bestimmung der Lehrpläne vom 29. Mai 1901 kennen zu lernen, wonach Fehlern gegen die Accentlehre bei der Beurteilung griechischer Klassenarbeiten keine entscheidende Bedeutung beizulegen ist.

Sein Äußeres war dazu angetan, die Spottlust der Jugend herauszufordern. Beim Sprechen zischte er scharf. Dazu war in seinen reiferen Jahren seine Kleidung ausgesucht altmodisch. Aber trotzdem genoß er große Achtung. Seine Gelehrsamkeit und Fähigkeit, geläufig griechisch zu sprechen und in deutscher und griechischer Sprache zu dichten, erweckte bei den Schülern Staunen. Sie hatten ihre Freude an dem unerschöpflichen Humor, an dem treffenden, wenn auch mitunter derben Witz, an dem geraden Sinn des ideal angelegten Mannes. Auch entging ihnen nicht die Wertschätzung, die dem Professor in angesehenen Kreisen der Bürgerschaft zuteil wurde. Hauptsächlich aber erregte er durch seine ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit die Bewunderung der jungen Leute.

Durch seine Studien in Berlin war er zunächst zu verschiedenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen angeregt worden. Im Jahre 1822 erschien eine kleine, dem Dichter Jean Paul Friedrich Richter gewidmete Schrift unter dem Titel „Der Hellenen Priesterstaat mit vorzüglicher Rücksicht auf die Hierodulen". Hierodulen nennt man Personen, die den Tempeldienst irgend einer Gottheit, und zwar hauptsächlich die niederen Dienste, zu besorgen hatten. Aus dem Briefwechsel[1]) zwischen Goethe und Sulpiz Boisserée erfahren wir, daß in der gelehrten Welt die Hierodulenfrage schon im Jahre 1818 großes Aufsehen erregt hat. Hierdurch war auch Kreuser der Anlaß gegeben, sich mit diesem Gegenstande zu befassen.

In einem größer angelegten Werke gedachte er die homerische Frage zu behandeln. Er teilte nicht die Ansicht, die sein hochverehrter Lehrer Wolf in den Prolegomena ausgesprochen hatte. In dem ersten Teile der Vorarbeiten zu dem geplanten Werke, den er Vorfragen zu Homeros nennt, beschäftigt er sich mit der Geschichte

[1]) Sulpiz Boisserée S. 219.

der Schrift und sucht darzutun, daß Wolfs Ansicht über ihren späten Ursprung keine Billigung verdiene und die Schrift schon in den ältesten Zeiten bei der Verbreitung der homerischen Gedichte Verwendung gefunden habe. Der zweite August Böckh gewidmete Teil, „Homerische Rhapsoden“ [1]), bestreitet das den Rhapsoden von Wolf um die homerischen Gedichte beigelegte Verdienst und sucht darzutun, daß sie geschichtlich überhaupt unhaltbar sind. Nach diesen Vorarbeiten, in denen er niedergerissen zu haben glaubte, was Wolf erbaut hatte, wollte er seine Ansicht über Homer darlegen. Aber er hat den Vorsatz nicht ausgeführt. Diese Bücher legen vor allem Zeugnis ab von der Gelehrsamkeit und außerordentlichen Belesenheit ihres Verfassers, für die Wissenschaft haben sie keine nachhaltige Bedeutung gehabt. Ihre Aufnahme entsprach nicht Kreusers Erwartungen. Besonders entmutigte ihn die Schwierigkeit, die es gekostet hatte, einen Verleger zu finden. Deshalb entschloß er sich dazu, wieder zur Leier zu greifen. Abgesehen von der schon angeführten griechischen Formenlehre und einer ausführlichen Abhandlung über die Züge Alexanders des Großen in Indien liegt keine größere Veröffentlichung aus seiner Fachwissenschaft mehr vor. Erwähnt sei noch, daß er auf Philologen-Versammlungen zu Bonn und Ulm über die Accente im Griechischen und den Verfall der griechischen Sprache geredet hat.

Im Jahre 1824 war, wie bereits gesagt ist, ein Bändchen Dichtungen erschienen, dem im Jahre 1833 ein Trauerspiel, Die Overstolzen, folgte. Das Jahr 1854 brachte wiederum einen Band Dichtungen, und das Jahr 1857 „Mahnendes und Unaufgeklärtes, ein Liebesbüchlein in Reimen“. Der Titel des zuletzt aufgeführten Werkes klingt sonderbar. Als Gegner der Aufklärung bringt Kreuser keine Aufklärung, sondern Unaufgeklärtes. Eine Dichternatur und zu den Romantikern gehörend, fühlt er in sich den Drang, poetisch zu schaffen. [2]) Wie die Sternschnuppen vom Himmel fallen müssen, auch wenn keiner des prächtigen Schauspieles achtet, wie die Blumen auch im entlegensten Tale blühen, wo kein Auge sie erschaut, wie die Nachtigall singt, auch wenn keiner lauscht, so muß auch der Dichter singen. Er hat eine stattliche Anzahl von Gedichten geschaffen und sich auf den verschiedensten Gebieten der Dichtkunst versucht. Wir haben neben der schon genannten Tragödie Lieder, Balladen und Sprüche. Gern hat er die Form des Sonetts gewählt. Manches ist ihm gut gelungen. Besonders spricht eine Reihe von

[1]) Köln 1833.

[2]) Mahnendes und Unaufgeklärtes S. 503.

Liedern [1]) an, die seinen Schmerz um den Tod der Geliebten zum Ausdruck bringen. Die Balladen lassen eine Vorliebe für Stoffe. die auf die Vaterstadt Bezug haben, erkennen. Hierhin gehören Grin, [2]) Das Roß Baiard, Das Kreuz, Der Pfarrer Eberhard von St. Jakob, Jakorden, Kölnische Sage u. a. Wenig Poesie, aber manchen geistreichen Gedanken enthalten die gegen den Geist der Aufklärung gerichteten Gedichte. Dem Drama hat sich Kreuser hauptsächlich aus Liebe und Begeisterung für seine Heimat zugewandt. Er glaubt, das im Jahre 1828 in Köln erbaute Theater könne bei seiner Eröffnung keine bessere Weihe erhalten als durch ein aus der Geschichte der Stadt entlehntes Stück. So entstanden die Overstolzen. Der Theaterdirektor nahm das Stück für die Bühne an und verteilte die Rollen. Schon hatte man mit dem Einüben begonnen, da plötzlich, so erzählt Kreuser selbst, [3]) ein Blitz aus heiterer Luft — die Overstolzen durften die Bretter nicht betreten. Diese unerwartete Wendung hat anfangs schweren Unwillen bei dem Verfasser erregt. Später wird er anders darüber geurteilt haben, da er selbst das Drama als etwas Ungeheuerliches bezeichnete. Das Stück, dessen Handlung im Jahre 1267 einsetzt, führt uns die Kämpfe vor, die Kölns Bürger unter der Führung des Stadtvogts Matthias von Overstolz zur Verteidigung ihrer Unabhängigkeit gegen den Erzbischof Engelbert von Falkenburg bestanden haben.

Obwohl die angeführten Werke schon auf eine erstaunliche Arbeitskraft schließen lassen, liegt doch Kreusers Haupttätigkeit auf dem Gebiete der christlichen Kunst, soweit sie besonders im Kirchenbau zutage tritt. Dem Dom gegenüber geboren und in seinem Anblick aufgewachsen, empfand er schon frühzeitig die Eindrücke dieses gewaltigen Baues. [4]) Gereifter war er nach eigener Angabe bestrebt, den geistigen Zusammenhang zu erforschen, der tief in dem Wirken und Gottesleben des Mittelalters begründet ist, und scheinbar anderen Forschungen zugewandt, verlor er die Kunst der Väter nie ganz aus den Augen. Als daher eine Anzahl von Bürgern Kölns im Jahre 1840 zur Begründung einer Vereinigung für die Förderung des Dombaus zusammentrat, nahm Kreuser lebhaften Anteil an der Bewegung. Er gehörte zu dem Ausschusse [5]), der die Bildung des Dombauvereins vorzubereiten hatte,

[1]) Dichtungen 1854, S 164 ff.
[2]) Ebenda S 16, 24, 32; Mahnendes usw., S. 465, 472, 494.
[3]) Die Overstolzen, Vorw. S. V.
[4]) Der christliche Kirchenbau II, S. 253.
[5]) Vorbericht zum Kölner Domblatt, Beilage A und B.

und war später bis zu seinem Tode 18 Jahre lang Mitglied des Vorstandes. Mit dem damaligen Dombaumeister Zwirner war er eng befreundet,[1]) und an ihn richtete er im Domblatt eine Reihe von Sendschreiben, die 1844 unter dem Titel Kölner Dombriefe oder Beiträge zur altchristlichen Kirchenbaukunst zusammengefaßt wurden. Alles, was er über den altchristlichen Kirchenbau und seine Symbolik, insbesondere über die Symbolik des Domes, die gotische Baukunst, die Bedeutung der Malerei für die Ausschmückung der Kirchen und über die Bauhütten mit dem größten Fleiße ermitteln konnte, hat er in diesem Werke niedergelegt. Wieviel Wert auf sein Urteil gelegt wurde, geht daraus hervor, daß er von dem Weihbischof Anton Claessen die Aufforderung erhielt,[2]) einen Vorschlag zur Ausschmückung des Domes mit Bildwerk einzureichen, eine Aufgabe, die er mit Feuereifer in Angriff nahm und zu Beginn des Jahres 1846 fertigstellte. Außer ihm lieferten noch zwei andere Kunstverständige[3]) solche Pläne, einer war Sulpiz Boisserée. Ausführlicher noch hat Kreuser in dem Werke[4]) „Der christliche Kirchenbau, seine Geschichte, Symbolik, Bildnerei nebst Andeutungen für Neubauten" seine Ansichten über die Kunst dargelegt. Ausgehend von der Apostelzeit, behandelt er die Geschichte der baulichen Einrichtungen der christlichen Kirchen bis zum 19. Jahrhundert. Sein Ideal ist die Rückkehr zur altdeutschen Bauweise, die nicht durch Reden und Schriften am besten, sondern durch die Tat gefördert wird. Eine solche Tat bedeutet für ihn der 4. September 1842, an welchem Tage der Grundstein zur Weiterführung des edelsten deutschen Werkes, des Kölner Domes, dank dem großsinnigen Könige Friedrich Wilhelm IV. gelegt wurde. Der ganze Ton des Buches ist polemisch, und der Verfasser hat selbst die Empfindung, daß seine Schrift etwas kriegerisch erscheinen könne und als Kunstbuch zu katholisch. Aber er will der Zeitrichtung kein Zugeständnis machen. Vor allem die Abschnitte über Symbolik und christliche Bildnerei bekunden neben einer staunenswerten Beherrschung des Stoffes eine tief religiöse Überzeugung. Da bei allen Völkern die Künste, vorzüglich die Baukunst, mit der Religion im innigsten Zusammenhange stehen, so sind sie aus ihr auch zu begreifen und zu erklären. Um so bedauerlicher erscheint es ihm, alles

[1]) Wiederum christlicher Kirchenbau II, S. 5.
[2]) Der christliche Kirchenbau II, S. 253.
[3]) Wiederum christlicher Kirchenbau II, S. 4.
[4]) 2 Bde. Bonn 1851.

Heidnische für beachtenswert und sinnvoll zu halten, im Christentum und seiner Baukunst dagegen keinen tieferen Sinn zu suchen. Sobald der christliche Bildner ein Werk beginnen will, muß er die früheren Jahrhunderte um Rat fragen, jene Zeit, wo der christliche Geist noch lebendig war.

Zum Schluß wird eingehend erörtert, wie bei Neubauten und der Ausschmückung der Kirchen zu verfahren ist. Der christliche Kirchenbau erschien einige Jahre später in zweiter vermehrter Auflage.[1]) Den nämlichen Stoff behandelt Kreuser in dem doppelbändigen Werke „Wiederum christlicher Kirchenbau".[2]) Er will darin ein Baugesetz für den Dom und alle größeren Münster aufstellen.

In das Gebiet der Symbolik gehört das im Jahre 1863 veröffentlichte Bildnerbuch. Es stellt die Grundsätze auf, nach denen die Künstler bei der Darstellung religiöser Bilder zu verfahren haben, besonders welche Attribute den Personen der Heiligen beizulegen sind. In dieser Schrift sowie in der Künstlergeschichte [3]) „Die Maler-Brüder", die den traurigen Untergang eines Malers vorführt, eifert er stark gegen das Nackte in der Kunst und bestreitet, daß die Griechen das Nackte geliebt haben. Vor allem bedauert er die verderblichen Wirkungen solcher Darstellungen. Ihm mißfällt die moderne Kunst, die ohne Rücksicht auf das christliche Volk und sein Verständnis Stoffe aus dem heidnischen Sagenkreise entnehme. Kreusers Neigung zur Symbolik führte ihn wohl auch dazu, eine für weitere Kreise berechnete Erklärung des hl. Meßopfers[4]) zu geben.

Im Juli 1864 waren 700 Jahre verflossen, seitdem die Gebeine der hl. Dreikönige nach Köln gebracht waren. Dieser Anlaß drückte Kreuser wieder die Feder in die Hand. In scharfen Worten wendet er sich wider die Aufklärung, die durch häßliche Kritik dem Volke seine Freude verdirbt an allem Schönen in Wahrheit und Dichtung, an seinem Glauben, seinen Heiligen, namentlich an allem Wunderbaren, und gibt eine Geschichte der Reliquien der hl. Dreikönige, wobei er ausführlich die Fortschaffung und Zurückbringung des Domschatzes in der Franzosenzeit beschreibt. Neben den erwähnten Werken hat er auch noch eine Reihe von Aufsätzen

[1]) Regensburg 1860—61.

[2]) 1. Bd. Apostolische Baugesetze. Brixen 1868. 2. Bd. Geschichte der Baukunst. Brixen 1869.

[3]) Innsbruck 1861.

[4]) Paderborn 1854, 2. Aufl.

über Fragen der christlichen Kunst in Zeitschriften veröffentlicht. Es ist erstaunlich, welche Unsumme von Arbeit in diesen Veröffentlichungen steckt, die allerdings nicht frei von Wiederholungen sind. Der Verfasser besitzt eine Belesenheit in den kirchlichen Schriftstellern der ältesten Zeit und des Mittelalters, die ihresgleichen sucht. Vornehmlich kennt er die griechischen Kirchenväter genau. Eigentümlich ist ihm ein stark polemischer Ton, er muß stets gegen einen Gegner ankämpfen und will lieber Hammer als Amboß sein. Gerade diese Polemik hat manchmal Anstoß erregt, besonders bei solchen, die Kreusers Eigenart nicht kannten. Der modernen Richtung gegenüber zeigt er Ablehnung oder eine gewisse Nichtbeachtung. Sie findet keine Gnade vor seinen Augen, abgesehen von den Nazarenern und Deger, dem Schöpfer der Fresken in der Apollinariskirche zu Remagen. Seine Stellung zu der neueren Kunst, seine Neigung zur Polemik, bisweilen verbunden mit seltsamen Ansichten, bewirkte, daß seine Schriften in den Kreisen der Fachgelehrten nicht die von ihm erwartete Beachtung gefunden haben.[1]) Trotzdem ist seine Tätigkeit für die Belebung des Sinnes und Verständnisses für die christliche Kunst in weiteren Kreisen von der größten Bedeutung gewesen. Zunächst hat er in der Dombaufrage manche wertvolle und bei seiner Freundschaft mit Zwirner auch erfolgreiche Anregung gegeben. Sodann haben die Grundsätze, die der strenggläubige Gelehrte für Neubauten und künstlerische Ausschmückung der Kirchen aufstellt und mit Feuereifer vertritt, in den Kreisen der Geistlichkeit große Beachtung gefunden, und oft sind seine Werke in Kunstfragen zu Rate gezogen worden.

Wer nun glaubt, daß die ausgedehnte schriftstellerische Tätigkeit Kreuser stets bei den Büchern festgehalten habe, irrt gewaltig. Er war ein Freund des geselligen Lebens, ein heiterer Gesellschafter, voll witziger Einfälle, der einen guten Trunk liebte und gern durch launige Rede in Knittelversen bei passendem Anlaß die Gesellschaft erfreute. Im Gegensatz zu vielen seiner Amtsgenossen trat er häufig in der Öffentlichkeit auf, um durch sein Wort seinen Ansichten über die Kunst Anhänger zu verschaffen. Als gewandter Sprecher wurde er wegen seines treffenden Witzes und seines steten Kampfes gegen die Tagesmeinung in den Vereinen Kölns gern gehört. In jüngeren Jahren ein eifriges Mitglied des Freimaurerordens, nahm er später außerordentlich regen Anteil an dem katholischen Leben. Mit Vorliebe besuchte er die seit dem Jahre 1848 veranstalteten

[1]) Wiederum christlicher Kirchenbau II, Vorwort.

Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, und mehrmals ließ er sich bei einer solchen Gelegenheit als Redner vernehmen, so 1852 in Münster, 1853 in Wien, 1856 in Linz, 1859 in Freiburg.

Es ist erklärlich, daß er infolge seiner schon besprochenen Abneigung gegen die Aufklärung und alles Neue an der revolutionären Bewegung wenig Gefallen fand. Mit Vorliebe rühmte er sich später, im Jahre 1848 als Offizier der Bürgerwehr den aufgeregten Volksmassen entgegengetreten zu sein und das aufrührerische Gesindel zu Paaren getrieben zu haben. Als echter Kölner schwärmte er für alles, was seiner Vaterstadt ein besonderes Gepräge verlieh. Als daher im Jahre 1823 angesehene Bürger eine Wiederbelebung des Karnevals versuchten, fanden sie bei ihm rege Unterstützung. Manches Lied hat er für die Sitzungen der großen Karnevalsgesellschaft geschaffen [1]), und noch in hohem Alter erschien er im Jahre 1864 in einer Versammlung der genannten Vereinigung, um einen Vortrag über das Gemüt und den Frohsinn der echten Kölner zu halten. [2]) Unvermählt und persönlich höchst anspruchslos sorgte er zeitlebens auf das liebevollste für seine Angehörigen. Aber auch über den Kreis der Familie hinaus zeigte er ein wahrhaft gutes Herz. Ein Freund der Armen, nach Kräften hilfbereit, gehörte er zu den Begründern des Vincenzvereins und zu seinen tätigsten Mitgliedern. Zehn Jahre lang hat er sich bei körperlicher und geistiger Frische noch der Muße im Ruhestande erfreut. Als die große Zeit für unser Vaterland herangebrochen war, schied Kreuser am 18. Oktober 1870 aus diesem Leben. Eine stattliche Anzahl von Bürgern aller Stände gab ihm das letzte Geleit. Die dankbare Verehrung seiner Schüler, die ihm durch eine Stiftung den Lebensabend behaglicher ausgestaltet hatte, bereitete ihm auf dem Friedhofe zu Melaten an der Südmauer eine würdige, mit seinem Bildnis geschmückte Grabstätte. Um zu verhüten, daß das Gedächtnis des Mannes entschwände, der, von Liebe und Begeisterung für seine Vaterstadt durchdrungen, zugleich ein Bild altkölnischer Biederkeit gewesen war, benannten die Stadtverordneten im Jahre 1902 nach ihm eine Straße. Außerdem aber wurde dem vielgenannten Professor dadurch noch eine besondere Ehrung zuteil, daß die Stadt Köln die dauernde Sorge für die Unterhaltung seiner Grabstätte übernahm.

---

[1]) Walter, Der Karneval in Köln, Köln 1873, S. 38.

[2]) Ebenda, S. 108.

Theodor Schwann,

geboren am 7. Dezember 1810 zu Neuß, gestorben am 11. Januar 1882 zu Köln.

Von Dr. FRANZ BOSCH, Oberlehrer in Crefeld.

Erst vor wenigen Monaten wurde der Name THEODOR SCHWANN wieder besonders lebendig. Nicht als ob die drei Dezennien, seit er die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen, vermocht hätten, seinen Namen aus der Erinnerung einer schnell lebenden Nachwelt auszulöschen oder auch nur minder eindrucksvoll zu gestalten, als er zu Lebzeiten weit über die Grenzen Deutschlands gewesen war. Aber die Jahrhundertfeier seiner Geburt brachte die Gelegenheit, uns mit besonderer Dankbarkeit dieses großen Mannes und seiner glänzenden Leistungen und segensreichen Arbeiten für den Fortschritt der Wissenschaften und für das Wohl der menschlichen Gesellschaft zu erinnern.

Zu Köln steht Schwanns Leben in vielfacher Beziehung. Hier beendete er seine Gymnasialbildung, oft verbrachte er als Lütticher Universitätsprofessor die Ferien bei seinen in Köln lebenden Verwandten, hier beschloß er sein Leben in dem Hause Kasinostraße Nr. 8, welches seit dem vorigen Jahre eine darauf bezügliche Gedenktafel trägt, und auf dem Friedhofe zu Melaten ist er bestattet. So lag gerade für die Kölner Akademie für praktische Medizin mehrfacher Anlaß vor, das Zentenarfest seiner Geburt feierlich zu begehen, und an diesem wurde, wie an manchen Orten, so auch in Köln in Wort und Schrift der Verdienste des großen Toten pietätvoll gedacht.

Jene Kölner Schule, von der aus Schwann nach bestandenem Abiturientenexamen als neunzehnjähriger Jüngling zur Hochschule und in die Welt hinauszog, ist unser Marzellengymnasium. Wenn auch

für eine Bildungsanstalt das Schriftwort gilt: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", so ist sicherlich unter den vielen bedeutenden Männern, die an dieser Anstalt ihre Ausbildung erhielten und deren Namen unser Festbuch zieren, auch der Theodor Schwanns geeignet, Zeugnis von dem Werte der hier dargebotenen Lehren abzulegen, und da der Ruhm, der ihm zuteil wurde, auch auf die Stätte zurückstrahlt, wo er den Grund zu weiterer wissenschaftlichen Betätigung gelegt hat, so ist das Marzellengymnasium stolz darauf, ihn im Kreise derjenigen zu nennen, die ihm angehört haben, und an dieser Stelle von den Erfolgen seines Lebens zu berichten.

Schwann war ein Sohn des Rheinlandes. Sein Vater, Leonhard Schwann, war ebenso wie sein Großvater ursprünglich Goldschmied zu Neuß, jedoch entschloß er sich später, eine Buchdruckerei zu gründen. Dieser Entschluß wurde von ihm tatkräftig durchgeführt; die seinen Namen tragende Verlagsbuchhandlung in Düsseldorf verdankt ihm ihre Begründung. Im Verlag des väterlichen Unternehmens hat Theodor Schwann später mehrfach Arbeiten wissenschaftlichen Inhalts herausgegeben. Aus der Ehe Leonhard Schwanns mit Elisabeth Rottels entstammten dreizehn Kinder; von diesen war Theodor das fünfte. Er besuchte das Progymnasium in Neuß und kam dann als Schüler an das Marzellengymnasium in Köln. Dieses stand damals unter der Leitung des Direktors Birnbaum. In dem Zensurbuch der Anstalt findet sich noch sein erstes Zeugnis vor; es ist ausgestellt für die Klasse Obersekunda und für das dritte und vierte Quartal des Schuljahres 1826–27. In der Liste der genannten Klasse ist „Schwann Theodor" am Schlusse dieses Jahres nachgetragen; da er in früheren Schülerlisten nicht zu finden ist, so ist er also zu Ostern 1827 oder etwas später eingetreten. Das erste Zeugnis nennt seine Ordnungsliebe „groß", Strafen und Versäumnisse enthält es keine, von den Zensuren für Leistungen in den Unterrichtsgegenständen — je vier für ein Fach — sind 29 Sehr gut, 11 Gut, 1 — im Hebräischen — Genügend. Das Zeugnis für das erste Halbjahr der Prima ist nicht mehr zu finden, dasjenige für das zweite Halbjahr trägt die Gesamtnummer „Zwei a", in den Leistungen weist es in allem „Gut" auf. Besonders bemerkenswert ist das Abgangszeugnis, datiert vom 18. September 1829. Die Gesamtnote lautet hier: „Nro. Eins". Fernerhin enthält es, wie es noch heute in den Abiturientenzeugnissen üblich ist, eine ausführliche Charakteristik der Aufführung und der Leistungen des Empfängers. Seine „Aufführung gegen Mitschüler und Vorgesetzte" zeigt den Vermerk: „Musterhaft; reiner Abglanz eines schönen,

unbefangenen Gemütes." Sein Fleiß war „höchst lobenswert und mit gleicher erfolgreicher Liebe allen Lerngegenständen zugewendet". Von der Beurteilung seiner Leistungen ist die folgende durch ihren prophetischen Inhalt ebenso zutreffend wie interessant: „Für die Mathematik und noch mehr für die Naturwissenschaften zeigte er natürliche Vorliebe und recht glückliche Anlagen. Durch diese, verbunden mit seinem rühmlichen Fleiße, erwarb er sich ein ungemeines Maß von gediegenen Kenntnissen, die bei weiterer Pflege zu schönen Hoffnungen berechtigen." [1])

Diese natürliche Vorliebe leitete ihn bei der Wahl des Studiums der Medizin. Schwann hat freilich die Heilkunst später niemals praktisch ausgeübt; seine Interessen waren in erster Linie ihren naturwissenschaftlichen Grundlagen, der Anatomie und Physiologie, zugewendet. Hier errang er auch seine ersten Erfolge. Seine Dissertation handelte über die Rolle des Sauerstoffs bei der Entwicklung des Hühnchens im Ei. Dieser folgten Untersuchungen über künstliche Verdauung und das Wesen des Verdauungsprozesses. Hierbei hatte er das Glück, in den Säften des Magens das Pepsin — von ihm so genannt nach dem Worte πέψις = Verdauung — zu entdecken. Ein uraltes Problem, das der Urzeugung oder generatio spontanea, dessen endgültige Lösung naturgemäß auf theoretischem Boden niemals gelungen war, griff er seiner Neigung und Veranlagung entsprechend experimentell an und bereitete Pasteurs Forschungen erfolgreich vor. Im Zusammenhang damit stehen die Versuche, welche dartun sollen, daß die alkoholische Gärung durch die Tätigkeit eines Lebewesens, des von Schwann entdeckten Hefepilzes, zustande kommt. Der Hauptgegner dieser Anschauung wurde Liebig, welcher die Gärung als einen rein chemischen, ohne Beteiligung von Lebewesen stattfindenden Prozeß ansah. Lange schien Schwanns Auffassung den Sieg davonzutragen, bis es in jüngster Zeit dem Breslauer Chemiker Eduard Buchner gelang, zu beweisen, daß Gärung auch bei Abwesenheit der lebendigen Hefepilze eintritt als Wirkung eines Fermentes, das aus dem Preßsaft der Hefe isoliert werden kann.

Die Kenntnis der Gefäße, Muskeln und Nerven des tierischen Körpers und ihrer Tätigkeit förderte er durch mehrere mustergültige Arbeiten, deren Ergebnisse er größtenteils in dem Handbuch der Physiologie seines großen Lehrers Johannes Müller und im „Encyklopädischen Wörterbuch der medizinischen Wissenschaften", heraus-

[1]) Die Einsicht in die oben erwähnten Zeugnisse verdanke ich der freundlichen Vermittlung des Herausgebers dieser Festschrift, des Herrn Prof. Dr. Klinkenberg.

gegeben von Professoren der Berliner Universität, veröffentlichte.

An diesen Arbeiten und unter der sicheren Führung Müllers schulte sich Schwanns Tatkraft zu einem Werke, das ihm weit mehr noch als die früheren Arbeiten Ruhm und Ehre eintrug. Seine weite Auffassungsgabe, seine vorzügliche Beobachtungskunst, unermüdliche Arbeitskraft und Energie befähigten ihn in Verbindung mit der genossenen Ausbildung in hohem Maße zu der Gestaltung des großen Schöpfergedankens und wichtigen Naturprinzips, als welches die Zellentheorie sich erweisen sollte.

Es ist bekannt, eine wie große Rolle der Zufall in der Geschichte der naturwissenschaftlichen Entdeckungen gespielt hat.

Aber während die Mehrzahl der Menschen an den Erscheinungen, die die Natur auch ihrem Auge darbietet, vorübergeht, ist es das Zeichen des Genius, ihnen nachzuspüren und ihren tiefsten Grund in fundamentalen Gesetzmäßigkeiten zu ermitteln. Auch die Geschichte der Zellentheorie bietet das Beispiel einer solchen „cause occasionelle". Eine Bemerkung Schleidens, des großen Botanikers, gelegentlich eines Mittagsmahles hingeworfen, spielt hier die Rolle des Newtonschen Apfels. In dem aufmerksamen Tischgenossen fand jene Bemerkung einen durch Studien über den Bau des tierischen Körpers hinreichend vorbereiteten Boden. Dem blitzartig in ihm erwachten Gedanken die Existenzberechtigung zu sichern, darauf waren fortan alle Bemühungen Schwanns gerichtet.

Aber noch in einem anderen Punkte zeigte sich hinsichtlich äußerer Umstände, unter denen die Entdeckung erfolgte, Übereinstimmung mit anderen von derselben Größe, die zu einem Vergleich herausfordert. Ostwald bemerkt in den „Großen Männern", daß bei diesen vielfach das Maximum der Tatkraft bereits vor den dreißiger Lebensjahren liegt. Beispiele hierfür bietet das Leben eines Newton, Mayer, Joule, Helmholtz. Die Erklärung liegt nahe. Abgesehen von der Größe einer jugendlichen Arbeitskraft bedingt dieses Alter auch — wie Ostwald meint — den großen Problemen gegenüber den unbefangenen Mut, der noch nicht durch drückende Erfahrungen des Mißlingens wegen eigener Unzulänglichkeit gehemmt wird, ferner Frische der Anschauung und Unbefangenheit in der Beurteilung des Neuen und der gesamten Sachlage, so daß es aus jener heraus zu einfacher Fragestellung und oft ebenso überraschend einfacher Lösung kommt. Als Schwann den Nachweis unternahm, daß im Bau der

Lebewesen überall das gleiche Prinzip herrsche, zählte er eben 27 Jahre. Mit 29 machte ihn die Veröffentlichung der „Mikroskopischen Untersuchungen“ [1]) für alle Zeiten unsterblich.

Ein neuer Gedanke verdient erst dann als ein wahrhaft großer angesehen zu werden, wenn er nicht nur auf dem engbegrenzten Gebiete einer Spezialwissenschaft die Erkenntnismenge vermehrt, sondern wenn er weit über diese hinausgreifend die Gesamtheit des menschlichen Denkens und Wissens heilsam befruchtet. Die Idee, die der Zellentheorie zugrunde liegt, erweist sich erst, an diesem Maßstab gemessen, in ihrer ganzen Bedeutung. In erster Linie für die Anatomie von außerordentlicher Tragweite, hat sie nicht minder alle Zweige der Physiologie, die gesamte Lehre vom Leben, auf eine ungeahnte Höhe gehoben, aber außerdem eine einheitliche Auffassung vom Aufbau der lebendigen Natur vermittelt und der philosophischen Naturbetrachtung wichtiges Rüstzeug zur Bekämpfung falscher und zur Gewinnung neuer Anschauungen geliefert. Ihre erkenntnistheoretische Bedeutung liegt vor allem darin, daß sie einem tief in der Menschenseele wurzelnden, uralten Bedürfnis entgegenkommt, dem Bedürfnis, die Mannigfaltigkeit in der umgebenden Welt einheitlich zu erfassen, sie zu ordnen und gleichsam zu schematisieren, und daß sie auf die Frage nach der Existenz einer Einheitlichkeit in der lebendigen Natur zum ersten Male eine allgemein gültige Antwort gibt, die auf der Beobachtung der Tatsachen beruht und nicht wie die Monadenlehren der alten oder der neueren Philosophen das Produkt der Spekulation des Menschengeistes ist.

Auf dem Gebiet der allgemeinen Anatomie machte die Zellenlehre den verschiedenartigsten unklaren Vorstellungen ein Ende. Wie bereits vor ihm Schleiden für die Pflanzen, so führte Schwann für alle Gewebe des tierischen Körpers den durch umfangreiche Beobachtungen gestützten Nachweis, daß auch die Organismen in dem anderen großen Reich der Lebewesen, der Tierwelt, aus Elementarteilen von einer gewissen Selbständigkeit der Existenz, den Zellen, aufgebaut sind. Er tat aber auch weiter dar, daß diesen Kräfte innewohnen, die sich in derselben Weise wie bei den Pflan-

[1]) Mikroskopische Untersuchungen über die Übereinstimmung in der Struktur und dem Wachstum der Tiere und Pflanzen, Berlin, G. Reimer, 1839. Die Ergebnisse hatte er bereits vorher stückweise in der Zeitschrift „Frorieps Notizen“, 1838 veröffentlicht. Das selten gewordene Buch ist im vorigen Jahre neu herausgegeben worden und bildet in dieser Ausgabe Bd. 176 von Ostwalds Klassikern der exakten Naturwissenschaften.

zenzellen betätigen, und konnte somit die tierischen und pflanzlichen Zellen als anatomisch und physiologisch gleichwertig nebeneinander stellen. Hierbei legte er die Vorstellung von der Zelle und ihrer Bildung zugrunde, die Schleiden entwickelt hatte. Die Teile der Zelle entstehen danach durch Niederschlag in einem unorganisierten Zellenkeimstoff, und diese Bildung erscheint als das Werk von Kräften, die in den kleinsten Teilen der lebendigen Substanz ihren Sitz haben. Der ganze Vorgang vollzog sich vor dem Auge Schwanns so ähnlich der Bildung von Kristallen, daß er zu dem Schlußergebnis gelangte, die Entstehung der Elementarteile der Organismen sei ebenfalls eine Art Kristallisation und der Organismus ein Aggregat solcher kristallähnlichen Gebilde. Wenn nun auch diese Vorstellungen von der fortschreitenden Wissenschaft mit Hilfe der überaus verfeinerten Methoden beseitigt wurden, so bleibt doch die Erkenntnis des allgemeinen Prinzips das große und bleibende Verdienst Schwanns, und dieses wird noch erhöht, wenn man bedenkt, daß er den ersten Anstoß zu jenen erfolgreichen Forschungen gegeben hat, denen wir als fruchtbares Ergebnis die Klarstellung der Bedeutung, Bildung und Vermehrung der Zelle, ihrer Teile und Produkte zu verdanken haben.

Die Kenntnis des Aufbaues irgend eines komplizierten Gebildes ist die Vorbedingung für das Studium seiner Wirkungsweise. Die biologischen Wissenschaften gliedern sich in zwei große Gebiete, von denen das eine die Beschreibung des Anfbaues der Lebewesen, das andere die Ermittlung der Funktionen der Teile und des Ganzen zum Gegenstande hat. Auch hier ist die Lehre von den Erscheinungen, die Physiologie, eng an die Fortschritte der Schwesterdisziplin gebunden, und so ist es zu erklären, daß sie aus der Zellenlehre gewaltigen Nutzen zog. Die Zellularphysiologie wurde jetzt erst begründet und damit die Untersuchung der Lebensvorgänge an ihren Herd verlegt. Vor allem hat die Zellenlehre reformatorisch gewirkt für das Zentralproblem der Physiologie, die Ernährung. Männer wie Liebig und Pflüger erkannten mit scharfem Blick, daß die letzte Ursache der Stoffwechselprozesse in den Zellen zu suchen sei. Nur dadurch, daß die „groben Massenleistungen des Gesamtkörpers in eine Summe von zahllosen Teilprozessen innerhalb der einzelnen Elemente aufgelöst wurden", gelang es, auch für jene eine Erklärung zu finden.

Aber nicht nur die Erforschung der gesunden und normalen Prozesse förderte die Zellenlehre. Schon Johannes Müller blieb

ihre Tragweite für die richtige Beurteilung krankhafter Prozesse nicht verborgen; die Zellularpathologie Virchows übertrug die Lehre vom zelligen Aufbau auch auf krankhafte Gewebe und Zustände.

Bei allen Fragen, die den Aufbau der Lebewesen und die Wirkungsweise der in ihnen tätigen Kräfte zum Gegenstand haben, gelangt die Wissenschaft an eine Grenze, sobald sich die weitere Frage nach der letzten Ursache erhebt. Diese Grenze ist aufgebaut durch die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel. Beobachtung und Experiment sind da noch immer außerstande, Antwort zu geben, und an ihre Stelle tritt wiederum die Spekulation. Ihr lieferte die Zellentheorie neues empirisches Material. Die philosophischen Konsequenzen dieser Lehre blieben ihrem scharfsinnigen Schöpfer nicht verborgen; wir finden sie in ihren Grundzügen bereits in den „Mikroskopischen Untersuchungen" entwickelt. Der Vitalismus stand damals in Blüte. Mit der Lehre vom Zweck in der Natur verband er die Vorstellung von einer zwecksetzenden, in jedem Organismus wirkenden Lebenskraft. Nun zeigte die Zellentheorie in den Zellen selbständig existierende Elementarteile, „die von keiner Kraft, die dem Organismus gemeinsam ist, abhängen". Dieser Nachweis ließ nur die Möglichkeit, für jede Zelle auch eine besondere Lebenskraft — gewissermaßen eine Lebenskraft im kleinen — anzunehmen, oder aber mit jener Lehre völlig zu brechen und an ihre Stelle eine physikalische Denkweise zu setzen, nach welcher auch den Erscheinungen in der lebenden Natur Kräfte zugrunde liegen, die mit blinder Notwendigkeit wirken. Schwann glaubte „allen Anlaß zu haben, aus der Gleichförmigkeit in der Entwicklung aller Zellen auf das Nichtvorhandensein verschiedener Künstler zu schließen, die jeder das Seinige bauen"; er blieb Zeit seines Lebens ein entschiedener Gegner des Vitalismus. Eine nähere Begründung seiner philosophischen Überzeugungen zu geben, hat er noch oft Anlaß genommen, so z. B. in seiner „Populären Anatomie", [1]) in einem Vortrag in der belgischen Akademie der Wissenschaften, den er auf eine Interpellation ihres Präsidenten Omalius d'Halloy dort am 4. Juni 1870 hielt [2]), in der Dankrede gelegentlich seines Universitätsjubiläums am 23. Juni 1878, [3]) dann aber auch in den Vorlesungen über die allgemeine Physiologie, die er an der Universität Lüttich als Professor lange Jahre

[1]) Anatomie du corps humain. Bruxelles 1855.

[2]) Réponse à l'interpellation de M. d'Omalius relative à la force vitale. Bulletin de l'Académie des Sciences de Belgique Bd. 24, p. 683. 1870.

[3]) Manifestation en l'honneur de Mr. le professeur Th. Schwann, Düsseldorf, Imprimerie L. Schwann 1878.

abhielt.[1]) Wenn nun auch Schwann zwischen den Erscheinungen der lebendigen und leblosen Natur einen wesentlichen Unterschied nicht machte, so führte ihn diese Auffassung doch keineswegs dazu, seine tief gläubige Denkweise zu verlassen. Im Gegenteil, er hat die Konsequenzen seiner Naturphilosophie mit einer christlich-dualistischen Weltanschauung glänzend zu vereinigen verstanden.

Es entbehrt nicht der Ironie, daß dieselbe Lehre, die für ihren Schöpfer und für weite Kreise gewichtige Argumente zur Bekämpfung des Vitalismus lieferte, denselben anderseits auch wieder neu belebte. Gewisse Vorgänge innerhalb der zellulären Lebenseinheiten waren und blieben der Forschung verborgen, und die zahlreichen ungelösten Fragen entrangen den einen ein verzweifelndes „Ignorabimus", bei den anderen schlich sich die Lebenskraft als der stets hilfbereite und bequeme deus ex machina wieder ein, bereit, mit einem Schlag alle Knoten zu entwirren, jedoch auch mit dem wenig ermutigenden Ergebnis, daß an die Stelle vieler Rätsel ein neues großes Rätsel trat.

Nach der Zellenlehre ist Schwann nur noch mit einer Arbeit von größerer Bedeutung aufgetreten; in dieser bewies er die Notwendigkeit der Galle für den normalen Verlauf des Verdauungsprozesses. Hiervon abgesehen bietet Schwanns Leben die merkwürdige Erscheinung, daß ein Mann, der während der kurzen Spanne von nicht einem ganzen Jahrzehnt Welt und Wissenschaft geradezu fürstlich beschenkt hatte, fortan allein aufging in der Erfüllung der Pflichten seines Berufes. Vor allem hat diese Zurückhaltung ein Charakterzug Schwanns bewirkt, den sein Freund und Fachgenosse, der Göttinger Anatom Henle, hervorhebt. Es war dies seine ausgesprochene Abneigung gegen Polemik, besonders in solchen Kontroversen, die seine eigenen Entdeckungen zur Ursache hatten.

Dies bedeutet aber nicht, daß Schwann nunmehr an den Fragen, welche die wissenschaftliche Welt bewegten, keinen Anteil mehr genommen hätte. Dazu bot ihm das akademische Lehramt hinreichend Gelegenheit. Er hat dieses mehr als vierzig Jahre höchst erfolgreich vertreten. Zuerst Professor der Anatomie in Löwen,

[1]) An Hand der Vorlesungsmanuskripte ist Schwanns Weltanschauung in aller Kürze entwickelt bei F. Bosch, Aus der Geschichte der Zellenlehre, Düsseldorf, L. Schwann, 1910 S. 41 ff. Dieser Schrift ist auch mit Genehmigung des Verlags das Porträt Schwanns entnommen. Die Vorlesungen, von Schwann bezeichnet als „Cours de la Physiologie générale", enthalten einen längeren Abschnitt unter dem Titel „Théorie de la Création". Einiges über Sch.s Weltanschauung enthält auch Henle, Th. Schwann, Nachruf, Bonn 1882.

hatte er von 1848 an einen Lehrstuhl an der Universität Lüttich inne; er vertrat in der dortigen medizinischen Fakultät anfangs ebenfalls das Fach der Anatomie, später die Physiologie. In dieser Stellung nahm er an den Fortschritten der Wissenschaft bis zu seinem Tode das lebhafteste Interesse und gestaltete durch die Verwertung ihrer Ergebnisse und der neuesten Apparate und Vervollkommungen, die die Technik im Verein mit der Theorie brachte, seinen Unterricht ebenso interessant wie anschaulich und fruchtbar. [1])

Als Schwann im Januar 1882 zur ewigen Ruhe einging, war ihm der Dank der Mitwelt für seine Lebensarbeit in hohem Maße zuteil geworden. Zahllos waren die Ehrungen, die, aus allen Teilen der Erde einlaufend, um die Stirn des großen Denkers sich zu dem verdienten Ruhmeskranz vereinigten. Aber seine Verdienste erstrecken sich auch in unvermindertem Maße in Gegenwart und Zukunft und geben denjenigen, die sich ihrer erfreuen, das Recht und die Pflicht, das Gedächtnis Theodor Schwanns bei jeder Gelegenheit zu erneuern, so auch bei der Festfeier der Bildungsstätte, welcher er im reichsten Maße das vergolten hat, was er selbst von ihr empfing.

[1]) Die Mitteilungen über Sch.s akademische Tätigkeit verdanke ich der Güte des Herm Professor Léon Fredericq in Lüttich, der als Nachfolger Schwanns dessen Lehrstuhl an der dortigen Universität inne hat.

Eduard Heis,

geboren am 18. Februar 1806 zu Köln, gestorben am 30. Juni 1877 zu Münster i. W.

Von Dr. FRANZ BOSCH, Oberlehrer in Crefeld.

An einer Stelle seines Buches „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie“ macht P. Wasmann die Bemerkung, die mikroskopische Forschung sei durch die modernen Methoden ihrer Technik zu einer creatio secunda geworden, durch die alle Herrlichkeiten der Schöpfung erst offenbar würden. Die Grundlage zu dieser Enthüllung der Schönheiten im Bau des Mikrokosmos schuf in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts Theodor Schwann, dessen Werk im voraufgehenden Lebensbilde ausführlicher gewürdigt wird. Wenige Jahre vor ihm gehörte ein Mann als Schüler dem Marzellengymnasium an, dessen Tätigkeit in der entgegengesetzten Richtung weit über die Grenzen unserer Erde hinaus in die Unendlichkeit des Weltalls strebte und sich versenkte in die Erforschung der Werke und Erscheinungen des Makrokosmos. Dieser Mann war der Astronom und Mathematiker EDUARD HEIS.

An der Hochstraße zu Köln stand sein Geburtshaus.[1]) Schon bei seinen Vorfahren fand die Wissenschaft eifrige Pflege. Sein Urgroßvater Johann Wilhelm Heis war Professor der Chirurgie und Medizin an der alten Kölner Universität. Dessen ältester Sohn Matthias Joseph war Apotheker und Inhaber der noch heute

[1]) Für das nachstehende Lebensbild Heis' und die Würdigung seiner Verdienste sind benutzt worden ein Nachruf in der Vierteljahrsschrift der astronomischen Gesellschaft 12. Jahrgang 1877 S. 172 ff. und in ausführlicher Weise der Aufsatz eines Schülers Heis' in der Kölnischen Volkszeitung vom 19. Februar 1906 Nr. 145 gelegentlich der Zentenarfeier seiner Geburt.

bestehenden Hirschapotheke. Von ihm ging sie an den Vater Eduards, Georg Friedrich, über. Von diesem wird berichtet, daß er sich neben seinem Beruf viel mit den Naturwissenschaften, insbesondere der Physik und Mineralogie, beschäftigte; auch war er Liebhaber der Kunst, ein Freund Wallrafs und Mitglied des Vorstands des alten Museums. Von der mütterlichen Seite mag Eduard Heis ebenfalls ein Erbteil empfangen haben, das ihn zu wissenschaftlicher Arbeit und literarischer Betätigung befähigte. Seine Mutter entstammte der alten Kölner Familie Schauberg; sie war eine Tochter des Verlagsbuchhändlers Schauberg und Schwester des späteren Verlagsinhabers der Kölnischen Zeitung, Markus Du Mont. Als dritter Sohn dieses Ehepaares wurde Eduard Heis am 18. Februar 1806 geboren. Anderen irrtümlichen Nachrichten entgegen, die ihn als Schüler und Abiturienten des Kölner Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums bezeichnen, hat Heis vielmehr seine Gymnasialstudien am Marzellengymnasium gemacht. Im Programm des letzteren vom Jahre 1824 wird er als Abiturient dieser Anstalt aufgeführt. Wie hier bemerkt ist, erhielt sein Reifezeugnis die Note „Nro. 2", und der Inhaber desselben wurde zum Studium der Philologie und Mathematik entlassen. An der Hochschule zu Bonn hörte er zunächst jedoch auch Vorlesungen über katholische Theologie. Von dem Fleiß, mit dem er hier seinen Studien oblag, und von der Richtung, welche diese inzwischen genommen hatten, liefert die Tatsache beredtes Zeugnis, daß er bereits im Jahre 1826 — also etwa im dritten oder vierten Semester stehend — zwei Preisaufgaben in der philosophischen Fakultät erfolgreich bearbeitete. Die erste behandelte ein Problem, das zu der Wiederherstellung des teilweise verloren gegangenen Buches des antiken Mathematikers Apollonius von Perge, betitelt: *περὶ διωρισμένης τομῆς* in Beziehung stand. Die andere rührte von dem Historiker Niebuhr, damals Professor der Geschichte an der Bonner Universität, her. Heis hat diese Aufgabe später seiner Sammlung von Beispielen aus der Algebra[1]) einverleibt. Es handelte sich bei dieser Aufgabe um folgendes. Wenige Jahre vor der Stellung der Aufgabe durch Niebuhr war in der Vatikanischen Bibliothek die Schrift Ciceros „de re publica" wiedergefunden worden. Hier erwähnt Cicero in Anlehnung an den römischen Schriftsteller Ennius eine Sonnenfinsternis, die nach diesem um das Jahr 350 der Erbauung der Stadt an den Nonen des Juni vorfiel und die er mit den Worten

[1]) Heis, Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der allgemeinen Arithmetik und Algebra. 109.—111. Auflage. Köln 1906. Seite 385 f.

charakterisiert: Soli luna obstitit et nox. Durch seine Berechnung ermittelte Heis die Art und den genauen Zeitpunkt dieser Finsternis für den 21. Juni des Jahres 400 v. Chr. Geb. und erklärte die Bemerkung des Ennius: „Der Umstand, daß die Mitte der Finsternis acht Minuten vor Sonnenuntergang stattfand, gibt der Aussage des Ennius in Bezug auf das Eintreten der Nacht Bedeutung."

Im Jahre 1827 schloß Heis seine akademischen Studien ab, indem er mit bestem Erfolg das Staatsexamen, die Prüfung pro facultate docendi, bestand. Das erste Jahrzehnt seiner Lehrtätigkeit verbrachte er an verschiedenen Anstalten seiner Vaterstadt.[1]) Zunächst war er von 1828—30 Lehrer an der Realschule, von 1830—36 am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, von 1837—38 wieder an der Realschule. 1838 wurde er als Oberlehrer an die kombinierte Real- und Gewerbeschule — das heutige Realgymnasium — zu Aachen berufen. Aus der Zeit seiner Tätigkeit am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium rührt eine Abhandlung her, die inhaltlich ein Gegenstück zu der oben erwähnten Preisaufgabe bildet.[2]) Diese behandelt die Finsternisse während des peloponnesischen Krieges; es sind das die von Thucydides und Plutarch erwähnte Sonnenfinsternis zur Zeit des Perikles am 3. August 431 und die Mondfinsternis, die im 19. Jahre des peloponnesischen Krieges — 431 — die athenische Flotte vor Syrakus beunruhigte. Auch diese beiden Berechnungen hat Heis als Aufgaben seiner Sammlung einverleibt.

Ebenfalls in die Zeit des Kölner Aufenthalts fällt die erste Herausgabe dieser Sammlung. Auf dem Boden der Praxis erwachsen und für diese bestimmt, hat das Buch außerordentliche Verbreitung und Bedeutung für den arithmetischen Unterricht an den höheren Schulen Deutschlands erlangt. Im Jahre 1837 in erster Auflage im Verlag der Du Mont-Schaubergschen Buchhandlung erschienen, beging es bereits nach verhältnismäßig kurzer Zeit — 1900 — das Jubiläum seiner hundertsten Auflage und ist gegenwärtig — auch in fremde Sprachen übersetzt — in mehr als einer halben Million Exemplaren verbreitet. Nach Heis' Tode wurde es lange von dem 1906

[1]) Die oben genannten Quellen verlegen die ganze Zeit der Kölner lehramtlichen Tätigkeit an das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium. In dem Album der philosophischen Fakultät der Universität Münster findet sich, wie Herr Prof. Meister mir mitzuteilen die Freundlichkeit hatte, eine Eintragung über Heis, welche ausdrücklich seine Tätigkeit an den beiden oben genannten Anstalten erwähnt.

[2]) Die Finsternisse während des peloponnesischen Krieges. Abhandlung von Eduard Heis im Programm des Königlichen Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Köln 1834.

verstorbenen Rostocker Professor Matthiessen bearbeitet. Es war jedoch nicht zu verkennen, daß das Buch, so wertvoll und brauchbar es sich so lange erwiesen, einer umfassenden Veränderung bedurfte, wenn es den modernen Anforderungen und den neuen Zielen des mathematischen Unterrichts gerecht bleiben wollte. Insbesondere fehlte ihm die Einbeziehung des gegenwärtig mit Recht betonten Funktionenbegriffs, die Schulung des funktionalen Denkens und die Verwertung der graphischen Methoden und damit die engere Verbindung mit der Geometrie. Diesem Umstande ist inzwischen Rechnung getragen,[1]) und so wird der alte „Heis" im neuen Gewande noch viele Generationen in die Anfangsgründe der Algebra einführen und ihnen auch durch die verwickelteren Gebiete des algebraischen Denkens ein zuverlässiger Führer sein.

Außerdem verfaßte Heis zusammen mit Th. Joh. Eschweiler ein mehrfach aufgelegtes Lehrbuch der Geometrie in drei Teilen: Planimetrie, Trigonometrie und Stereometrie — zuerst erschienen 1855—67 — und ein „Rechenbuch für Gewerbe- und Handwerkerschulen". Heis hat sich also nicht begnügt, durch mündlichen Unterricht, der in Köln und Aachen bei seinen Schülern hochgeschätzt war, die Kenntnis der mathematischen Lehren zu verbreiten; die Zahl der geistigen Schüler, die an der Hand seiner Lehr- und Übungsbücher ihre mathematische Bildung empfingen, mag in die Hunderttausende gehen.

In der Mathematik zeigte sich Heis also von der fruchtbarsten methodischen Seite; eigene wissenschaftliche Forschertätigkeit verdanken wir ihm auf dem Gebiet der Himmelskunde. Wie oben schon erwähnt, führten Anwendungen der Rechnung ihn schon in jungen Jahren zur Beschäftigung mit astronomischen Aufgaben von historischem Interesse. Heis tat aber alsbald einen großen Schritt voran und ging zur eigenen, selbständigen astronomischen Beobachtung über. Hierzu war er besonders durch sein ausgezeichnetes Auge befähigt, dessen Schärfe noch heute allenthalben gerühmt wird, und das kam ihm um so mehr zustatten, als er die meiste Zeit, besonders naturgemäß in seiner Eigenschaft als Gymnasiallehrer an Orten ohne große wissenschaftliche Einrichtungen, genötigt war, mit bescheidenen Hilfsmitteln zu arbeiten. Diese einfachen Hilfsmittel bestimmten auch von Anfang an die Richtung seiner Arbeiten. Sie erstreckten sich auf Untersuchungen und Beobachtungen der Fixsterne von veränderlicher Helligkeit, der sogenannten

[1]) Die neue Bearbeitung von 1908 — die 113. Auflage — ist besorgt durch Oberlehrer Dr. J. Druxes in Köln.

veränderlichen Sterne, auf die Zahl und Helligkeit der Fixsterne überhaupt, ferner auf die Erscheinungen der Sternschnuppen und des Zodiakallichtes. Die erste Frucht der Beobachtungen über die Meteore, zu denen er bereits als Lehrer in Aachen seine Schüler mit heranzog, war die Schrift: „Die periodischen Sternschnuppen und die Resultate der Erscheinungen, abgeleitet aus den während der letzten Jahre zu Aachen angestellten Beobachtungen", Köln 1849. Das ganze Material, das zu diesem Gegenstande von Heis selbst bis in sein hohes Alter im Verein mit vielen Schülern und Mitarbeitern gesammelt wurde, ist erst kurz nach seinem Tode 1877 als zweite Publikation der Sternwarte zu Münster veröffentlicht worden unter dem Titel: „Resultate aus den in den Jahren 1837 bis 1875 angestellten Sternschnuppenbeobachtungen". Vorangegangen waren 1875 als erste Publikation desselben Instituts: „29 jährige Beobachtungen über das Zodiakallicht", jenes rätselhafte Phänomen, das in unseren Gegenden hauptsächlich in den ersten Monaten des Jahres nach Sonnenuntergang längs der Ekliptik zu sehen ist.

Die Beobachtungen über die veränderlichen Sterne machte Heis vielfach zusammen mit dem Bonner Astronomen Argelander, mit dem ihn seit Anfang der vierziger Jahre herzliche Freundschaft verband. Einige dieser Beobachtungen, z. B. über Mira Ceti, β-Lyrae, η-Aquileiae, η-Geminorum sind teilweise von Argelander verwertet, teilweise auch von Heis selbst an verschiedenen Orten veröffentlicht worden. Von seinen langjährigen Notizen war aber zur Zeit seines Todes noch wenig bekannt, vollständig sind sie erst ein Vierteljahrhundert später im Jahre 1903 durch P. Hagen von der Sternwarte in Washington herausgegeben worden.

Die astronomischen Arbeiten hatten Heis wie zu Argelander, so auch zu Alexander von Humboldt in Beziehung gebracht, dem er besonders für den dritten Teil des Kosmos wertvolle Beiträge astronomischer Natur lieferte. Humboldts Einfluß im akademischen Leben war ein sehr weitreichender, und so war es wohl Humboldts Vermittlung zu verdanken, daß Heis 1852 in der Berufung als ordentlicher Professor der Mathematik und Astronomie an die Akademie zu Münster eine höchst ehrenvolle Auszeichnung und Anerkennung seiner bisherigen Arbeiten fand. Das Berufungsschreiben[1]) ist datiert vom 2. Januar 1852 und unterzeichnet von

[1]) Die hier und im Folgenden angeführten Aktenstücke befinden sich im Besitz der philosophischen Fakultät der Königlichen Wilhelms-Universität zu Münster. Durch die dankenswerte gütige Vermittlung des zeitigen Dekans, des Herrn Professor Meister zu Münster, und mit Genehmigung der Fakultät konnte ich sie für die vorliegende Lebensskizze Heis' benutzen.

dem damaligen preußischen Kultusminister von Raumer. Es lautet: „Nach einem mir vorliegenden Berichte sind Euer Hochwohlgeboren für die erledigte ordentliche Professur der Mathematik bei der Akademie zu Münster in Vorschlag gebracht worden. Da ich mit Rücksicht auf Ihre anerkennungswerten wissenschaftlichen Leistungen diesem Vorschlag Folge zu geben beabsichtige, so veranlasse ich Sie, sich baldmöglichst darüber zu erklären, ob Sie zur Annahme der bezeichneten ordentlichen Professur, mit welcher eine jährliche Besoldung von 800 Talern verbunden ist, bereit sind, und zugleich anzugeben, zu welchem Zeitpunkte Sie aus Ihrer dortigen amtlichen Stellung ausscheiden können." Heis erklärte alsbald seine Zustimmung zur Übernahme der fraglichen Stelle. An die akademische Behörde zu Münster schreibt er am 9. Januar: „Mein Bestreben wird sein, in die Fußstapfen meines würdigen Vorgängers, des Herrn Professors Gudermann, zu treten."

Da Heis auf dem Gebiet der höheren Mathematik selbst als Forscher nicht tätig war und diese Wissenschaft durch eigene, neue Erkenntnisse bringende Arbeiten nicht bereichert hat, so scheinen Neid und Übelwollen den Versuch gemacht zu haben, ihn für die Bekleidung des akademischen Lehramtes als minderwertig hinzustellen.[1]) Aus der Zeit seiner Berufung liegen aber zwei Schriftstücke vor, die wohl geeignet sind, jenen Versuchen die Spitze abzubrechen, da in ihnen von maßgebender Stelle aus Heis' Befähigung und bisherige Tätigkeit höchst ehrenvolle Anerkennung findet. Das erste dieser Zeugnisse rührt von keinem Geringeren als Argelander her. In einem Briefe vom 18. November 1851 urteilt dieser große Astronom folgendermaßen: „Ohne gerade ein Genie erster Größe zu sein, besitzt Heis einen scharfen Verstand, der ihn das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden läßt, der ihn befähigt, solche Untersuchungen sich herauszuwählen, die seinen Mitteln entsprechen, und die richtigen Wege, diese durchzuführen, zu erkennen, wobei er von einem nicht gewöhnlichen praktischen Sinn unterstützt wird, sowie von einem Eifer und einer Ausdauer, wie sie selten zu finden sind.

Dies wird in helles Licht treten, wenn die große Arbeit über die relative Helligkeit der Sterne erscheinen wird, mit der er seit 5 bis 6 Jahren beschäftigt ist ... Daß Heis ein sehr liebenswürdiger und bescheidener Mann ist, weißt Du, ebenso daß er in Aachen wegen seiner großen Gabe, in populären Vorträgen die

[1]) Vgl. hierzu den oben zitierten Artikel in der Kölnischen Volkszeitung vom 19. Februar 1906.

Resultate der Wissenschaft dem großen Publikum zugänglich zu machen, allgemein beliebt ist." Ebenso günstig über die wissenschaftliche Qualifikation und die Persönlichkeit Heis' spricht sich ein Bonner Universitätslehrer [1]) aus, bei dem er noch als Student Vorlesungen gehört hatte. In einem Briefe vom 23. November 1851 an einen Münsterer Kollegen, der offenbar ebenso wie Argelanders Schreiben als Gutachten über den in Aussicht genommenen Professor aufzufassen ist, heißt es: „Ob er in gleichem Grade, als er ein kenntnisreicher Lehrer ist, auch die Disziplin in seiner Klasse zu handhaben weiß, scheint mir, was man so hört, nicht der Fall zu sein. Dagegen ist er in wissenschaftlicher Beziehung ungemein regsam und namentlich widmet er alle seine freie Zeit der theoretischen und praktischen Astronomie. Seine desfallsigen Leistungen haben von dem Direktor unserer Sternwarte, Professor Argelander, ganz besondere Anerkennung gefunden. Auch hatte er Aussicht, der Nachfolger des in Breslau verstorbenen Astronomen Bogulawski zu werden: was dazwischen gekommen ist, weiß ich nicht. Wissenschaftliche Vorträge, welche Heis zuweilen gehalten, sind sehr gerühmt worden. Strebsam ist Heis gewiß in hohem Grade. Von Charakter ist er wohlwollend und freundlich. Ob er für solche, die ihm und seinem Fache ferner stehen, „etwas langweilig" ist, darüber wage ich nicht mich entschieden auszusprechen. Von seinem „entsetzlichen Dialekte" weiß ich aber nichts; ich habe nur den Eindruck behalten, daß er etwas langsam spricht. Er ist zwar ein geborener Kölner (Sohn eines Apothekers), hat aber nicht den Kölner Akzent.

Bei der Durchmusterung der mir bekannten Gymnasiallehrer katholischer Konfession finde ich keinen, den ich auf Grund seiner wissenschaftlichen Tätigkeit für die in Münster vakant gewordene Stelle für geeigneter halten könnte, als Heis. Daß seine Mathematik eine astronomische Beimischung hat, macht ihn vielleicht für die dortigen Verhältnisse nur noch empfehlungswerter."

Heis hat das in ihn gesetzte Vertrauen voll und ganz gerechtfertigt. Auch in seiner neuen Stellung hat er als Lehrer Hervorragendes geleistet und namentlich auch als ehemaliger Praktiker die pädagogische Ausbildung der angehenden Lehrer der Mathematik gefördert. Die Habilitationsschrift war aus den Beobachtungen über die Helligkeitsverhältnisse und die Zahl der Fixsterne hervorgegangen und trug den Titel: ‚De magnitudine relativa numeroque accurato stellarum quae solis oculis conspiciuntur

[1]) Der Name ist mir zur Zeit unbekannt.

fixarum". Die philosophische Fakultät zu Bonn verlieh ihm anläßlich des Antritts der Professur auf Grund seiner bisherigen Arbeiten ehrenhalber den Doktortitel.

Seine Beobachtungen über die Fixsterne brachte Heis 1872 durch den Atlas coelestis novus zum Abschluß. In diesem Atlas sind die sämtlichen im mittleren Europa am Himmel mit bloßem Auge sichtbaren Fixsterne nach Zahl, Größe und Helligkeit verzeichnet. Die früheren Sternkataloge — die Uranometria Bayers aus dem Jahre 1603 und die 1843 erschienene Uranometria nova Argelanders — übertrifft der Atlas coelestis zunächst durch die weit größere Zahl der aufgenommenen Sterne. Argelander verzeichnete ihrer rund 3250, Heis' viel schärferes Auge unterschied aber nahezu fünfeinhalbtausend Objekte. Die Milchstraße, die dem unbewaffneten Auge als leuchtender Wolkenzug erscheint und deren einzelne Sterne durch ihre Kleinheit diesem verborgen bleiben, war in den früheren Atlanten entweder unberücksichtigt geblieben, so in der Uranometria nova, oder falsch aufgefaßt und dargestellt. Auch in diesem Punkt bedeutete Heis' Arbeit einen wesentlichen Fortschritt, insofern sie über Form, Ausdehnung und Helligkeitsverhältnisse dieses Gebildes zum ersten Male richtige Angaben enthielt und spätere Arbeiten wirksam vorbereitete.

Vielfache Bemühungen verwendete Heis darauf, die gesicherten Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung weiteren Kreisen zugänglich zu machen und diese insbesondere für astronomische Beobachtungen zu interessieren. Zu diesem Zweck gründete er zunächst 1855 die noch heute bestehende, im Verlag von Aschendorf in Münster erscheinende Zeitschrift „Natur und Offenbarung", für die er selbst zahlreiche Aufsätze schrieb. Von 1858—75 gab er die „Wochenschrift für Astronomie, Meteorologie und Geographie" heraus; hier veröffentlichte er ebenfalls einen großen Teil seiner eigenen Beobachtungen, ferner auch die seiner Schüler, die er zu solcher Tätigkeit ausgebildet und mit solchem Erfolg dafür zu begeistern gewußt hatte, daß sie sich ihr auch späterhin mit Eifer widmeten.

Dem Leben Eduard Heis', der als Lehrer und Forscher auf verschiedenen Gebieten so erfolgreich gewirkt hatte und der als Mensch von seinen Schülern als einer der „edelsten und besten Männer" noch heute verehrt wird, war am 30. Juni 1877 ein Ziel gesetzt. Dieses Leben fiel in eine Zeit, die in allen Zweigen der Naturwissenschaften neue, fundamentale Wahrheiten erschloß, deren Inhalt weiterhin auch auf die großen Fragen der Weltanschauung

bei vielen Einfluß gewann und auch hier Neues an die Stelle des Alten setzte. Diesen Wandel hat Heis nicht mitgemacht; sein Lebensgrundsatz war das Wort, das dem eingangs genannten Buche Wasmanns als Motto voransteht und zugleich auch die Devise der Société scientifique zu Brüssel ist, der Heis als Ehrenmitglied angehörte: Nulla unquam inter fidem et rationem vera dissensio esse potest.

Religionslehrer Dr. Christian Hermann Vosen
und
Gesellenvater Adolf Kolping.

Von Domkapitular Dr. A. Steffens.

Welchem alten Marzellianer ist nicht in Erinnerung geblieben der volkstümliche, allverehrte Religionslehrer Dr. Vosen, der vor nunmehr vierzig Jahren in die Ewigkeit hinübergegangen ist? Am 25. Juli des Jahres 1864 sah ich ihn zum ersten Male, und seitdem ist sein Bild unauslöschlich in meine Seele eingegraben. Auf meine Bitte hatte mein Vater mich mitgenommen nach Köln zur 700jährigen Jubelfeier der Übertragung der hh. Dreikönige. Einen Bekannten, Kaufmann Matthias Anton Peil an St. Martin, den Bruder unseres heimischen Pastors, hatten wir besucht und dieser redete meinem Vater zu, mich studieren zu lassen und mich auf die Sexta des Marzelengymnasiums anzumelden. Denn diese Schule sei unter allen die beste; dort sei der berühmte Dr. Vosen Religionslehrer. Zu ihm sollten wir hingehen, damit er mich zunächst prüfe, um festzustellen, ob etwas aus mir werden könne. Mein Vater ließ sich bereden, und ich wurde zu Dr. Vosen geführt. Er wohnte in der Straße An den Dominikanern. Seine Schwester öffnete die Tür, und als wir eintraten, kam gerade der Religionslehrer die Treppe herunter, eine eindrucksvolle Gestalt von etwas mehr als Mittelgröße, bekleidet mit einem langen, ziemlich abgefärbten Hausrock, den eine in Quasten endende Kordel zusammenhielt. Die dunkle Hautfarbe, die etwas gebogene, kräftige Nase, die hohe Stirn, die seelenvollen,

großen Augen gaben dem edel geformten, scharfgeschnittenen und von leichtgewelltem schwarzen Haarwuchs umrahmten Gesicht einen männlich schönen Ausdruck, der Ehrfurcht einflößte und zugleich Vertrauen erweckte. Ernst, ja etwas finster schaute er durch seine goldene Brille auf die beiden Ankömmlinge herab. Doch als er unser Begehr vernommen, da überflog ein Zug der Heiterkeit, wie ich ihn im spätern Leben nur noch einmal bei ihm wahrgenommen, sein Antlitz. Er stellte mir einige Fragen, die ich ohne Bangigkeit beantwortete. Denn der Ton seiner Stimme verriet ein Herz voller Wohlwollen. Er beorderte uns alsdann zum Direktor Ditges in der Domstraße, der mich als ersten für die Sexta anschrieb, wiewohl es, wie er umständlich ausführte, noch nicht an der Zeit war, Anmeldungen entgegenzunehmen.

So kam ich im Herbste 1864 ans Marzellengymnasium, wo ich bis zum Abiturientenexamen im Jahre 1872 der Lehrer gar manche gehabt, deren ich zeitlebens mit Dankbarkeit gedenke. Ich nenne nur meinen Ordinarius in Sexta, den nachmaligen Professor an der Akademie zu Münster, Dr. Peter Langen, den allzufrüh verstorbenen Dr. Eickholt, das Ideal eines Gymnasiallehrers, den strammen Dr. Joh. Matthias Stahl, der annoch als emeritierter Professor der Universität zu Münster lebt, und den milden, guten Hemmerling. Doch alle überragte der Religionslehrer Dr. Vosen. Zu ihm blickten alle mit Verehrung hinauf, niemand hätte es gewagt, ihn zu betrüben; ein Wort des Tadels aus seinem Munde wurde als die bitterste aller Strafen empfunden. Er war der Stolz seiner Schüler und ein Fürst unter den Lehrern.

Christian Hermann Vosen wurde zu Köln am 9. Juli 1815 geboren. Er entstammte einer schlichten Bürgerfamilie altkölnischer Art, wie er sie selbst in einer seiner Reden[1]) zutreffend geschildert hat, einer Familie, wo „der katholische Glaube Ruhe und Sicherheit in allen Anschauungen zeitlicher und ewiger Verhältnisse erzeugte, wo der Vater, wie er seinerseits der Autorität in Kirche und Staat gehorchte, auch für seine Autorität einmütigen Gehorsam forderte und fand; wo die Kinder gehorchten, nicht nach eigener Einsicht noch aus bloßer Liebe zu den Eltern, sondern weil Gott gesagt hat: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren'!" Sein Vater war Küster an Groß St. Martin, und so wuchs er im Herzen der Stadt auf, mitten unter den Erinnerungen an das alte reichsstädtische Köln, die ihn für sein ganzes Leben zu einem echten und rechten

[1]) Rede über das alte Köln, gehalten auf der Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands zu Köln 1858.

Kölner machten. Mit zwölf Jahren kam er auf das Marzellengymnasium, wo er sieben Jahre verweilte und im Herbst 1834 als vierter von fünfzehn Abiturienten ein Zeugnis der Reife mit No. II davontrug. Vosen und zwei seiner Mitschüler gaben als Fachstudium „katholische Theologie" an. In seinem Bericht an den Kölner Erzbischof bemerkte der erzbischöfliche Kommissar bei der Abiturientenprüfung, Domkapitular Filz, „daß unter diesen dreien Vosen, Christian Hermann, aus Köln, wenn er anhaltender Gesundheit sich erfreuen mag, woran ich nach seinem Äußern zweifeln muß, gute . . . Brauchbarkeit im Dienste der Kirche von sich erwarten lasse". Auffallenderweise studierte Vosen, der später eine noch jetzt viel gebrauchte hebräische Grammatik in deutscher und lateinischer Sprache herausgab, auf dem Gymnasium kein Hebräisch. Erst auf der Universität scheint die Vorliebe für diese Sprache in ihm erwacht zu sein. Dafür aber betätigte er schon als Gymnasiast besonderes Interesse für die Kunst, das er sein ganzes Leben hindurch bewahrte. Schon damals begann er Kunstgegenstände zu sammeln, und seine Jugendfreunde wußten davon zu erzählen, wie er ihnen zuweilen mit irgend einem alten Gemälde oder einem leeren Rahmen, den er gerade bei einem Trödler mit seinen bescheidenen Mitteln erhandelt hatte, hochbeglückt begegnete. Die Dachrinne des elterlichen Hauses diente dazu, die alten Bilder zu reinigen und die fleckigen Kupferstiche zu bleichen.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog Vosen die Universität Bonn, um Theologie zu studieren. Hier war er ein stiller, fast schüchterner Student, der sich von allen lärmenden Veranstaltungen fernhielt, errötete, wenn man ihn ansah, aber, wie auch im späteren Leben, im Kreise trauter Freunde auftaute, um dann seinen köstlichen, echt kölnischen, niemand verletzenden Humor sprudeln zu lassen, wobei er sich am liebsten in Kölner Mundart erging. Im Studieren war Vosen jedoch unternehmend. Die Zeit war eine tiefbewegte. Auf dem Kölner Erzstuhl war auf den Erzbischof Ferdinand August Graf von Spiegel im Jahre 1836 Klemens August Freiherr Droste zu Vischering gefolgt, der bereits im zweiten Jahre seiner Amtsführung auf die Festung Minden abgeführt wurde. Die Kölner Wirren schlugen weithin mächtige Wellen, und in Bonn hatte der Hermesianismus seinen Hauptherd aufgeschlagen. Vosen kam im Sturm der Zeit und im Widerstreit der Meinungen nicht von der richtigen Fährte ab. Er schloß sich besonders an den Professor der Dogmatik Dr. Heinrich Klee an, zu dessen vertrau-

testen und liebsten Schülern er gehörte. Nach der durch Papst Gregor XVI. am 26. September 1835 erfolgten Verurteilung der Hermesischen Schriften wurde Vosen in Bonn der Mittelpunkt derjenigen Studierenden, die sich vom Hermesianismus fernhielten oder von ihm zurücktraten. Für den Fleiß des Theologiestudierenden legt unter anderm Zeugnis ab eine handschriftlich noch vorhandene, lateinisch geschriebene Abhandlung über Petri Anwesenheit in Rom,[1]) die er nach längerer Krankheit am Karfreitag des Jahres 1836 vollendete. Neben den philosophischen und theologischen Vorlesungen hörte Vosen in Bonn auch noch solche über Kunstgeschichte und lernte zur Erholung lithographieren. Im Jahre 1838 trat er in das erzbischöfliche Priesterseminar zu Köln ein und wurde am 31. Mai 1839 vom Weihbischof Karl Adalbert Freiherrn von Beyer zum Priester geweiht. Im Jahre seiner Weihe, wohl noch im Priesterseminar, verfaßte er eine dogmatische Abhandlung in lateinischer Sprache über den Spender des Ehesakramentes,[2]) die sich noch in seinem handschriftlichen Nachlasse vorfindet. Nicht zum Nachteile für seinen spätern Beruf fand der talentvolle, geistig regsame Neupriester zunächst Verwendung in der Seelsorge, die das eigenste Gebiet des Priesters ist und der er, falls er nicht entarten soll, nie gänzlich entfremdet werden darf. Am 12. Juli 1839 wurde Vosen zum Vikar in Zündorf ernannt, woselbst er jedoch nur zwei Jahre blieb. Am 16. Dezember 1841 erfolgte seine Ernennung zum Kaplan an St. Andreas in Köln, woselbst er bis zum 28. Oktober 1844 tätig war.

So wurde Vosen seelsorglich allseitig geschult. Er lernte das Volk kennen und faßte eine herzliche, priesterliche Liebe zu ihm, die ihn zeitlebens nicht verließ. Durch Erfahrung belehrt wußte er, daß Kenntnisse wohl den Geist zu bereichern vermögen, nicht aber genügen, um das Herz zu veredeln, nicht hinreichen, um aus Adamskindern Christen zu machen. Dazu bedarf es der Wirksamkeit der Gnade, wie sie die eigentliche Seelsorge vermittelt. Andererseits schöpft der Seelsorger aus der Beschäftigung mit den hh. Wissenschaften immer höhere Befähigung und stets erneute Anregung. Wie Vosen im spätern Leben als Religionslehrer die praktische Seelsorge nicht vernachlässigte, so hat er auch als Vikar und Kaplan über der Seelsorgsarbeit die Wissenschaft nicht

[1]) Petrum apostolum venisse Romam demonstratur atque doctorum quorundam virorum argumenta contra hanc rem historicam prolata refelluntur. Manuskript SS. 147.

[2]) De ministro sacramenti matrimonii. Manuskript SS. 56.

vergessen. Aus seiner Kaplanszeit stammen mehrere Aufsätze im „Archiv für theologische Literatur", das von der Münchener theologischen Fakultät, der damals angesehensten in Deutschland, herausgegeben wurde. Besonders bemerkt wurden seine Bemerkungen über die Symbolik des Professors Dr. Hilgers in Bonn, deren Verfasser man in dem jungen Kölner Kaplan nicht vermutete. Binterim wurde auf ihn aufmerksam und empfahl ihn, wiewohl er ihn persönlich nicht kannte, für die Stelle eines Repetenten am theologischen Konvikte zu Bonn.

Im Herbst 1844 wurde dem reichbegabten und allseitig gebildeten jungen Priester ein höherer Wirkungskreis eröffnet, für den er wie geschaffen erschien. Vosen wurde Nachfolger eines hochbedeutsamen Mannes, des nachmaligen Bischofs von Paderborn, Dr. KONRAD MARTIN, der durch seine hervorragende Tätigkeit auf dem vatikanischen Konzil und seine fruchtbare Schriftstellerei weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmt geworden ist. Geboren zu Geismar auf dem Eichsfeld am 18. Mai 1812 und zum Priester geweiht zu Köln am 27. Februar 1836 war Dr. Konrad Martin, nachdem er vier Jahre hindurch Rektor des Progymnasiums in Wipperfürth gewesen war, im Herbst 1860 als Religionslehrer ans Marzellengymnasium versetzt worden. Auch hier blieb er nur vier Jahre, machte sich während dieser Zeit besonders verdient durch die Herausgabe seines zweibändigen, vortrefflichen Lehrbuches der katholischen Religion für höhere Lehranstalten und wurde im Herbst 1844 als Professor der Moral und Pastoral und Konviktsinspektor nach Bonn berufen. Kurz vor seinem Tode, der am 16. Juli 1879 in Mont Saint Guibert unweit Brüssel erfolgte, veröffentlichte er seine in Mainz bei Kirchheim erschienenen „Zeitbilder oder Erinnerungen an meine verewigten Wohltäter". Ein eigenes Kapitel dieser Schrift ist seinen Freunden und Förderern am katholischen Gymnasium in Köln gewidmet, unter denen die damals bereits vorstorbenen, nämlich Direktor Birnbaum und die Gymnasiallehrer Göller, Grysar, Kreuser und Schmitz, mit mehr oder minder ausführlichen Charakterschilderungen bedacht werden.

Als Religionslehrer an die Stelle eines so ausgezeichneten Mannes zu treten, wie Dr. Konrad Martin einer gewesen, war für Vosen keine geringe Ehre und zugleich ein mächtiger Antrieb zu höherm Streben. Zunächst erwarb er sich bei der theologischen Fakultät der Universität zu München im Jahre 1845 die theologische Doktorwürde auf Grund der vorhin schon erwähnten Abhand-

lungen im Münchener „Archiv für theologische Literatur“ und einer Inaugural-Dissertation „über die innere Evidenz der Lehre von der Vorsehung“, die er nicht gesondert erscheinen ließ, aber später in seine Apologetik aufnahm. In diese Zeit fällt auch die Herausgabe seines namentlich in der gebildeten Männerwelt bis heute beliebt gebliebenen Gebetbuches „Venite adoremus“.[1]) Welch hoher Wertschätzung er sich bei seinem Oberhirten, dem Kardinal und Erzbischof Johannes von Geißel, erfreute, geht daraus hervor, daß dieser im Jahre 1853 ihn wie die Bonner Professoren Dieringer und Martin und den gelehrten Kölner Pfarrer Schumacher beauftragte, ein theologisches Gutachten über die verwickelten Lehrmeinungen des Wiener Philosophen Anton Günther, die mancherlei glaubenswidrige Irrtümer enthielten, zu erstatten. Die Jahresberichte des Marzellengymnasiums aus den sechziger Jahren brachten zwei bemerkenswerte Abhandlungen von Vosen, die apologetischer Natur sind und Natur und Offenbarung zum Gegenstand haben.[2]) Seine Grundanschauung in der hier zur Verhandlung kommenden, zu allen Zeiten viel erörterten Frage über das Verhältnis von Glauben und Wissen legt er in der ersten dieser Abhandlungen mit folgenden schlichten und schönen Worten dar, die zugleich eine treffende Vorstellung von seiner Lehrweise geben: „Die wirklichen Aussprüche der Offenbarung,“ sagt er, „können nie in wirklichem Widerspruche stehen mit den richtig erkannten Tatsachen der Natur, der Geschichte und des logischen Denkens. Wer daher die durch Gottes Gnade begründete und durch die Erfahrung von der zu Gott führenden Kraft des praktischen Christentums befestigte Ruhe der Glaubensüberzeugung in sich trägt, der wird von vornherein die Zuversicht mitbringen und festhalten, daß in jedem Angriffe auf irgend eine Lehre der Offenbarung entweder Mißverstehen dessen, was der Glaube wirklich behauptet, oder Fehler bei den Untersuchungen der Wissenschaft auf ihrem eigenen Boden zugrunde liegen und daß sich oft genug beide Mängel vereinigen, um den Irrtum zu verschlimmern. Die wissenschaftliche Anstrengung des Verteidigers wird daher auf das Entdecken jener versteckten Fehler im Angriffe gerichtet sein müssen.

[1]) Venite adoremus! Kommt, laßt uns anbeten! Vollständiges Gebetbuch für katholische Christen. Köln, Bachem. 23 Auflagen.

[2]) Die sechs Tage der biblischen Schöpfungsgeschichte gegenüber den Ergebnissen der Naturforschung. Im Jahresbericht zum Schuljahr 1860—1861.

Winke für die theologische Betrachtung der Natur besonders in Rücksicht auf den Jugendunterricht. Im Jahresbericht zum Schuljahr 1865 – 1866.

Während er für sich selbst allen Angriffen gegenüber die Ruhe seines eigenen Glaubens behält, überzeugt, daß hier jedenfalls nur die so leicht sich täuschende Handhabung der menschlichen Wissenschaft irgend einen Fehler begangen haben muß, weiß er, daß es bei gehöriger Anstrengung endlich jedenfalls gelingen muß, auch den redlich denkenden Gegner, trotz seines Vorurteils gegen den Glauben, ganz objektiv vom Dasein des betreffenden Fehlers in seinen Angriffen zu überführen." Das Bestreben, namentlich den Nichttheologen von höherer Bildung und der dem Gymnasium entwachsenen akademischen Jugend ein Heilmittel zu bieten für die Gefahren, die ihnen während des Universitätsstudiums durch eine glaubensfeindliche Behandlung der Philosophie, der Naturwissenschaften und der Geschichte sowohl in der Literatur als auch vom Katheder herab zu drohen pflegen, führte ihn dazu, im Jahre 1861 sein hervorragendstes Werk, „Das Christentum und die Einsprüche seiner Gegner" [1]) erscheinen zu lassen, das bei seiner treuherzigen, schlichten und doch gründlichen Art, die Irrgänge der wissenschaftlich verbrämten Angriffe auf den christlichen Glauben aufzudecken, eine individuelle Erscheinung in der apologetischen Literatur darstellt und deshalb auch heute noch von Wert ist, wie die vor einigen Jahren erschienene, von S. Weber besorgte fünfte Auflage des Buches beweist. Im Jahre 1865 brachten die Frankfurter Broschüren seine Abhandlung über „Galileo Galilei und die römische Verurteilung des Kopernikanischen Systems", und das folgende Jahr schenkte uns das umfangreichste Erzeugnis seiner Feder in dem zweibändigen Werke „Der Katholizismus und die Einsprüche seiner Gegner",[2]) das die der katholischen Kirche eigentümlichen Lehren und Einrichtungen klarstellt und verteidigt gegenüber den Entstellungen und Angriffen der Gegner.

Es ist nicht selten, daß in der Lehrtätigkeit stehende Männer, wenn sie literarisch hervortreten, darüber ihre Berufsarbeit vernachlässigen. Bei Vosen war dies keineswegs der Fall. Die Erzeugnisse seiner Feder waren nur die Früchte seiner sorgfältigen Vorbereitung auf den Unterricht, den er in vielen, vielfach bis zu dreißig Lehrstunden wöchentlich am Gymnasium erteilte. Die Unterrichtsmethode Vosens war eine eigenartige. Ein Handbuch

[1]) Das Christentum und die Einsprüche seiner Gegner. Eine Apologetik für jeden Gebildeten. Freiburg i. B. 1861, 1905 von S. Weber. 5 Auflagen.

[2]) Der Katholizismus und die Einsprüche seiner Gegner. Dargestellt für jeden Gebildeten. 1. Auflage 2 Bände, 2. und 3. Auflage 1 Band. Freiburg i. B. 1866, 1885.

der Religion hatten wir freilich, das von Dubelmann für die mittlern und das von Martin für die obern Klassen, allein im Unterricht kam es kaum jemals zur Verwertung. Mit Auswendiglernen wurden wir nicht geplagt. Religionsaufsätze mußten wir freilich mitunter anfertigen, und zu Anfang der Stunde wurde der eine oder andere aufgerufen, um das in der vorhergegangenen Religionsstunde Vorgetragene kurz zu wiederholen. Dann aber setzte der freie Vortrag Vosens ein, auf den wir uns stets freuten und dem wir mit gespanntester Aufmerksamkeit folgten. Aus seinem reichen Wissensschatze und seinem warmen priesterlichen Herzen strömten, wie es in einem der ihm gewidmeten Nachrufe heißt,[1]) die christlichen Wahrheiten in die Seele der Schüler über, überzeugten den Verstand, erwärmten das Gemüt und bauten die religiöse Überzeugung auf so fester Grundlage auf, daß viele seiner Schüler offen bekannten, wenn im spätern Leben ihr Glaube in den Verführungen der Leidenschaften und den Sophismen des Unglaubens keinen Schiffbruch gelitten habe, so hätten sie es Vosen zu verdanken. Jeden Sonntag predigte Vosen bei der Gymnasialmesse und an den Kommuniontagen beim Nachmittagsgottesdienste. Klar und warm, kraftvoll und frisch quoll Gottes Wort aus seinem beredten Munde, und weil bei ihm wissenschaftliche Gediegenheit mit echt priesterlichem Wandel sich paarte, so fiel das Wort nicht auf unfruchtbaren Boden. Selbst hochgebildete Andersgläubige fühlten sich durch Vosens Persönlichkeit angezogen, der katholischen Kirche näherzutreten. Unter vielen nenne ich nur den Architekten Friedrich Freiherrn von Schmidt, den Erbauer des Wiener Rathauses und Urheber des Entwurfes zur Kölner Herz-Jesu-Kirche, den Vosen im Jahre 1858 zu Köln in die katholische Kirche aufnahm.

Im Jahre 1853 beabsichtigte Vosen für alle Sonn- und Feiertage des Schuljahres einen nachmittägigen Gottesdienst einzurichten. Für die untern Klassen sollte in der Kirche eine Christenlehrandacht stattfinden, die obern Klassen wollte er jedoch inzwischen in der Aula des Gymnasiums zu einer ‚sacra lectio' d. h. zu einem für sie ganz besonders berechneten asketischen Vortrage versammeln und sie alsdann zur Anbetung des h. Sakramentes in die Kirche führen, wo zum Schluß der h. Segen erteilt werden sollte. Die erzbischöfliche Behörde äußerte jedoch das Bedenken, eine solche Art des Gottesdienstes möchte länger dauern, als im Interesse nachhaltigen Fortbestandes und ungeschmälerter Teil-

[1]) Kölnische Volkszeitung, 1871 Nr. 146, Erstes Blatt.

nahme dienlich erscheine. Das Vorhaben kam infolgedessen nicht zustande. Vosen war darüber nicht unglücklich; im Gegenteil erblickte er später einen großen Vorzug darin, daß die Gymnasiasten an Sonn- und Feiertagen sich mit ihren Eltern und Geschwistern am Nachmittagsgottesdienste in der Pfarrkirche oder bei besondern Festen an den erhebenden Feierlichkeiten in den betreffenden Kirchen der Stadt beteiligten, und zu dieser Teilnahme wußte er seine Schüler eindringlich anzuregen. Gerne folgten die Schüler dieser Anregung, zumal sie bei kirchlichen Feierlichkeiten nicht selten ihren geliebten Religionslehrer als Festprediger auftreten sahen. Ganz besonders gerne aber übernahm Vosen die Predigt in der vielbesuchten Abendandacht, die allsonntäglich in der Pfarrkirche zum h. Andreas gehalten wurde. Werktags wohnten infolge oberhirtlicher Anregung seit dem 1. Februar 1854 die Gymnasiasten alltäglich morgens vor dem Beginn des Unterrichtes der h. Messe bei, bei der Gesang und Stillgebet miteinander abwechselten. Besondere Sorgfalt verwandte Vosen darauf, seine Schüler zum würdigen und andächtigen Empfang der hh. Sakramente anzuleiten. „Alles, was ihr für Gott tut, müßt ihr mit heiligem Ernste und voller Ehrfurcht tun!“ So rief er uns öfter mahnend zu. An den Beichttagen verdroß es ihn nicht, um längeres Warten, das der Jugend unerträglich ist, zu verhüten, die große Zahl seiner Schüler in einzelnen Abteilungen nacheinander durch einen besondern, recht zu Herzen gehenden Vortrag in einem der Säle des Gymnasiums auf die h. Beichte vorzubereiten und sie in die rechte Stimmung zu versetzen. In der Wahl des Beichtvaters gestattete er wohlweislich vollste Freiheit und sah es gerne, wenn seine Gymnasiasten sich unter den Beichtvätern der Stadt in freier Selbstbestimmung den ihrigen auswählten. Denn er wußte wohl, daß sie diesem auch über die Jahre der Schulzeit hinaus ihr Vertrauen bewahren würden. Mit Recht rühmte man insgemein die Schüler des Marzellengymnasiums, daß sie ihre religiösen Pflichten mit freudiger Bereitwilligkeit erfüllten, und diesen Ruhm verdankte das Gymnasium der erleuchteten Weisheit seines Religionslehrers. Auch dem naturgemäßen Bedürfnis der den Kindesjahren entwachsenen Gymnasiasten, sich außerhalb der Schulveranstaltungen in geselligen Vereinigungen mitunter zusammenzufinden, kam Vosen entgegen durch Gründung eines wissenschaftlichen Kränzchens von Schülern der höhern Klassen des Gymnasiums, das er mehrere Jahre hindurch persönlich leitete und drei Jahre hindurch in seinem eigenen Hause beherbergte. Später hielt dieses

Kränzchen seine Tagungen im Lazaristenkloster in der Stolkgasse, und als ihm von seiten der Staatsregierung die Auflösung drohte, trat Vosen kräftig und wirksam für dasselbe ein.

Daß eine Persönlichkeit wie Vosen auf das empfängliche Jünglingsherz nachhaltigen Eindruck machen und Begeisterung für den Priesterstand in ihm wachrufen mußte, ist nicht zu verwundern. Es dürfte wohl kaum ein Gymnasium geben, das unter gleichen Verhältnissen eine solch große Zahl von Theologen hervorgebracht hätte wie das Marzellengymnasium unter Vosen. Zum Beweise greife ich aus der Mitte der Jahre seiner Tätigkeit den Zeitraum von 1858 bis 1862 heraus. In diesen Jahren zählte das Gymnasium 203 Abiturienten, von denen 115 angaben, daß sie Theologie studieren würden. Unter diesen 115 Theologen befanden sich 41, denen die mündliche Prüfung erlassen wurde, was damals, weil es selten vorkam, als große Auszeichnung galt. Der durch seine gediegenen Werke rühmlichst bekannte spekulative Dogmatiker Professor MATTHIAS JOSEPH SCHEEBEN († 21. Juli 1888 zu Köln) sowie die Kölner Weihbischöfe Dr. HERMANN JOSEPH SCHMITZ († 21. August 1899 zu Köln) und Dr. JOSEPH MÜLLER haben als Gymnasiasten zu Vosens Füßen gesessen.

Vosen lebte für seine Gymnasiasten. Für sie war ihm keine Arbeit zu viel. Weil er sich unter allen Lehrern der Anstalt an erster Stelle für die sittliche Bildung ihrer Zöglinge als verantwortlich erachtete, beantragte er am 15. Juni 1867, daß ihm die damals erledigte Stelle eines Verwalters der Schülerbibliothek des Gymnasiums übertragen werde. Daß ihm vom Provinzialschulkollegium ein abschlägiger Bescheid zuteil wurde, gehörte zu den größten Verdrießlichkeiten seines Lebens.

Bei dem mächtigen, nie ruhenden Tatendrang, der Vosen beseelte, vermochte er seine Wirksamkeit nicht auf das Gymnasium zu beschränken. Weit über die Grenzen seines engern Berufes hinaus wußte er sich in vielseitigster, ja, man darf wohl sagen, übermäßiger Arbeit zu betätigen. Abgesehen von häufiger Inanspruchnahme durch Predigten und Konvertitenunterricht half er regelmäßig im Beichtstuhle aus. Gar manche, die dem religiösen Leben lange entfremdet gewesen, gewann er demselben wieder und blieb ihr Führer bis zum Tode. Domkapitular Dr. Wilhelm Braun († 18. November 1908 zu Köln) gestand mit dankbarer Rührung in seinen alten Tagen, daß Vosen, den er als Seminarist vertrauensvoll aufgesucht, ihm über seine Berufsschwierigkeiten in einmaliger Unterredung für immer hinweggeholfen habe.

Auch auf das weibliche Geschlecht erstreckte sich Vosens Tätigkeit. An der höhern Mädchenschule des Fräulein Agnes Weinen erteilte er Religionsunterricht, und seinen geistigen Töchtern war er auch in spätern Jahren ein kundiger Seelenführer.

Als einer der ersten erkannte Vosen die hohe Bedeutung des Vereinswesens für unsere Zeit. Auf Anregung eines hochgemuten und edelgesinnten Jünglings aus dem Kaufmannsstande, August Oster, gründete er die Agrippina, einen Verein für Handlungsgehilfen, in welchem er wöchentliche Vorträge hielt. Dieser Verein entwickelte sich am 4. Juli 1858 zu der noch blühenden Marianischen Kongregation für junge Kaufleute.

Bei der am 24. Februar 1853 erfolgten Gründung des Christlichen Kunstvereins der Erzdiözese Köln, dem die im Jahre 1860 erfolgte Errichtung des erzbischöflichen Diözesanmuseums zu danken ist, wirkte Vosen in ganz hervorragender Weise mit, und auf sein Betreiben kam die vom Verein veranstaltete epochemachende Ausstellung mittelalterlicher Gemälde auf dem Gürzenich, die am 26. Juni 1854 eröffnet wurde und am 18. Oktober desselben Jahres schloß, zustande. Auch der Ausstellungskatalog ist ein Werk Vosens.

Fast seit Gründung des Zentral-Dombauvereins war er Vorstandsmitglied desselben und wurde nach Thissens Abgang zum Schriftführer gewählt.

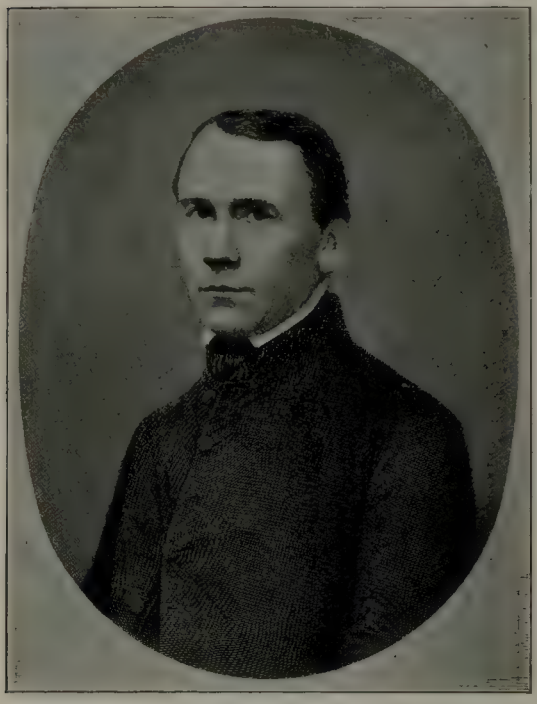
Auch bei der Gründung des Bürgervereins, aus dem die jetzige Bürgergesellschaft erwachsen ist, war er beteiligt und hielt dort manche Vorträge. Er war die Seele des Komitees, das im Jahre 1854 die für Köln geplante Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands vorbereitete. Infolge von Schwierigkeiten, die die Regierung machte, kam diese Versammlung nicht zustande.

Als dann im Jahre 1858 die Generalversammlung wiederum für Köln angesagt wurde, war Vosen abermals der geistige Leiter bei den Vorbereitungen, und auf der Generalversammlung selbst hielt er seine zündende Rede über das alte Köln. Auch anderwärts trat er auf den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands als Redner auf; so hielt er bei der zu Frankfurt a. M. seine Rede über die soziale Frage.

In den sozialen Bestrebungen begegneten sich Vosens Gedanken mit denen eines andern Priesters, der gleich Vosen Abiturient des Marzellengymnasiums gewesen war. Es war

Adolf Kolping,

geboren zu Kerpen am 8. Dezember 1813, gestorben zu Köln am 4. Dezember 1865. Als vierundzwanzigjähriger vielgereister Schustergeselle kam Kolping im Herbste 1837 in die Tertia des Marzellengymnasiums und studierte trotz ernstlicher Erkrankungen und großer Entbehrungen mit solchem Eifer und solchem Erfolge, daß er nach $3^1/_2$ Jahren zu Ostern 1841 das Abiturientenexamen glücklich bestand. Sein ‚Curriculum vitae', das er vorschriftsmäßig behufs Zulassung zur Reifeprüfung seinen Lehrern unter dem 25. Februar 1841 einreichte, ist eine umfangreiche, jeden Leser in tiefster Seele ergreifende Selbstbiographie.[1]) Auch legte er, gleich nachdem er das Gymnasium bezogen hatte, ein Tagebuch an, in welchem er seine Gedanken über seine Lebensaufgaben und Seelenstimmungen niederlegte. Es enthält fünf Aufsätze. Im zweiten macht Kolping einige Bemerkungen über offenbarungsfeindliche Anschauungen, die er auf dem Gymnasium zu hören bekam. „Es kommt da," so schreibt er, „ein Professor mit der Wissenschaft unter dem Arm in die Klasse und demonstriert über das Weltgebäude, die Entstehung und allmähliche Entwicklung desselben, gleich als ob es sich entwickelt hätte, wie sich ein Hühnchen aus dem Ei entwickelt; spricht



Gott segne das schöne Handwerk!
Adolph Kolping

[1]) Abgedruckt bei Schäffer, Adolf Kolping der Gesellenvater. 3. Auflage. Paderborn, Schöningh. SS. 23—30.

von einem schaffenden Prinzip, das in der Masse verborgen liegt und, ich weiß nicht, welche Tätigkeit in dieselbe bringt." Nachdem er sich darüber des weiteren verbreitet hat, fügt der fünfundzwanzigjährige Tertianer hinzu: „Ich glaube fest und unverbrüchlich, was die Kirche sagt, und folglich auch, daß Gott durch sein Allmachtswort die Welt in sechs Tagen erschaffen hat, daß er sie ordnet, lenkt und regiert mit unendlicher Weisheit und Güte . . . Folge ich dagegen dem Faden (den solche Professoren spinnen), so gelange ich endlich auf einen Punkt, wo der Glaube an einen allmächtigen Schöpfer aufhört. Dann herrscht irgendeine Kraft, irgendein Gesetz ohne Lenker, ein Werden und Vergehen ohne bestimmenden Gesetzgeber, ein Fatum, das die Urstoffe der Welt dahinwarf und sie, folglich auch den Menschen, dem Zufall überließ. Dann bin auch ich — was? Ich weiß es selbst nicht, eine Pflanze vielleicht, ein Ding, das sich um sich selbst dreht und in sich selbst zusammensinkt, um der Keim zu einem neuen Geschöpfe zu werden. Das ist eine Nacht, vor der meinem Herzen graut; und doch ist es so, wenn der Professor recht hat." [1])

Nach seinem Weggang von Köln studierte Kolping in München und Bonn Theologie und wurde am 13. April 1845 in der Minoritenkirche zu Köln vom Weihbischof Gottfried Claeßen zum Priester geweiht. Kolping war Priester geworden eigens zu dem Zwecke, um dem Handwerkerstande, dessen soziales und sittliches Elend er aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, aufzuhelfen.

Als Kolping Kaplan an St. Laurentius in Elberfeld war, bildete sich dort aus unscheinbaren Veranlassungen ein zumeist aus Handwerksgesellen bestehender Jünglingsverein, dessen Seele bald Kolping wurde. Hier reifte in Kolpings Geist der Gedanke der Stiftung des Gesellenvereins. Jedoch nicht in Elberfeld, sondern in Köln wollte Kolping seinen Verein gründen, und er bat deshalb um die Stelle eines Vikars am Kölner Dom, die er auch am 15. März 1849 vom Kardinal und Erzbischof von Geißel erhielt. „Köln," so spricht Vosen in Kolpings Leichenrede, „lag seinem Herzen nahe; es war seine zweite Vaterstadt. Es hatte ihm viel gegeben; Leid und Glück hatte er in Köln gefunden. Auf diesen Boden, dessen Wert er kannte, wollte er seine neue Pflanzung versetzen, nicht aus Eitelkeit, sondern in richtiger Berechnung der Hoffnung auf ausgezeichnetes Gedeihen. Kolping liebte Köln, wie wenige es lieben. Er ließ sich in seiner Beurteilung dieser merkwürdigen Stadt nicht durch den äußern Schein täuschen wie

[1]) A. a. O. S. 17.

so viele, die nur gierige Gewinnsucht und frivole Weltlust hier finden wollen. Diese Stadt, deren Boden vom Blute so vieler Märtyrer getränkt ist, deren Bewohner die lange Vorzeit hindurch Glaubenstreue und Sittenstrenge heilig gehalten, sie schien ihm unter dem Schutze mächtiger Fürbitter im Himmel zu stehen. Er hatte es durch eigene Erfahrung erprobt, daß dort im Kern des Volkes, trotz des oft entgegengesetzten Scheines, tiefe Religiösität wurzelt, wenn der Kölner sie auch nicht immer zur Schau trägt.“ [1])

Kolping suchte zunächst in Köln, bevor er dorthin übersiedelte, den Boden für den Verein zu bereiten, indem er einen Mann, der gleich ihm das Volk liebte und Verständnis für die soziale Frage hatte, ins Interesse zog. Dieser Mann war Religionslehrer Vosen. Bei ihm fand Kolping den rechten Blick für das, worum es sich handelte, und zugleich das bereitwilligste Entgegenkommen. Zweimal schickte Kolping Gesellen von Elberfeld aus nach Köln, um dort Umschau zu halten und die Gründung des Vereins in die Wege zu leiten. Zuerst sandte er einen Coblenzer. Aber der war zu still und kam zurück, wie die erste Taube, die Vater Noah ausfliegen ließ. Dann schickte er einen Kölner namens Franz Gumpertz, und der war der richtige. Ein frisches, munteres Blut, hatte derselbe im Verein zu Elberfeld alle durch seine Lebhaftigkeit und seinen Kölner Humor bezaubert, so zwar, daß er Kolping hie und da allzu stürmisch erschien. „Höre,“ sprach er zu ihm, „gehe nach Köln und treibe mir die Leute zusammen. Geh dann zu Vosen und gib ihm die Liste. Aber alles, was ich Dir sage, ordentliche Leute, keine Ströppe.“ Der ließ sich das nicht zweimal sagen. Bald konnte er zurückkehren mit der Nachricht: „Es sind ihrer schon viele beieinander.“ Vosen hat mithin bei der Gründung des Gesellenvereins Pate gestanden. Mit ihm überlegte und besprach Kolping in der Folge alle seine Pläne. Denn Vosens Kenntnisse in der großen sozialen Frage, die damals nur von wenigen gewürdigt wurde, sowie seine gereifte Lebensanschauung waren für Kolping, wie er selbst gesteht, sehr wertvoll, und stets war man des Gelingens sicher, wenn der volkstümliche Führer mit seinem Scharfblicke und seiner Beredsamkeit eine Sache leitete und förderte.

Vosen und Kolping, fürwahr ein herrliches Priesterpaar, zwei Männer, gleich an Seelenadel und Geistesgröße, gleich an Bered-

[1]) Trauerrede beim Begräbnis des Gesellenvaters Kolping, gehalten am 7. Dezember 1865 in der Minoritenkirche zu Köln von Dr. Christ. Hermann Vosen. Köln 1865. J. P. Bachem.

samkeit und schriftstellerischer Gewandtheit, beide hervorgegangen aus dem Volke und das Volk liebend in sich hinopfernder Selbstlosigkeit, und doch wieder so ganz verschieden an Charakter und Eigenart. Vosen hatte ein goldenes Gemüt, Kolping aber war ein Diamant; Vosen der kunstliebende Gelehrte mit weitschauendem Blick, Kolping eine Kernnatur von markiger Wucht mit klarem Blick und zielbewußtem, unbeugsamem Willen; Vosen festgebannt an die heimische Scholle, Kolping hingegen heimisch in allen Städten, soweit die deutsche Zunge klingt; Vosen ganz und gar hingegeben an die studierende Jugend, dabei aber voller Interesse für alle kirchlichen, politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Fragen seiner Zeit, Kolping aber ausschließlich lebend der Hebung des Handwerkerstandes und alles Übrige andern überlassend. In Einem aber kamen beide wieder überein: im vollständigen Mangel an Sinn für Geldgeschäfte. Beide traten arm ins Leben, beide starben in Armut. Beide aber gingen Wohltaten spendend durchs Leben.

Zeitlebens wirkten die beiden Marzellianer nebeneinander und miteinander in Köln. Vosen nahm teil an der konstituierenden Sitzung des Vorstandes des katholischen Gesellenhospitiums zu Köln am 13. Februar 1850 und blieb bis zu seinem Tode Mitglied des Vorstandes, auch beteiligte er sich mit Kolping an der Leitung des Vereins, als dieser in einem Klassenzimmer der Pfarrschule von St. Kolumba mit fünf Gesellen ins Leben trat, und blieb demselben stets innig zugetan.

Im Jahre 1849 übernahmen Kolping und Vosen die Redaktion des im Jahre 1844 zu Düsseldorf ins Leben getretenen Rheinischen Kirchenblattes. Sie begannen damit, die Monatsschrift in eine Wochenschrift umzuwandeln, aber erst 1850 traten sie mit ihrem vollen Namen hervor. Seit 1851 jedoch zeichnete Kolping allein als Herausgeber. Doch erfreute er sich immer noch der Mitarbeit Vosens. Für die Gesellenvereine ließ Kolping seit 1850 eine eigene Beilage als Vereinsorgan erscheinen, das 1851 den Titel „Feierstunde“ annahm und sich am 1. April 1854 zu den durch ihren edlen Volkston so berühmt gewordenen und zu großer Verbreitung gelangten „Rheinischen Volksblättern für Haus, Familie und Handwerk“ entwickelte. Auch der „Katholische Volkskalender für 1851, herausgegeben von ein paar rheinländischen Volksfreunden“, war Kolpings und Vosens gemeinsames Werk, das Kolping später allein fortsetzte.

Beim Tode Kolpings hielt Vosen dessen Leichenrede, und im Jahre 1866 veröffentlichte er im Frankfurter Broschürenverein seine hochbedeutsame Schrift „Kolpings Gesellenverein in seiner sozialen Bedeutung", in der Vosen tiefes Verständnis der sozialen Frage und weitausschauenden Blick bekundet. Im Kalender für das katholische Volk (1867) veröffentlichte er schließlich eine Lebensbeschreibung Kolpings. Als Vosen im Jahre 1871 starb, fanden sich Kolpings dankbare Söhne zahlreich mit ihrer Vereinsfahne beim Leichenbegängnisse ein, um den zu ehren, der so oft ihr Lehrer und der frohe Teilnehmer ihrer Feste gewesen war.

Doch nicht bloß durch Förderung des Vereinswesens bekundete Vosen sein Interesse am öffentlichen Leben, auch für politische Fragen hatte er einsichtsvolles Verständnis und reges Interesse. In richtiger Würdigung der Bedeutung der Presse war er für deren Hebung im katholischen Sinne tätig. Er war Mitglied des Verwaltungsrates der „Volkshalle" und fruchtbarer Publizist. Auch bei den Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften setzte er seinen vielvermögenden Einfluß durch Rede und Schrift ein, damit solche aus der Wahlurne hervorgingen, die das wirkliche Köln zu vertreten geeignet waren. Er war es auch, der bei einer der Wahlbewegungen den glücklichen Namen der „altkölnischen Partei" schuf.

Oben wurde schon bemerkt, daß Vosen gleich Kolping sich im Wohltun erschöpfte. Vosens Wohltätigkeit beschränkte sich indes nicht auf Almosen, sondern er scheute keinen Gang und keine Mühe, um Hilfsbedürftigen Arbeit und Stellung zu verschaffen, damit sie dauernd aus der Notlage befreit würden. Ein unvergängliches Denkmal der Nächstenliebe Vosens ist das Marienhospital an St. Kunibert in Köln. Als am 8. Dezember 1854 der Lehrsatz von der makellosen Empfängnis der h. Jungfrau verkündet worden war und wie allenthalben, so auch in Köln eine Mariensäule sich erhob, da war es Vosen, der den Gedanken aussprach, mit dem Denkmal der Huldigung auch ein Denkmal der christlichen Nächstenliebe zu verbinden. Anregend wie er war, gelang es ihm leicht, einen Kreis gleichgesinnter Männer, vor allem den Kaufmann PETER MICHELS, für seine Idee zu begeistern. Einmütig und gottvertrauend ging man an die gewiß nicht leichte Aufgabe heran, ein Hospital für arme, unheilbare Kranke zu gründen. Kölns nie versagende Opferwilligkeit griff großartig ein, und schon im Jahre 1864 öffneten sich die Tore des neuen Krankenhauses zur Aufnahme der Leidenden. Seit Gründung des Marienhospitals

war Vosen Schriftführer des Kuratoriums, und was er in Wort und Tat und Schrift für die Anstalt geleistet, bleibt unvergessen.

Unvollständig wäre Vosens Bild, wenn unerwähnt bliebe, wie er seine künstlerische Begabung betätigte. Zu fachmännischer Ausbildung fehlte ihm Zeit und Gelegenheit; jedoch hat er als Kunstliebhaber Versuche gemacht in der schönen Literatur durch Herausgabe eines unter dem Namen „Hermann Christian" erschienenen Romans. Sein frommer, kunstbegabter Sinn bekundet sich auch in dichterischen Ergüssen, mit denen er seine Freunde bei besondern Anlässen zu erfreuen pflegte. Als Vikar in Zündorf schnitzte er einen Kruzifixus und später malte er das Altarbild für die ehemalige Lazaristenkapelle in der Stolkgasse, darstellend den h. Vinzenz von Paul, wie er dem Volke predigte. Ferner malte er ein Bild des h. Apostels Andreas für die Kölner Andreaskirche sowie ein Bild der seligen Christina für die Kapelle, die sich an der Stelle ihres Heimganges in Stommeln erhebt. In den letzten Jahren seines Lebens suchte er seine Erholung in naturwissenschaftlichen Versuchen.

Wie beim Volke, so stand Vosen auch bei der Geistlichkeit in hohem Ansehen, das er vollauf verdiente durch seine kirchliche Gesinnung, sein allseitiges Wissen und seinen auferbaulichen Wandel. Wiederholt wählte ihn die Geistlichkeit der Stadt zum Präses der Pastoralkonferenz, und auch hier bewährte sich Vosens umsichtige und verständnisvolle Leitung aufs glänzendste.

Eine so vielseitige und angestrengte Tätigkeit blieb nicht ohne nachteiligen Einfluß auf Vosens Gesundheit. Er mußte sich in seinen letzten Lebensjahren allmählich von der Betätigung im öffentlichen Leben zurückziehen. Seine letzte öffentliche Tat war eine Adresse an das Haus der Abgeordneten für die konfessionellen Schulen, die er verfaßt hatte und in einer großen Volksversammlung zur Annahme brachte. Auch arbeitete er noch in den letzten Jahren an einem Religionshandbuch für die Gymnasien, um dessen Herausgabe er von vielen Seiten angegangen worden war.

Der gewaltige Kampf der Geister gelegentlich des Zusammentritts des vatikanischen Konzils ließ ihn nicht teilnahmlos. Die Minorität der in Rom versammelten Bischöfe war gegen eine dogmatische Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit, welche die weitaus größere Majorität dringend verlangte. Vosen, der persönlich die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit in Anbetracht der Zeitlage nicht für zweckdienlich hielt, veröffentlichte in der ersten Nummer des „Rheinischen Merkur" im Februar 1870 einen

an den deutschen Klerus gerichteten Aufruf zur Unterzeichnung einer Zustimmungserklärung an die Minoritätsbischöfe. Da jedoch der Kölner Erzbischof PAULUS MELCHERS, der zur Minorität gehörte, melden ließ, solche Adressen seien unangebracht, erklärte Vosen in der zweiten Nummer des „Rheinischen Merkur", daß er das Sammeln von Unterschriften einstelle. Wie sein Erzbischof, so gab auch Vosen als treuer Sohn der Kirche die eigene Meinung auf, sobald die Entscheidung des kirchlichen Lehramtes sie als irrig bezeichnet hatte. Daß andere dies nicht taten, sondern sich von der Kirche trennten, war der bitterste Schmerz seines Lebens, der ihm außerordentlich zu Herzen ging und selbst seinen Gesundheitszustand ungünstig beeinflußte.

Zuletzt mußte Vosen wegen eines Herzleidens, das sich eingestellt hatte, auch auf den Religionsunterricht am Gymnasium verzichten. Seine vielen Schüler, die ihm bei seinem fünfundzwanzigjährigen Priesterjubiläum im Jahre 1864 lauten Ausdruck ihrer dankbaren Verehrung zugejubelt hatten, mußten sich beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum seiner Wirksamkeit als Religionslehrer darauf beschränken, ihm in der Stille ein Album mit ihren Porträts zu überreichen.

Im Januar 1871 wurde bekannt, daß Vosen zu Ostern seine Stelle als Religionslehrer niederlegen werde. Jedoch sollte es nicht dazu kommen. Als Religionslehrer sollte Vosen sterben, und in Köln, seiner heißgeliebten Vaterstadt, sollte er seine letzte Ruhestätte finden.

Früher waren mit ihm Verhandlungen gepflogen worden bezüglich Übernahme einer Domherrnstelle in Hildesheim, auch solche bezüglich Übernahme eines theologischen Lehrstuhles in Freiburg i. B. und in Prag. Doch Vosen blieb in Köln. Schließlich wurde seine Ernennung zum Stiftsherrn in Aachen in die Wege geleitet, und Vosen ließ sich diesmal, wenn auch ungern, dazu bestimmen, die ihm zugedachte Beförderung anzunehmen, da er doch seine Lehrtätigkeit nicht mehr fortzusetzen vermochte. Erzbischof Paulus Melchers schrieb unter dem 21. Dezember 1870 an den Oberpräsidenten von Pommer-Esche zu Coblenz, der für einen andern Kandidaten beim Erzbischof die Ausstellung des Idoneïtätszeugnisses beantragt hatte, auch Vosen, der bereits seit 27 Jahren das Amt eines Religionslehrers am Marzellengymnasium mit ausgezeichnetem Erfolge bekleide und sich auch als Schriftsteller mehrfach verdient gemacht habe, nunmehr aber durch körperliche Leiden verhindert werde, in seinem seitherigen amtlichen

Wirkungskreise sich weiter zu betätigen, sei bereit, die gedachte Stelle anzunehmen. Der Oberpräsident antwortete am 17. Februar 1871, daß der Minister der geistlichen usw. Angelegenheiten den Religionslehrer Dr. Vosen Sr. Majestät dem Könige zur Nomination für die Stiftsherrnstelle in Vorschlag gebracht und Se. Majestät diesem Antrage zu entsprechen geruht habe. Darauf erfolgte unter dem 20. Februar 1871 die Ausstellung des förmlichen Idoneïtätszeugnisses seitens des Erzbischofes, und in Rom wurde nunmehr auf Antrag der preußischen Gesandtschaft die päpstliche Proviste für Vosen ausgestellt. Vosen jedoch starb am 12. Mai 1871, ohne etwas von seiner Ernennung erfahren zu haben; die Kosten für die Ausstellung der Proviste mußten niedergeschlagen werden. Unvermutet wurde Vosen zwei Tage vor seinem Tode von einem Schlaganfalle betroffen. Mit Andacht empfing er die hh. Sterbesakramente, und als er nicht mehr sprechen konnte, zeigte er mit dem Finger gen Himmel, um kundzutun, daß für ihn die Stunde gekommen sei, die Erde zu verlassen.

Vosen war weder reich noch hochgestellt, und doch war er zeitlebens machtvoll in Wort und Tat; Zahllose verehren ihn als ihren Wohltäter.

Oberlehrer Schaltenbrand

Professor Zons

zwei langjährige Mitarbeiter Vosens.

Karl Schurz

geboren zu Liblar 2. März 1829, gestorben zu New-York 14. Mai 1906.

Von Prof. Dr. WILH. SCHURZ in M.-Gladbach.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

Goethe.

Wenn es uns gestattet wäre," — so führte Direktor Ditges am 22. März 1865 in seiner Festrede aus, die neben der Königsgeburtstagsfeier zugleich dem fünfzigjährigen Bestehen[1]) des katholischen Gymnasiums an Marzellen und der zugleich mit seiner Gründung erfolgten Einverleibung der Rheinprovinz in Preußen galt, — „wenn es uns gestattet wäre, alle diejenigen, die in den fünfzig Jahren seit der Eröffnung des neuorganisierten Gymnasiums demselben angehört haben, unseren Augen vorzuführen, so würden wir mit freudigem Stolze eine zahlreiche Schar, würden wir Tausende vor uns sehen, welche sich auf der hier gewonnenen Grundlage zu segensvoller Wirksamkeit in irgend einem höheren Lebensberufe befähigt oder sich zu höheren Stellungen in Staat und Kirche emporgeschwungen haben."

In denselben Tagen, in welche jene Feier der Schule und der Provinz fiel, vollzog sich jenseits des Ozeans, in Nordamerika, zugunsten der Union die entscheidende Wendung in der leidenschaftlichen Fehde, die vier Jahre hindurch den Norden und den Süden zu mörderischem Kampfe gegeneinander getrieben hatte. An ihr hatte ein trefflicher Sohn des Rheinlandes, der von 1839—1847 Schüler der Jubelanstalt gewesen war, als bester Mitarbeiter Lincolns rühmlichen Anteil genommen:

KARL SCHURZ.

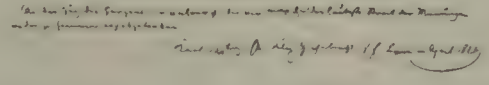
Der junge Deutsche, der als einer der besten unter so vielen sein Vaterland verloren hatte, weil er für deutsche Freiheit und Einheit kämpfte, hatte in dem demokratischen Gemeinwesen der Vereinigten Staaten einen Wirkungskreis gefunden, auf dem er seine

[1]) 1865 bestand das Marzellengymnasium 50 Jahre unter preußischer Herrschaft; es bestand damals in Wirklichkeit über 400 Jahre.

wahrhaft freie Eigenart ausleben lassen konnte und sich zu einer führenden Persönlichkeit im staatlichen und öffentlichen Leben entwickeln sollte. Im Kriege und im Frieden hat er seinem neuen Vaterlande in Ehren gedient. Ja, in einem Alter, in dem der Amerikaner gewöhnlich erst anfängt, zu hohen politischen Ehren und Würden zu gelangen, war er, der Deutsch-Amerikaner, bereits Gesandter in Madrid, General in der Unionsarmee, Mitglied des Bundessenats und Minister des Innern gewesen.

Nach hervorragenden Verdiensten in der Diplomatie, im Heere, auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Verwaltung blieb er ein volles Viertel-jahrhundert als Redner, Schriftsteller, Journalist und politischer Agitator im besten und höchsten Sinne des Wortes tätig, und zwar in einer Weise, daß er zu nationalem Ansehen auch bei den Englisch-Amerikanern gelangte.

Den Deutsch-Amerikanern wurde er bald der geistige Führer. Jahrzehntelang schauten sie zu ihm als ihrem Vater und idealsten Vertreter



hinauf, und wenn Paul Loeser im Jahre 1899 gelegentlich der Feier von Schurzens 70. Geburtstage sagen konnte: „Er hat seinem Vaterlande, dem Lande seiner Geburt wie dem seiner Wahl, die höchste Ehre gemacht, und er hat sie niemand mehr gemacht als den Deutsch-Amerikanern," so unterschreiben auch wir Deutsche diese Worte des Deutsch-Amerikaners gern und freudig für drüben und hüben. Denn auch wir erblicken in ihm einen unserer trefflichsten Söhne, der gerade dadurch, daß er

in fremdem Lande der deutschen Heimat, der deutschen Abstammung und dem deutschen Namen seltene Ehre machte, sich hohe Verdienste um die Weltstellung des Deutschtums überhaupt erwarb.

Die Zugehörigkeit zu zwei Welten wurde seine Größe.

Dann, was alle, die lehrend oder lernend der Schulgemeinde des Marzellengymnasiums angehört haben, noch besonders warm berührt, der Bürger zweier Welten hat dem deutschen Gymnasium, seiner geistigen Mutter, ein dankbares Andenken bewahrt, ist seinen Lehrern mit seltener Anhänglichkeit in dankbarer Verehrung zugetan geblieben, stets von der Überzeugung getragen, seinen deutschen Lehrern auf der humanistischen Schule verdanke er im letzten Grunde, was er sei und was er habe.

Ein solches Urteil aus dem Munde eines wahrhaft großen Mannes, eines Mannes der Tat und des Wortes zugleich, gereicht der Schule und ihren damaligen Lehrern zur allerhöchsten Anerkennung, ehrt in demselben Maße aber auch den großen Schüler.

Wer die Lebenserinnerungen von Karl Schurz liest, wird zu seiner Freude und Genugtuung auf Schritt und Tritt Spuren auflesen, die aus der neuen Heimat zurück in die alte führen, er wird nicht nur Fäden, sondern Fesseln verspüren, die ihm Herz und Sinn gebunden oder vielmehr gekettet hielten an Orte und Personen der rheinischen Heimat, in denen und mit denen er seine Jugend- und Lehrjahre verlebte.

Seine früheste Jugend verbrachte er in seinem Geburtsdorfe Liblar,[1]) treu gehegt und gepflegt von Eltern und Großeltern. Der Großvater, Heribert Jüssen, war Halbwinner auf der dicht bei Liblar gelegenen Burg, „die Gracht" genannt, der Vater Lehrer in Liblar. Freilich mußte er schon zu Anfang des Jahres 1836 seine amtliche Tätigkeit als Lehrer aufgeben, so daß Karl nur ein Jahr den Schulunterricht des Vaters genoß. Weit mehr hatte er aber seitdem dem Unterricht zu danken, den er außerhalb der Schule, zu Hause, empfing. Denn der Vater war von dem Wunsche beseelt, dem Sohne eine bessere Erziehung und gründlichere Ausbildung angedeihen zu lassen, als ihm, der frühe elternlos geworden, beschieden gewesen war. So blieb er unablässig bemüht, nach seinem besten Wissen und Können zur Charakter- und Geistesbildung des Sohnes beizutragen. Der geweckte und

[1]) Station der Eisenbahnlinie Köln-Euskirchen, etwa 17 km von Köln entfernt.

empfängliche Knabe, das stand bei ihm fest, sollte das Gymnasium und später die Universität besuchen, um sich einem gelehrten Fachstudium zu widmen.

Da nach des Vaters Ansicht die heimatliche Dorfschule, der übrigens ein tüchtiger Lehrer vorstand, zur Vorbereitung für das Gymnasium nicht ausreichte, schickte er den Sohn nach zurückgelegtem achten Lebensjahre (1838) auf die Seminarübungsschule in Brühl, die als Musterschule galt. Auch weitere Opfer zu bringen bereit, ließ er ihn in Brühl durch Privatlehrer in Musik und Latein unterrichten, während er selbst als „belesener" Mann auch fernerhin die Lektüre des Sohnes regelte und leitete. Nicht gering waren die Zumutungen und Anforderungen des Vaters. Jedenfalls aber war der Junge, als er, 10 Jahre alt, im Herbst 1839 in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen werden sollte, „im Punkte der Belesenheit wie in anderen Richtungen anständig vorbereitet".

Dabei waren die Jahre der Kindheit reich an Freuden, wie sie der ländlichen Jugend geboten sind, und reich an Freunden. Gern verweilte er noch im Alter in der Erinnerung an diese „sonnigen und glücklichen Jahre", sei es im Kreise seiner Kinder oder seiner Freunde. „Ich schätze mich glücklich," schreibt er als 75jähriger, „meine früheste Jugend auf dem Lande verlebt zu haben, wo der Mensch nicht allein der Natur, sondern auch dem Menschen näher steht als in dem Häuserpferch und dem Gedränge der Stadt. Ebenso schätze ich mich glücklich, in einfachen, bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen zu sein, die den Mangel nicht kannten, aber auch nicht den Überfluß, die keine Art von Luxus zum Bedürfnis werden ließen, die es mir natürlich machten, genügsam zu sein und auch die kleinsten Freuden zu schätzen, die meine Genußfähigkeit vor dem Unglück bewahrten, durch frühe Sättigung abgestumpft zu werden, die ein sympathisches Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Armen und Niedrigen im Volke lebendig und warm erhielten, ohne das Streben nach höheren Zielen zu entmutigen."

Der Aufenthalt auf dem Lande blieb nun für die nächsten sechs Jahre auf die Ferien beschränkt, bot dann aber selbstverständlich der harmlosen Vergnügungen um so mehr; er hörte gänzlich auf, als die Eltern ihr Besitztum in Liblar veräußerten und nach Bonn übersiedelten, in der offenbaren Absicht, dem Sohne, der nach zwei Jahren die Universität besuchen würde, die akademischen Studien zu ermöglichen. Indes gerade die Übersiedelung brachte

die Eltern in arge Verdrießlichkeiten und den Sohn in die bittere Lage, auch den „Mangel“ kennen zu lernen. Doch greifen wir nicht vor, begleiten wir vielmehr den Gymnasiasten auf dem langen Wege von Sexta bis Oberprima und sehen wir zu, unter welche Einflüsse der Schüler hier geriet.

In launiger Weise schildert Schurz in seinen Lebenserinnerungen, wie er sich bei seinem ersten Erscheinen im Gymnasium, es war am 24. Oktober 1839, dem Spotte seiner Mitschüler ausgesetzt hat.

„Nicht ahnend, daß der Gebrauch einer Schiefertafel mit der Würde des Sextaners durchaus unverträglich sei, brachte ich bei dem Eintritt in die Klasse meine Schiefertafel mit mir. Sofort waren die Blicke aller meiner Mitschüler, von denen ich keinen einzigen [1]) kannte, auf mich gerichtet und es brach ein allgemeines Gelächter aus, als einer auf gut Kölnisch ausrief: »Süch ens doh! Dä hät en Ley! Dä hät en Ley!« Ich hätte mich gerne sofort mit der Faust an die Höhnenden gemacht, aber da trat der Ordinarius ein, und es erfolgte ehrfurchtsvolle Stille.“

Der Ordinarius der Sexta war HEINRICH BONE, der mit dem neuen Schuljahre 1839/40 seine Tätigkeit am Marzellengymnasium eröffnete. Bis zum Schluß des Schuljahres 1841/42 verblieb Bone an der Anstalt. Unter die Begünstigungen durch das Schicksal in seinem Leben rechnet Schurz es geradezu, daß er drei Jahre lang unter Leitung dieses ausgezeichneten Lehrers gestanden. Vernehmen wir den Grund zu diesem höchst anerkennenden Urteile aus dem Munde des dankbaren Schülers selbst: „Wenn ich in meinem späteren Leben den Grundsatz festgehalten habe, daß Klarheit, Anschaulichkeit und Direktheit des Ausdrucks das Haupterfordernis eines guten Stiles sind, so habe ich das in großem Maße den Lehren zu verdanken, die ich von Bone empfing.“ Neben dem lateinischen erteilte Bone nämlich auch den deutschen Unterricht. Ausführlich schildert Schurz [2]) die Lehrweise des Deutschlehrers, der streng auf anschauliche, objektive Beschreibung in den schon von Sexta an als Aufgabe gestellten kleinen Aufsätzen hielt. Verschwommenes, Abstraktes, nicht sinnlich Wahrnehmbares war fürs erste von der Darstellung gänzlich ausgeschlossen. Damit war über allgemeine, gar erst über Aufgaben philosophischen Anstrichs, wie über den Nutzen des Eisens, über die

[1]) es waren 41.

[2]) Lebenserinnerungen I. S. 55; benutzt wurden auch die Archivalien des Gymnasiums.

Schönheit der Freundschaft, über den Fleiß oder die Bescheidenheit der Stab gebrochen. Der eigentlichen Beschreibung, deren Gegenstände allmählich größere Verhältnisse umspannten, folgten auf Quarta Erzählungen. Aber auch hier bestand er darauf, daß die Phantasie in Anschauung des gewöhnlichen Lebens klar werde, vor einem Herumschweifen im Phantastischen bewahrt bleibe. Erst wenn der Schüler in der Beobachtung, Auffassung und Darstellung sinnlicher Erscheinungen hinlängliche Gewandtheit erlangt hatte, ließ er den abstrakten Begriff und die Reflexion zu. „Bones Methode lehrte uns," so schließt Schurz seine Ausführungen, „nicht allein korrekte Sätze bauen, sondern sie übte in uns die Fähigkeit, die merkwürdigerweise bei verhältnismäßig wenigen Menschen gründlich ausgebildet ist, die Fähigkeit, so zu sehen, so wahrzunehmen, daß man sich über das Wahrgenommene vollständige Rechenschaft geben und es zu klar anschaulicher Darstellung bringen kann."

Zu klar anschaulicher, auch zu packender Darstellung hat Schurz es in seinem Leben unstreitig gebracht. Man braucht nur den ersten Band der Lebenserinnerungen, der bis zum Jahre 1852 reicht, zu lesen, um sich hiervon zu überzeugen. Recht viele Abschnitte und Szenen verdienten als Musterstücke in Lesebücher für obere Klassen aufgenommen zu werden, denn auf sie trifft das Urteil Bones über das Aufsätzchen von Schurz „Sommerabendszene" zu, sie sind klassisch.

Bone hatte selbst ein Lesebuch [1]) verfaßt, dessen 1. Auflage erschien, als Schurz zur Quinta aufstieg. Nach Ausweis des Schulberichts legte der Verfasser das Buch dem Unterrichte der Quinta zugrunde. Wie Schurz dazu überging, seine Schulerinnerungen niederzuschreiben, ließ er sich zu deren Auffrischung das Lesebuch aus Deutschland kommen und erlebte die freudige Überraschung, sich als stillen Mitarbeiter zu entdecken. Mehrere seiner Aufsätzchen hatte Bone, weil er in ihnen seine Methode vorzüglich belegt fand, aufgenommen. Leider macht Schurz nur eines [2]) namhaft. Es ist eine Jagdszene: Felder und Berge waren mit glänzendem Schnee bedeckt; der Himmel trug das rosige Kleid der schönen Morgenröte. Da sah ich drei Jäger, welche unter einer hohen Eiche standen. Die größeren Äste des Baumes trugen eine schwere Last Schnee, die kleineren Zweige waren mit Reif behangen. Die

[1]) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten I. Teil. Köln, Du Mont-Schaubergsche Buchhandlung.

[2]) Ich vermute, auch „Die Herde" S. 11, 31. Auflage 1868, rührt von ihm her.

Kleider der Jäger hatten eine hellgrüne Farbe und waren mit blanken Knöpfen besetzt. Zu ihren Füßen lag ein großer Hirsch, dessen rotes Blut den weißen Schnee färbte. Drei dunkelbraune Hunde saßen um den toten Körper und ließen die roten Zungen lechzend hervorhangen.

Wahrlich eine mustergültige Sextanerleistung! Auch auf der folgenden Stufe leistete er Vorzügliches. Die Zeugnisse weisen „recht gut" und „sehr gut" auf mit dem Zusatze: „Ein besonderes Lob verdient er in Anfertigung deutscher Aufsätze." [1]) Gleichzeitig wurde bescheinigt, daß der Schüler fortgefahren sei, „mit ausgezeichneter Gleichmäßigkeit allen Gegenständen einen regen Eifer und gewissenhaften Ernst zuzuwenden und sich dadurch bei seinem hoffnungsvollen Talente sehr erfreuliche Kenntnisse zu erwerben". „Das Betragen des Schülers war in jeder Hinsicht lobenswert und hat ihm das Vertrauen seiner Lehrer in hohem Grade erworben." So wundern wir uns nicht, wenn der Ordinarius Bone in dem Maße Interesse an dem talentvollen Musterschüler nahm, daß er ihn an sich heranzog, seine Lektüre bestimmte und leitete. Daher wurde Karl ihm doppelt verpflichtet.

So hätte denn der Weggang Bones auf die glänzende Weiterentwicklung des „stillen und bescheidenen" Tertianers hemmend einwirken können, wenn nicht ein anderer „ausgezeichneter" Lehrer der Anstalt sich in gleich liebevoller Weise „des hoffnungsvollen Jungen" angenommen hätte. Es war der durch seine geschichtlichen und geographischen Lehrbücher weit und breit bekannt gewordene Professor WILHELM PÜTZ. Die frühzeitige Vorliebe für Geschichte,

---

[1]) In Tertia: Seine schriftlichen deutschen Arbeiten empfehlen sich durch ihre sinnige Auffassung und Ausführung. (Pütz.)

In Unter-Sekunda: Seine schriftlichen Arbeiten gehörten immer zu den besten; in ihnen waltete besonders das Gemüt vor, und zwar in einer kindlich frommen, manchmal poetischen Weise. (Lohmar.) — Herbst: Er zeigt viel Leben und Frische in seiner Darstellung. (Lohmar.)

Ober-Sekunda: Einer der besten; namentlich gelingen ihm die Arbeiten, bei denen seine lebhafte Einbildungskraft Anteil nehmen kann, doch muß er sich hüten, sich ihrem Spiele, wo es nicht statthaft ist, zu überlassen. (Lohmar.) Herbst: Recht gut, zeigt namentlich bei Erklärung der Muster Geschmack und Urteil. Es wurde ihm nicht schwer . . . im Deutschen besonders gute Leistungen an den Tag zu legen. (Lohmar.)

Ober-Prima: An dem deutschen Unterricht nahm er den lebhaftesten Anteil und bewies für deutsche Darstellung eine sehr erfreuliche Fähigkeit. — Im Gebrauche der Muttersprache zeigte er sehr erfreuliche Sicherheit und Gewandtheit und suchte mit einer einfachen und gefälligen Darstellung Klarheit des Gedankens und Tiefe der Auffassung glücklich zu vereinigen. (Nattmann.)

die Schurz durch sein ganzes Leben folgen sollte, brachte ihn dem Geschichtslehrer näher. Das Osterzeugnis des Tertianers lautete zwar nur: „In jeder Hinsicht befriedigend", im Herbst dagegen: „In jeder Hinsicht sehr gut". [1])

Zutreffend erörtert der Schüler die vorzügliche Methode des Geschichtslehrers und rühmt ihm dazu ein seltenes Geschick nach, „bei seinen Schülern die Lust an seinen Unterrichtsgegenständen anzuregen und zu weiteren Studien den Weg zu zeigen". So wurde ihm, wie er versichert, „die Geschichtsstunde und das damit zusammenhängende Studium statt einer Arbeit ein wahres Vergnügen, das sich nur nicht oft genug wiederholen konnte".

Pütz blieb auch auf den höheren Klassen Geschichtslehrer, zugleich väterlicher Freund und Berater von Schurz. Denn zwischen Lehrer und Schüler entspann sich ein Verhältnis von freundschaftlicher Vertraulichkeit. „Freund Pütz" erzählte ihm von seinen Reisen, über Politik und andere Dinge, die nicht gerade in dem gewöhnlichen Gedankenkreise der Schulbank lagen, er lehrte ihn Italienisch, begeisterte ihn für Kunstgeschichte und ausländische Literatur. „So ging mir durch ihn eine neue Welt auf, und als eines der Wohltäter meiner Jugend gedenke ich auch seiner mit Dankbarkeit."

Als großer Mann urteilte Karl Schurz so über seine Lehrer. Als er ihnen auf seinem behaglichen Ruhesitz am Lake George, wo er sich auf die Eindrücke seines wechselvollen Lebens besann, um sie literarisch festzuhalten, dieses ehrende Denkmal setzte, weilten beide freilich nicht mehr unter den Lebenden. Doch hatte er sich und den verehrten Lehrern die Freude des Wiedersehens verschafft. Pütz, der 1865 seine Lehrtätigkeit aufgegeben hatte, lebte auch weiterhin in Köln, sich ganz der weiteren Ausgestaltung seiner Lehrbücher widmend.

Aus dieser Veranlassung wandte er sich Ende der siebziger Jahre, als Schurz Minister des Inneren war, an den ehemaligen Schüler, von dem er sich sagen durfte, daß er einen bedeutenden Abschnitt der nordamerikanischen Geschichte nicht nur durchgemacht, sondern gemacht habe, mit dem Ersuchen, seine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung Nordamerikas für eine neue Auflage seiner Weltgeschichte einer Beurteilung zu unterziehen. „Ich

[1]) Unter-Sekunda: „Recht lobenswert", Ober-Sekunda: „Befriedigend", leichte und klare Auffassung, doch muß auf das Einprägen der wesentlichen chronologischen Bestimmungen mehr Sorgfalt verwendet werden. Ober-Prima: „Befriedigend", solange er in der Schule war.

habe Ihnen so oft Ihr Pensum korrigiert," schrieb er, „nun korrigieren Sie mir einmal das meinige." Gern willfahrte er dieser Bitte und besuchte dann auch den alten Lehrer gleich bei seiner nächsten Anwesenheit in Deutschland. Etwa zehn Jahre später, 1888, gelang es ihm durch einen früheren Schulfreund, den Aufenthaltsort Bones zu erfahren. Dieses Wiedersehen in Wiesbaden ließ an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig, obschon Lehrer und Schüler sich seit 46 Jahren nicht mehr gesehen hatten.

Von der Tertia an unterstand er nebenher einem anderen nachhaltigen Einfluß. Literarische Neigung und schriftstellerisches Schaffen erwirkten ihm Aufnahme in einen Kreis älterer Schüler höherer Klassen, die sich gegenseitig in ihren dichterischen und literarischen Bestrebungen zu fördern suchten.

In den Mitgliedern Ludwig v. Weise und Theodor Petrasch gewann er liebe Freunde, deren Treue er auch als Student und Mitglied der Burschenschaft Frankonia in Bonn erproben durfte. Die Sitzungen fanden meist im Elternhause von Petrasch auf dem Eigelstein statt.

Schurz wurde bald ein geschätztes Mitglied des literarischen Kränzchens. Der Beifall, den seine Beiträge fanden, spornte zu immer umfassenderer Tätigkeit an. Die Arbeitszeit für einzelne Schulfächer, namentlich für Französisch, Mathematik und Naturwissenschaften, wurde zugunsten der schriftstellerischen Neigung gekürzt, so daß die Leistungen in jenen Fächern sichtlich zurückgingen. „Es ist zu beklagen," wurde ihm auf dem Osterzeugnis der Tertia verbrieft, „daß der Schüler es für Mathematik, Naturgeschichte und Französisch an lebendiger Teilnahme und angestrengter häuslicher Tätigkeit hat fehlen lassen und den Anforderungen der Klasse nicht genügt hat, da er doch in den übrigen Gegenständen mit reger Teilnahme und recht gutem Erfolge fortgeschritten ist." Auch auf den höheren Klassen wird noch wiederholt über die wenig befriedigenden französischen Kenntnisse Klage geführt, ja seine Reife für Ober-Sekunda und Ober-Prima mußte von einer Nachprüfung abhängig gemacht werden. Trotzdem gehörte er auch auf diesen Klassen dank seiner vorzüglichen Leistungen in den anderen Fächern zu den besseren Schülern, da die Zeugnisse durchgängig die Zensurnummer II tragen.[1])

In diesem literarischen Kreise war es denn auch, wo der empfängliche jugendliche Geist mit den politischen Erzeugnissen der jungdeutschen Dichterschule bekannt wurde. Ihre bekämpfende,

[1]) Auf Sexta, Quinta und Quarta stets I.

zerstörende und verneinende Kritik reizte zu weiterer Aufklärung. Zeitungen und Flugschriften unterrichteten den Kreis der jungen Politiker über die Vorgänge des Tages und die Gedankenströmungen im Volke. Das literarische Kränzchen hatte einen politischen Anstrich bekommen. Eine Probe auf diese Erziehung zum politischen Denken und Wollen wagte Schurz als Obersekundaner abzugeben, als vom Lehrer des Deutschen, Lohmar, als Aufsatz die Aufgabe gestellt war, eine Gedächtnisrede auf die Schlacht bei Leipzig zu schreiben. Er schrieb die Rede, wie er versichert, sozusagen mit seinem Herzblut, freilich ohne im Prädikat die ungeteilte Anerkennung seines Lehrers zu finden: „Stilistisch sehr gut, aber was für nebelhafte Ansichten!" lautete es. Und unter vier Augen urteilte Lohmar: „Was Sie da geschrieben haben, klingt ja ganz brillant, aber so etwas kann doch auf einem königlichen preußischen Gymnasium nicht vorkommen. Tun Sie es nicht wieder." Gelegenheit zu einem Ergusse über politische Sorgen bot sich allerdings auf dem Gymnasium nicht mehr.

Dagegen blieben ihm materielle Sorgen nicht erspart. Der Vater war kein Geschäftsmann. Als Weinhändler, dann als Wein- und Eisenhändler, schließlich als Gastwirt hatte er sein Glück lange vergeblich versucht. Eben ließen sich die Verhältnisse besser an, da brach um die Person des Dorflehrers, dem der Vater gegen seinen Willen hatte weichen müssen, ein heftiger Parteizwist aus, der dem Gastwirt den Boykott der meisten Dorfbewohner eintrug und für den Großvater den Abzug von der Burg zur Folge hatte. Als dann der Vater von den verfehlten Spekulationsgeschäften seiner Schwäger noch mitbetroffen wurde, schien der Familie der feste Boden unter den Füßen weggeglitten zu sein. Karl hätte schon damals die Studien abbrechen müssen, wäre es ihm nicht gelungen, sich ein Stipendium zu erwirken und den Rest der aufs Notwendigste beschränkten Ausgaben durch Erteilung von Privatunterricht an Schüler der unteren Klassen aufzubringen. Die meisten Schüler bezahlten die Unterrichtsstunde mit zweieinhalb Groschen, nur wenige Stunden brachten ein Honorar von fünf Groschen ein. So arbeitete er sich bis in Unter-Prima hinein durch.

Da schien plötzlich eine hoffnungsvolle Wendung in der Lage der Eltern einzutreten. Es war ihnen gelungen, das Besitztum in Liblar zu verkaufen. Der Erlös hätte ausgereicht, die Verbindlichkeiten des Vaters wettzumachen und eine neue Existenz zu begründen. Schon war er in Bonn, Ecke Sternenstraße und Kasernen-

gasse[1]), Inhaber einer Bäckerei mit Wirtschaft geworden, da stellte der Käufer in Liblar das Besitztum zur Verfügung. Die Lage der Familie wurde geradezu verzweifelt, als der Vater von seinen Gläubigern ins Gefängnis gebracht wurde. Da blieb denn dem Sohne kein anderer Ausweg, als von Lehrern und Freunden eiligen Abschied zu nehmen und sich vorläufig ganz den Angelegenheiten der Familie zu widmen. Ein harter Entschluß! Doch brachte der dankbare Sohn angesichts der Notlage das schwere Opfer gern. Als dann der Vater die geschäftlichen Angelegenheiten wieder übernehmen konnte, kehrte Karl in die Unter-Prima zurück, die er nach Ausweis der Schülerlisten Ostern 1846 verlassen hatte.

Weitere geschäftliche Schwierigkeiten des Vaters, die zum Bankrott führten, zwangen Karl zu Neujahr 1847 endgültig das Gymnasium zu verlassen. Der Entschluß, sich durch Selbstunterricht zum Abiturientenexamen vorzubereiten, wurde nicht nur gefaßt, sondern trotz der drückenden häuslichen Verhältnisse auch ausgeführt. Als Extraneus wurde er der Anstalt überwiesen, deren Schüler er sieben Jahre lang gewesen war. Die Prüfungskommission bestand aus den Lehrern der Ober-Prima, dem Direktor Birnbaum und den Professoren und Oberlehrern Dr. Ley, Grysar, Pütz, Vosen und Nattmann. Königlicher Kommissar war Lucas. Das Ergebnis der Prüfung war im allgemeinen gut. Im Deutschen und in der Geschichte deckten sich die Leistungen mit den früheren. Denn in der deutschen Sprache zeigte er sehr erfreuliche Sicherheit und Gewandtheit und vereinigte mit einer einfachen und gefälligen Darstellung Klarheit des Gedankens und Tiefe der Auffassung. In der Literaturgeschichte bewies er recht gute Kenntnisse. Mit einem klaren Bilde von den topischen und politischen Verhältnissen der Erde verband er eine ziemlich vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte der wichtigsten Völker. Dagegen blieben die Leistungen im Lateinischen infolge der Unterbrechungen des Schulbesuchs hinter den früheren zurück. Unter einen der letzten lateinischen Aufsätze des Unterprimaners hatte der Fachlehrer und Ordinarius Grysar außer dem Prädikate: „Sehr gut“ die lobende Bemerkung gesetzt: „Nunc latine scribere incepisti“. Die Prüfungsarbeiten erzielten zwar genügend, „doch würde sich sein unverkennbares sprachliches Talent vorteilhafter bewährt haben, wenn er an dem Unterrichte bis zum Schlusse hätte teilnehmen können“. In der Physik und in der philosophischen Propädeutik wurde eine Prüfung nicht vorgenommen, „nach den

[1]) Er wohnte später in der Rheingasse, dann auf der Coblenzerstraße.

früheren Beobachtungen[1]) der betreffenden Lehrer würde dieselbe wohl ziemlich befriedigend ausgefallen sein".

Da auch der sittlichen Führung des Abiturienten das beste Zeugnis ausgestellt wurde, seine Anlagen und sein Fleiß zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, war es keine bloße Form, wenn der Regierungskommissar, der ihm vor der Prüfung „furchtbar wie das dunkle Schicksal" erschien, seine Wünsche für das fernere Wohlergehen mit einem besonders warmen Händedruck bekräftigte.

Noch vor Schluß des Sommersemesters,[2]) in dem er als Hörer philologische und geschichtliche Vorlesungen besucht hatte, sah Schurz also das gefürchtete Hindernis beseitigt und damit die Bedingungen erfüllt, fortan als vollgültiger und seinen Freunden ebenbürtiger Student an der Universität aufzutreten.

Er wollte in Bonn Jurisprudenz studieren; so lauteten wenigstens die Angaben für das Zeugnis. Sollte etwa die tatkräftige und erfolgreiche Mitwirkung an der Lösung der geschäftlichen Verwicklungen des Vaters, die ihn mit der Gesetzeskunde, mit Richter und Anwalt in enge Fühlung gebracht hatten, auch der Vater dieses Gedankens und Vorhabens gewesen sein? Möglich. Jedenfalls wäre er einer ruhigen Laufbahn entgegengegangen, wären ihm die sonderbaren Schicksale nicht zugestoßen, die dem freien Studentenleben mit seinen Freuden und Freunden ein so jähes Ziel setzen sollten.

Begreiflich aber finden wir, daß er zu seiner alten Liebe, zu der ihn Anlagen und Neigung geführt hatten, zurückkehrte. Aus dem Gefühl der Sicherheit heraus warf er sich jetzt mit neuer Begeisterung auf geschichtliche und sprachliche Studien.

Nicht weniger zog es ihn zu dem Freundeskreise zurück, in dem er dank seinen früheren Mitschülern Th. Petrasch[3]) und L. v. Weise[4]) eine so überaus warme Begrüßung gefunden hatte[5]) zu der Zeit, wo er von häuslichem Mißgeschick und persönlichen

---

[1]) Das Klassenzeugnis in der Ober-Prima lautete in der Physik: „Er besitzt teilweise Kenntnisse der Hauptgesetze der Natur, jedoch bedürfen diese größerer Vollständigkeit und Begründung", in der philos. Propädeutik: „Befriedigend" mit dem Zusatz von der Hand des Direktors: „So lange er in der Klasse war".

[2]) Die mündliche Prüfung fand am 28. Juli statt, das Zeugnis trägt das Datum vom 30. August.

[3]) Petrasch bezog im Wintersemester 1845/46 die Universität, er gründete die Frankonia und wurde später aktiver Offizier.

[4]) Abiturient Herbst 1846.

[5]) Am 21. April 1847 wurde er in die äußere Verbindung aufgenommen (Album der Burschenschaft Frankonia).

Sorgen schwer niedergedrückt war. Da der von Natur aus schüchterne Jüngling unter diesem Drucke gänzlich verschüchtert worden, war es ihm nicht von vornherein gelungen, die Erwartungen zu erfüllen, die man in der Frankonia auf seine Person gesetzt hatte. Schon war er, wie er selbst schildert, auf dem Punkte angelangt, infolge seiner Schüchternheit und Verlegenheit eine lächerliche Figur zu spielen, als eine vorzüglich gelungene Kneipzeitung ihn zu einer sehr respektierten Person in seiner Umgebung machte. In einer Parodie von Auerbachs Kellerszene im Faust führte er die hervorragendsten Leute der Frankonia, wie Overbeck, August Spelz, Schirrmacher, Kleefisch u. a. als handelnde Personen ein. Da er selbst über die Eigentümlichkeiten der Verbindungsbrüder nicht hinlänglich aufgeklärt war, zeigte sich Freund v. Weise gern bereit, auf Grund seiner größeren Erfahrungen zum Gelingen des Werkes beizusteuern. Der Erfolg war durchschlagend, wenn auch einzelne, wie Aug. Spelz, nicht wenig ungehalten darüber waren, daß ein „Mitbummler" wie Schurz sich erlaube, ältere Semester zu karikieren.

Erst auf ein viersemestriges Bestehen konnte die Frankonia zurückblicken, als Schurz nach Beginn des Wintersemesters 1847/48, am 13. November, in die innere Verbindung aufgenommen wurde. Ihre Organisation war lose, Freiheit im Denken und Handeln war jedem Mitgliede gestattet. Munterer, ja ausgelassener Scherz und ernstes wissenschaftliches Streben gingen hier Hand in Hand, und gerade in dieser Mischung fand mancher die Ergänzung seiner Natur, die er brauchte. Kein Wunder, daß so viele strebsame junge Leute, die später als tüchtige Männer Ruf und Namen erhielten, gerade in diesem Kreise sich zusammenfanden. Wenn Schurz am 5. Februar ehrenvoll entlassen und auch sogleich zum Ehrenmitglied gemacht wird, wenn er dann nach seinem Wiedereintritt am 12. August schon am 1. November 1848 Sprecher, in den Wahlen vom Dezember 1848, Januar, Februar, März 1849 Ehrenrichter wird, dürfen wir annehmen, daß er eine Zier der Burschenschaft gewesen.

Auch das Vertrauen der Gesamtstudentenschaft, deren Vertreter er wiederholt, so im September 1848 auf dem Eisenacher Studentenkongreß, war, erwarb er sich. Gelegenheit, öffentlich aufzutreten, bot ihm die am Ende des Wintersemesters 1847/48 mächtig einsetzende liberale Bewegung, die, wie sich denken läßt, an dem begeisterungsfähigen neunzehnjährigen Studenten einen begeisterten Parteigenossen fand. Denn auch in der Burschenschaft hatten

viele Mitglieder, wenngleich die politische Tätigkeit der alten Burschenschaft keine Fortsetzung gefunden hatte, es als ihre Pflicht angesehen, der Überlieferung getreu, sich über die politischen Vorgänge wohl unterrichtet zu halten und daran regen Anteil zu nehmen. „Gott, Freiheit, Vaterland" war wenigstens die Devise auch der neuen Burschenschaft geworden, und angesichts der freiheitlichen und deutschen Bewegung rechnete kein Burschenschaftler zuversichtlicher als Schurz damit, die alte Devise werde bald mit neuem politischen Inhalt erfüllt werden. Zwei Gruppen bildeten sich in der Verbindung. Führer der radikalen Politiker war Schurz, der mit mehreren anderen am 8. März 1849 korporativ austrat, um eine neue Verbindung zu gründen. „Wo der Zug des Herzens ein wahrer ist, da vermag ihn der lauteste Streit der Meinungen weder zu hemmen noch abzulenken." Mit diesen Worten als Unterschrift widmete er kurz nachher, im April 1849, seinem lieben Felix Giesebrecht sein Bildnis, zu einer Zeit also, wo auch durch die Ablehnung der Kaiserkrone seitens Friedrich Wilhelms IV. die allgemeine Begeisterung allgemeiner Bestürzung Platz gemacht hatte.

Schurz ließ sich seine Zuversicht ebensowenig rauben wie sein geliebter Lehrer Kinkel, dem er aus dem Hörsal in die politische Agitation gefolgt war. Gleich Kinkel hatte er durch zündende Reden Studenten und Bürger mächtig mit sich fortgerissen. Als er sich dann aber unter Kinkels Führung weiter in die stürmischen Wogen hineinwagte, wurden beide von ihnen fortgetragen. Denn mit ihm nahm er teil an dem nächtlichen Zuge nach Siegburg, der der Erstürmung des Zeughauses galt; um zu retten, was noch zu retten sei, schlossen sich beide dem Aufstande in der Pfalz und dem Einmarsch in Baden an. Vergebliches Bemühen! Mit dem Niederwerfen des Aufstandes durch preußische Truppen schien auch beider Männer Schicksal besiegelt. Während aber Kinkel gefangengenommen wurde, gelang es Schurz, aus der Festung Rastatt zu entkommen und sich auf französisches Gebiet, dann nach der Schweiz zu retten. Dem odysseischen Abenteuer der eignen Errettung aus dem eingeschlossenen Rastatt folgte im November des folgenden Jahres das andere, die Befreiung Kinkels aus dem Spandauer Zuchthause. Freiheit und Leben wagte er für die Rettung seines Freundes, das glückliche Gelingen machte dafür aber auch seinen Namen in ganz Europa bekannt. Das durfte er selbst erfahren während der beiden Jahre, die er als politischer Flüchtling in Paris und London lebte.

Das Treiben der zahlreich dort versammelten Leidensgenossen der verschiedensten europäischen Länder sagte Schurz indes wenig zu. Die Sturm- und Drangperiode des jugendlichen Brausekopfes war vorüber. Unter die Vergangenheit mit ihren hohen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen machte er einen dicken Strich und suchte einen festen Boden für seine Zukunft. Wenige Wochen, nachdem er mit Margarete Meyer aus Hamburg, die er in London kennen gelernt, den Bund für das Leben geschlossen, siedelte er nach den Vereinigten Staaten über voll sicherer Zuversicht, in dem Lande der Freiheit und bürgerlichen Demokratie ein ergiebiges Feld seiner Tätigkeit zu finden.

Was ihm das gastliche Land, das seine neue Heimat wurde, bot, hat er ihm tausendfach vergolten. In Verwirklichung der Ideale seiner Jugend sollte er länger als ein halbes Jahrhundert seine ganze gewaltige Kraft in deren Dienst stellen.

Scharfen und richtigen Blicks sah er in diesem Lande den großen Schmelztiegel einer neuen Nation, zu deren Bildung namentlich das deutsche Element seinen Teil beizutragen das Recht und die Pflicht habe. „Wir sind nicht hier, um eine abgesonderte deutsche Nationalität zu bilden, sondern um zur Bildung der großen amerikanischen Nationalität unsern Anteil redlich beizutragen. Wir haben als Deutschgeborene sehr wertvolle Charaktereigenschaften mit uns in dieses Land gebracht. Aber bilden wir uns nicht ein, daß wir als die idealen Mustermenschen herübergekommen sind, daß wir hier nicht viel zu leisten brauchen, und daß wir nicht bei dem amerikanischen Volke große Eigenschaften finden, die wir zum eignen und allgemeinen Frommen sehr wohl tun, uns anzueignen. Das ist die Weise, in der das deutsche Element in der Entwicklung der amerikanischen Nationalität die wertvollsten Dienste leisten kann.“ [1])

Erblickte er aber auch in der Aneignung der fremden Sprache die erste Vorbedingung für eine ersprießliche Verschmelzung mit dem einheimischen Volkstum, so war er doch der letzte, der die Pflege der deutschen Sprache vernachlässigt sehen wollte. „Lassen Sie sich nicht durch den engherzigen Einwurf stören, daß es die erste Pflicht des Eingewanderten ist, Englisch zu lernen. Natürlich ist das seine Pflicht, sein offenbares Interesse. Niemand weiß das besser und würdigt das mehr als ich, und niemand hat es seinen Stammesgenossen beständiger gepredigt. Aber ich habe nie verstehen können, daß man, um Englisch zu lernen, das

[1]) Rede von Schurz am 2. März 1899.

Deutsche vergessen muß. Die deutsche Sprache ist ein so wertvoller Schatz, daß unzählbare Tausende, die ihn nicht besitzen, sich mit saurem Fleiß bemühen, ihn zu erwerben. Ist es nicht frevelhafter Leichtsinn, wenn einer, dem dieser Schatz sogar in der Wiege zum Geschenk gemacht worden ist, ihn verächtlich wegwirft, statt ihn wie ein kostbares Kleinod zu pflegen? Es hat schon manchen Menschen gebildet und gescheiter gemacht, aber niemals seinem Charakter, seiner Fähigkeit oder seinem Patriotismus geschadet, wenn er mehr als eine Sprache besaß. Wer von uns neben der erlernten englischen Sprache die Pflege der deutschen beibehält, wird dadurch nicht ein schlechterer Patriot, sondern ein gebildeterer Amerikaner." [1])

Mit diesen markigen Worten zeichnet Schurz die Ziele und den Beruf des Deutschtums in Amerika. Jedenfalls ist von all den Millionen von Deutschen keiner ein so echter Amerikaner geworden und ein so guter Deutscher geblieben wie Schurz. Daher der große Einfluß auf seine Landsleute und zugleich auf das geistig höher stehende Amerikanertum.

Seine Landsleute erblickten in ihm, sobald sie seine elementare Beredsamkeit kennen gelernt hatten, ihren Führer und Berater, den Vorkämpfer für die Lebensanschauungen und Rechte der deutsch-amerikanischen Bevölkerung. Denn wie kein zweiter verstand er, dem Englisch-Amerikaner deutsches Fühlen und deutsche Anschauungen in Wort und Schrift, nachhaltiger und wirksamer noch durch seine Persönlichkeit zum Verständnis zu bringen. Eifersüchtig wachte er über die Ehre des deutschen Namens, nie zögernd, wenn es galt, diese Ehre gegen neidische Vorurteile oder gehässige Angriffe zu verteidigen. So verdanken ihm in erster Linie die Deutschen jenseits des Ozeans, wenn ihr Volkstum sich so hoher Wertschätzung erfreut.

Den Deutschen verleugnete Schurz auch nicht in der Ausdauer und Gründlichkeit, mit der er sich selbst auf die englische Sprache, die englische Literatur und die Kenntnis des amerikanischen Volkstums warf. So gelang es ihm bei seinem angeborenen Sprachen- und Rednertalent recht bald, sich mit den großen eingeborenen Rednern zu messen, ja die meisten durch sein umfassendes Wissen und die Schärfe seiner Logik in Schatten zu stellen. Auch die gebildeten Amerikaner sahen daher bald in ihm den Ihrigen, und wenn sich in diesen Kreisen in der Folge eine höhere Auffassung in politischen Dingen anbahnte, so ist

[1]) Rede von Schurz am 2. März 1899.

dies eines der vielen Verdienste, die sich der deutsche Idealist unter den amerikanischen Realpolitikern erworben hat.

„Wo man steht," läßt Platon seinen Lehrer Sokrates vor seinen Richtern sagen, „mag man sich selbst den Platz als den besten erwählt haben, mag ein Vorgesetzter einen dorthin gestellt haben, dort, dünkt mich, muß man bleiben, der Gefahr Trotz bieten und Tod und anderes für nichts achten im Vergleich zur Schuld." Nach diesem Grundsatze des edelsten Griechen hat Schurz, der edelste amerikanische Bürger deutscher Abstammung, sein ganzes Leben hindurch gelebt.

Herz, Hirn und Arbeitskraft und der ewig frische Idealismus seiner unvergänglichen Jugend hielten ihn aber fünfzig Jahre hindurch von selbst auf dem ersten Platz. Und dabei war sein Ehrgeiz stets von edlen Motiven beseelt. Jeglichen Erfolg bemaß er nach dem, was nach seinem wohlüberlegten Urteil für Land und Volk das Beste war.

Flüchtigen Tagesströmungen im Volke trat er mutig entgegen, Parteien verließ er, wenn sie abfielen von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des politischen Gewissens. „Wenn eine Partei ehrliche Meinungen vertritt und mit ehrlichen Mitteln kämpft, dann hat sie eine volle sittliche Existenzberechtigung; wird sie Selbstzweck, dann ist sie korrupt und gemeingefährlich." Das war seine Richtschnur in politischen Fragen. So unterschied er zwischen Parteimann und Parteiknecht. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte," hatte er als Student gesungen, danach handelte er als gereifter Mann. Kein Wunder, wenn er, dem Mute seiner Überzeugung folgend, recht oft mit der Minorität war. Nicht selten, wie in der Frage des Negerschutzes und der Indianererziehung, wo es galt, energisch gegen die Wälderverwüstung einzuschreiten, bildete er sogar seine Minorität von einem. Er allein führte in seinem Verwaltungsbezirk die Zivildienstreform ein. Die alles überragende Bedeutung der Aufgabe der Sklavenemanzipation war ihm sofort klar geworden, als er tätig in die amerikanische Politik eingriff. In vielen Hunderten von Reden suchte er in den Nordstaaten das Volk „auf die volle Höhe eines Kampfes um die bedeutendsten Grundsätze der Demokratie und der Humanität zu führen." Auch mit dem Schwerte warf er sich in die Antisklaverei-Bewegung. Als General führte er dieselben Männer gegen die feindlichen Reihen, die er vorher durch feurige Reden bestimmt hatte, an den Wahlurnen die Macht der Sklavenbarone niederzuwerfen. Nach

Beendigung des Bürgerkrieges, als es sich um die Wiederherstellung der Union handelte, war niemand eifriger als er bemüht, mit staatsmännischer Milde und Weisheit die tiefen Wunden, die das Schwert geschlagen, zu heilen. Seine Finanzreden im Senate führten zur Wiederaufnahme der Barzahlungen, seine Golddebatten retteten Ohio, sein heftiger Kampf war es, der dem San Domingo-Schacher der Grantschen Verwaltung den Todesstreich gab und für lange Jahre, bis 1898, dem Imperialismus und dem Länderraub Schranken setzte. Kurzum, es gab keinen Fortschritt in der Geschichte der Union, den Schurz nicht entweder eingeleitet, oft ganz allein gegen harten und zähen Widerspruch, oder wenigstens mächtig gefördert hat. Dabei erging es ihm nicht selten wie dem Baustein, der verworfen wurde, bis er sich als Grundstein erwies.

Der „Deutsche Edelstein" bewährte sich als „des Guten Grundstein" und „des Bösen Eckstein" vor allem in den „Leitmotiven" seines Lebens. Als solche galten ihm: der Kampf gegen den Parteidespotismus, die antiimperialistische Idee, die Indianererziehung, die Reform des Zivildienstes sowie die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen seinem alten Vaterlande und der neuen Heimat.

Durch keines dieser Leitmotive hat er mehr Gegner auf den Plan gerufen als durch seine Lieblingsbestrebung, die Zivildienstreform. Gewerbsmäßige Politiker und der große Haufen, der durch Erziehung und Gewöhnung in der Beutepolitik eine zu Recht bestehende amerikanische Einrichtung erblickte, sahen in dem Vorgehen des „Ausländers", dem die Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue des deutschen Beamtenstandes vorbildlich war, eine Art Hochverrat. Aber weder die Zahl seiner Gegner noch die Art ihres Kampfes machten ihn irre. In Wort und Schrift trat er unermüdlich für die Reform ein.

Sein Verdienst war auch die Gründung der Zivildienstreformliga, die von New-York ausgehend sich nach und nach über das ganze Land ausbreitete. Wie wenig aber das Vorstreben seine Sache war, mag man daraus entnehmen, daß er den Vorsitz seinem Freunde Curtis überließ. Erst nach dessen Tode, im Jahre 1896, erklärte er sich bereit, auch formell an die Spitze zu treten.[1]) Der Reformgedanke hatte sich inzwischen auch in den Kreisen der besseren Amerikaner soweit Bahn gebrochen, daß nativistische Vorurteile nach seiner Ansicht nicht mehr in Anschlag kommen konnten.

[1]) Einige Tage vor seinem Tode war seine Wiederwahl erfolgt.

Dem von ihm vertretenen Ideale eines Beamten lebte er selbst in allen amtlichen Stellungen. Mit höchster Leistungsfähigkeit verband er die größte Ehrlichkeit. Geradezu Hervorragendes leistete er als Minister des Innern für die Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes. Als er aber das Portefeuille des Sekretärs des Innern abgab, sah er den Rest seines Vermögens verbraucht. Eine Stellung, die manchem zur Selbstbereicherung die beste und bequemste Gelegenheit geboten hätte, verließ er als mittelloser Mann. Wiederholt hatte man dem unbequemen Aristides die Taschen mit Gold zu füllen gesucht, um ihn seinen Reformbestrebungen untreu zu machen. Vergebens! Treu blieb er sich und seinen Grundsätzen auch, als New-Yorker Verehrer ihm 1881 eine Ehrengabe von 100 000 Dollars anboten. Solange er arbeitsfähig sei, war seine Antwort, gestatte ihm sein Ehrgefühl die Annahme auch eines ehrenvollen Geschenkes nicht. Der Deutsche hat sich in ihm in dieser wie in anderen Beziehungen niemals verleugnet.

Auch allem, was das Wohl und Wehe des alten Vaterlandes betraf, brachte er das größte Interesse entgegen. Die Erfüllung seiner Jugendsehnsucht, die Begründung des Deutschen Reiches, begrüßte er in froher Begeisterung „mit der dröhnenden Beredsamkeit des alten Achtundvierzigers“: „Das war ein Schauspiel, wie der einst so verspottete deutsche Michel plötzlich aus dem Schlafe erwachte, wie er die gewaltigen Glieder reckte, wie er seinen Schild schüttelte, daß er klang wie alle Donner des Firmaments, wie das Stampfen seines Fußes den Boden Europas erzittern machte, wie er mit mächtigem Schwertschlag den übermütigen Feind vor sich in den Staub warf, wie er mit Posaunenstimme ausrief: «Das ganze Deutschland soll es sein!» und wie die Menschheit staunend aufblickte an der riesigen Heldengestalt.“ Der Möglichkeit eines gutes Einvernehmens zwischen den Vereinigten Staaten und dem neu entstandenen Deutschland hatte er die Wege geebnet durch sein mannhaftes Auftreten gegen den elenden Waffenschacher der Grantschen Sippe, durch das er Deutschlands und ganz Europas Augen auf sich zog.

Von ihm, dem Bürger zweier Welten, stammt der längst klassisch gewordene Vergleich der Germania, die dem Deutsch-Amerikaner die Mutter, und Columbia, die ihm die Braut sei. Wie die Amerikaner wissen auch wir Schurz Dank dafür, daß er für alle Zeiten den richtigen Weg zu einem erfreulichen Zusammengehen von Germania und Columbia gewiesen hat.

Und an Anerkennung hat es ihm seitens des neuen Reiches nicht gefehlt. Schon im Jahre 1868 war der rote Revolutionär von 1848 Bismarcks, des ehemaligen junkerlichen Reaktionärs, Gast in Berlin gewesen. In trauter Unterhaltung wurde ihm die Rückkehr in die alte Heimat in deutlicher Sprache nahegelegt. Aber Schurz zog es vor, Amerikaner zu bleiben, trotzdem alles Trennende vergessen war. Auf der Höhe ihres beiderseitigen politischen Lebens begrüßten sich beide Männer in den Jahren 1873 und 1888 als alte Freunde. Fast schien es, als ob die Einheit zwischen dem, was Schurz in seiner Jugend so feurig erstrebt und Bismarck nach heißem Ringen so ruhmvoll erreicht hatte, die großen Männer menschlich und politisch näher gerückt habe. Der Waffenschmied der deutschen Einheit sank ins Grab. Die Deutschen New-Yorks veranstalteten eine erhebende Gedenkfeier für den großen Toten, und Karl Schurz gab mit dem Gefühle der Trauer auch dem der Lebensgemeinschaft zwischen dem Deutschtum hüben und drüben beredten Ausdruck.

Ein noch stärkeres Bindeglied wurde Schurz für das Deutschland Wilhelms II. Die alte Heimat rückte seiner neuen auch sozusagen geographisch näher. Der nationale Gesichtskreis beschränkte sich nicht mehr auf die deutschen Länder, er umspannt auch die Länder jenseits der Weltmeere. Auch den Anteil deutscher Kraft an dem Aufbau fremder Völker, nicht zum wenigsten der Vereinigten Staaten, sehen wir nunmehr als deutsches Leben an.

Dem Deutschland Wilhelms II. sind die Deutsch-Amerikaner nicht mehr verlorene Kinder, sondern ein Teil des unpolitischen Weltreiches der deutschen Kultur. Uns ist Karl Schurz ein deutscher Held.

Unter diesem Gesichtswinkel müssen wir die Ehrung betrachten, die Prinz Heinrich dem großen Landsmann bei seinem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten angedeihen ließ, unter diesem Gesichtswinkel auch die Wertschätzung seitens unseres erhabenen Kaisers Wilhelm II., der Schurz wiederholt empfing und ihm sein Bild, ein Ölgemälde in Lebensgröße, als Zeichen seiner Wertschätzung verehrte.

Literatur.

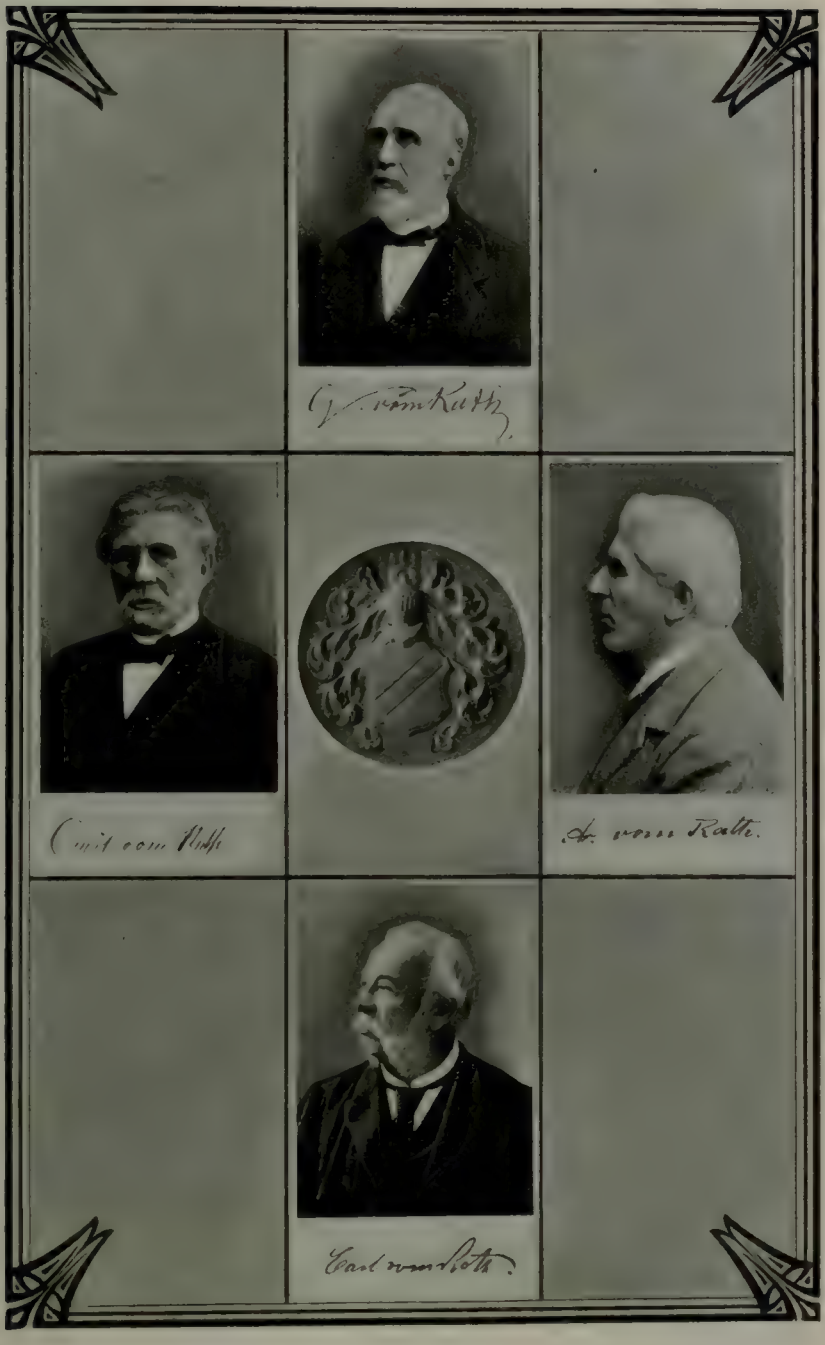
Karl Schurz, Lebenserinnerungen, 2 Bände, Berlin, Reimer 1906. — Karl Schurz, Abraham Lincoln, aus dem Englischen übersetzt von Mary Nolte, Berlin, Reimer 1908. — Kühnemann, Deutschland und Amerika, in der Internationalen Wochenschrift 1910 S. 546 ff. — New-Yorker Staatszeitung von März 1899 und Mai 1906. — Archive des Marzellengymnasiums und der Burschenschaft Frankonia in Bonn. — Erinnerungen an Karl Schurz aus der Liblarer Zeit von Herrn Lauscher in Liblar, aus der Kölner und Bonner Zeit von Herrn Oberbürgermeister a. D. Geheimrat Ludwig von Weise in Aachen.

Die Familie vom Rath.

Von Prof. Dr. Jos. Klinkenberg.

Am 31. August 1848 entließ das Marzellengymnasium unter seinen siebenundzwanzig Abiturienten zwei außergewöhnlich tüchtige, hoffnungsvolle Schüler, die den größten Teil ihrer Gymnasialzeit an der Anstalt verbracht hatten. Dem neunzehnjährigen Karl vom Rath rühmt das Reifezeugnis nach: „Er hat ruhigen und umsichtigen Fleiß, klare Einsicht und sicheres Verständnis bewiesen", und aus den Zensuren, die er in den sprachlich-geschichtlichen wie in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern davonträgt, klingt überall die Anerkennung seines richtigen, wohlgeordneten und sachgemäßen Denkens wider. Von seinem Vetter, dem achtzehnjährigen Gerhard vom Rath, heißt es an derselben Stelle: „Mit sicherer und scharfer Auffassung und sichtbarem Interesse an der Wissenschaft verband er stetigen und nachhaltigen Fleiß und ist zu ferneren Fortschritten gut vorbereitet"; die Prüfungskommission entläßt ihn zum Studium der Naturwissenschaften „mit den besten Wünschen, daß er die große Aufgabe, die er sich gestellt, mit glücklichem Erfolge lösen werde, wozu er allerdings Hoffnung gibt, wenn er mit gleichem Eifer wie bisher und besonnen an seiner Entwicklung fortarbeitet". Zu Männern herangereift, haben diese beiden Jünglinge die hohe Meinung, die das Gymnasium von ihnen gehegt, und die stolze Hoffnung, die es auf sie gesetzt hat, in glänzender Weise gerechtfertigt: sie sind Träger und Vorbilder jener auf reale wie auf ideale Ziele gerichteten großzügigen Bestrebungen ihrer Familie geworden, die die schönsten Früchte für Leben und Wissenschaft, für Heimat und Vaterland getragen haben.

Die weitverzweigte Großindustriellenfamilie vom Rath stammt aus dem Bergischen Lande, wo sie bereits 1588 mit Grundbesitz ansässig erscheint. Dem Zuge der Zeit und seinem Unternehmungsgeiste folgend, widmete sich Joh. Jakob vom Rath dem Kaufmannstande und gründete um 1780 mit einem Grundkapital von 7000 Reichstalern ein Kolonialwarengeschäft in Duisburg. Dank seiner Rührigkeit entwickelte sich dieses so glänzend, daß er es nicht bloß durch Anlage einer Zichorien-, Tabak- und Seifenfabrik erweitern konnte, sondern auch in Gemeinschaft mit einem Freunde ein Kolonialwaren-Handelshaus in Köln und Schwelm unter der noch heute bestehenden Firma vom Rath & Bredt



zu begründen vermochte. Seine sieben strebsamen Söhne traten nach und nach alle in das väterliche Geschäft ein. Schon um die Mitte der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts legten sie in Duisburg, in Köln und in Würzburg Zuckerraffinerien an. Im Anschluß an das Etablissement in Würzburg gründeten sie kurz darauf in der Nähe auch eine Zuckerfabrik. Der Bau der letztern ist insofern von besonderer Bedeutung, als hier an die Stelle der bis dahin üblichen Verarbeitung von Kolonialzucker auf weiße Ware die damals noch wenig bekannte Herstellung von Rübenzucker trat.

Die Rübenzuckerfabrikation ist ein Kind des deutschen Geistes. Schon 1747 entdeckte der Berliner Chemiker Marggraf auch in den Runkelrüben den im Zuckerrohr enthaltenen kristallisationsfähigen Süßstoff. Die praktische Anwendung der Erfindung machte erst ein halbes Jahrhundert später der geistvolle und unermüdliche Fr. Karl Achard auf seinem Gute Cunern in Niederschlesien durch Anlage einer in bescheidenen Verhältnissen gehaltenen Rohzuckerfabrik. Doch die Ungunst der Zeiten hinderte eine wirksame Pflege der neuen Industrie, und die entstandenen Fabriken gingen bald wieder ein. Auch im Rheinlande war während der französischen Herrschaft infolge der Kontinentalsperre an mehreren Orten unter staatlicher Leitung der Versuch gemacht worden, die Rübenzuckerfabrikation einzuführen; aber die Versuche waren nach 1815 wieder eingestellt worden. Eine der ersten Fabriken, die für die Wiederbelebung des jungen, volkswirtschaftlich so ungemein wertvollen Industriezweiges wirkte, war die der Gebrüder vom Rath in Würzburg. Wenn heute der Zucker, für dessen Rohmaterial einst Unsummen deutschen Geldes ins Ausland wanderten, aus einem kostspieligen Einfuhrgegenstande zu einem der ergiebigsten Ausfuhrartikel geworden ist, wenn Deutschland seit den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts den ersten Platz unter den Zuckerproduktionsländern Europas behauptet und das vor einem Jahrhundert nur den besser gestellten Klassen zugängliche Genußmittel sich im Laufe der Zeit in ein auch vom Volke verwendbares Nahrungsmittel verwandelt hat, so kommt an dieser für Volkswirtschaft und Volksernährung gleich segensreichen Entwicklung ein bedeutender Verdienstanteil auf Rechnung der Gebrüder vom Rath. Daß diese als Platz für die neue Anlage Würzburg wählten, hatte seinen Grund teils in zollpolitischen Rücksichten, teils in der bequemen Wasserstraße, die der Main bot.

In Würzburg war es auch, wo KARL VOM RATH als Sohn seines gleichnamigen Vaters, des verdienten Leiters der dortigen Zucker-

fabrik, am 17. Oktober 1829 das Licht der Welt erblickte. Mit dem Vater, der 1842 nach Köln zog, um seine Brüder Jakob, Peter und Eduard in der Führung der Geschäfte der seit sieben Jahren bestehenden Kölner Zuckerfabrik zu unterstützen, kamen auch die Söhne Karl und Adolf dorthin und besuchten das Marzellengymnasium. Der jüngere ADOLF, der nur einige Jahre Schüler der Anstalt war, hat sich später als Finanzmann einen bedeutenden Namen erworben, besonders als Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des Aufsichtsrats der Deutschen Bank in Berlin, eines Instituts, das die Pflege der finanziellen Bedürfnisse des Deutschen Reiches und seines überseeischen Handels zu seiner Hauptaufgabe machte. Der ältere Bruder Karl gehörte unserm Gymnasium bis zum Abiturientenexamen an, widmete sich darauf dem Studium der Staatswissenschaften in Heidelberg und wurde im Anfange der fünfziger Jahre Teilhaber der Firma Gebrüder vom Rath in Köln. Durch Fleiß, Umsicht und Tatkraft zeichnete er sich bald so sehr aus, daß die Familie die Leitung eines geschäftlichen Riesenunternehmens in die Hand des kaum sechsundzwanzigjährigen jungen Mannes zu legen wagte. Im Jahre 1851 traten nämlich die Gebrüder vom Rath dem Gedanken nahe, ihre in der Raffinationsindustrie gesammelten reichen technischen und kaufmännischen Erfahrungen in einer Rübenzuckeranlage großen Stils zu verwerten und zu Koberwitz in Schlesien, dem Heimatlande der deutschen Rübenzuckerindustrie, eine Fabrik auf breitester landwirtschaftlicher Basis zu begründen. Auch hier handelt es sich um ein Unternehmen von allgemeiner Bedeutung, da der Zuckerrübenbau, zumal bei rationellem Betrieb, für die Hebung des nationalen Wohlstandes von größtem Werte ist. Denn er zwingt zu intensivster Bodenkultur, führt zur Entfernung der Brache und Weide und liefert in den massenhaften Fabrikationsrückständen ein treffliches Viehfutter, das geeignet ist, auch eine rationelle Viehzucht in die Wege zu leiten.

Den großen Gedanken der Gebrüder vom Rath in möglichst vollkommener Weise zu verwirklichen, war Karl vom Raths Lebenswerk, dem er fast ein halbes Jahrhundert alle seine Kraft gewidmet hat. Seit 1855 in Schlesien ansässig, erlernte er erstaunlich schnell die ihm bis dahin fremde Landwirtschaft und beherrschte sie bald vollständig. Sein unermüdlicher Fleiß, gepaart mit scharfem Blick und gründlicher Menschenkenntnis, brachte dem Unternehmen trotz anfänglicher großen Schwierigkeiten eine stetige Steigerung der Erträgnisse, und diese ermutigte wieder-

um zur Ausdehnung des Betriebes und zur Vergrößerung des Grundbesitzes. Während sich letzterer 1855 auf 3500 Morgen belief, stieg er bis zum Abschlusse des Jahrhunderts auf mehr als 13600 Morgen, wozu noch 3000 Morgen Pachtland hinzukamen. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte vom Rath alle Erfindungen und Neuerungen in der Industrie wie in der Landwirtschaft und führte sie in seinen Betrieben ein, sobald er sie als wirkliche Verbesserungen erkannte. Auf landwirtschaftlichem Gebiete wirkte Koberwitz nach dem Urteile berufener Fachmänner geradezu vorbildlich. Schon 1857 wurden hier die Rüben mit Maschinen gesät und bearbeitet, 1859 erschien die erste Dampfdreschmaschine, 1872 der erste Dampfpflug, und zwar als erster in ganz Schlesien. Die Verbesserung der Verkehrsmittel, die vom Rath einrichtete oder veranlaßte, kam auch der Allgemeinheit zugute, insbesondere der Eisenbahnbau Breslau-Zobten, der wesentlich auf seine Anregung und unter Aufwendung reicher Mittel seinerseits ausgeführt wurde. Wie an sich selbst, so stellte vom Rath auch an seine Untergebenen hohe Anforderungen, war ihnen dafür aber auch in ihren Anliegen ein väterlich wohlwollender Berater und entgegenkommender Helfer. Reiche Anerkennung seiner Verdienste spendete ihm ebenso die deutsche Zuckerindustrie, die seine freigebige Unterstützung ihrer wissenschaftlichen Entwicklung wohl zu würdigen wußte, wie auch die preußische Staatsregierung, die in ihm den bahnbrechenden Förderer eines bedeutsamen Industriezweiges und des nationalen Wohlstandes erblickte. In seinen letzten Lebensmonaten beschäftigte vom Rath die durch die Zeitverhältnisse geforderte Vereinigung des die Interessen der ganzen Familie zusammenschließenden, ausgedehnten Grundbesitzes von nunmehr 20000 Morgen mit dem benachbarten von Schoeller und Skene in Klettendorf. Karl vom Rath starb am 28. August 1904. Genau an seinem Begräbnistage, dem 1. September, trat die neue Gesellschaft vom Rath, Schoeller & Skene ins Leben, die heute eine der größten zuckerindustriellen Unternehmungen Deutschlands ist.

Im Gegensatze zu den Traditionen der Familie hat GERHARD VOM RATH als begeisterter Jünger der Wissenschaft seine Lebensaufgabe erfüllt und sein Lebensglück gefunden. Geboren zu Duisburg am 20. August 1830 als zweitältester unter sieben Geschwistern, kam er im Knabenalter nach Köln, als sein Vater Joh. Peter vom Rath im Interesse des dortigen Geschäftes dahin übersiedelte. Im Elternhause herrschte ein herzliches Einvernehmen zwischen Vater, Mutter und Kindern und eine biedere Einfachheit, die wie ein

Vermächtnis sich auf letztere vererbt und sie durch das Leben begleitet hat. Nachdem Gerhard zwei Jahre lang bei dem evangelischen Pfarrer von Haunsheim bei Dillingen a. d. Donau Vorbereitungsunterricht genossen hatte — auch seine beiden jüngern Brüder empfingen ihren ersten Unterricht im Hause dieses vortrefflichen Pädagogen —, kam er 1843 an das Gymnasium an Marzellen zu Köln. Mit reichen Gaben des Verstandes und Gemütes, unersättlichem Wissensdurst und starker Willenskraft ausgerüstet, erzielte er hier glänzende Erfolge, um nach bestandener Reifeprüfung zunächst ein Semester in Bonn und ein zweites in Genf dem Studium der Mathematik, Astronomie und Geologie obzuliegen. Eine große Fußwanderung durch die Alpen vom Mont Blanc bis nach Wien, die er Herbst 1849 unternahm, war wohl bestimmend für seinen Entschluß, Geologe zu werden, und bildete das Vorspiel seiner alljährlichen ausgedehnten Reisen, die der Wissenschaft wie der Literatur einen so reichen Ertrag gebracht haben.

Nachdem er sodann seine naturwissenschaftlichen Studien in Bonn unter dem Astronomen Argelander, dem Chemiker Bischof und dem Mineralogen Nöggerath fortgesetzt hatte, bezog er Ostern 1851 die Universität Berlin. Seine Strebsamkeit und Tüchtigkeit machten ihn bald zum Lieblingsschüler seiner Lehrer Magnus, Rummelsberg, Weiß und Gustav Rose. Zu letzterm, der ihn in die Kristallographie einführte, trat er in besonders nahe Beziehungen: in seinem gastlichen Hause lernte er dessen Bruder, den Chemiker Heinrich Rose sowie die Koryphäen der Naturwissenschaften, einen Poggendorf, Ehrenberg, L. v. Buch und Alexander v. Humboldt kennen. Am 9. Juli 1853 promovierte er auf Grund einer Dissertation über die Zusammensetzung des Wernerits, die Gustav Rose gewidmet ist. Mit seinen Eltern und Geschwistern machte er darauf eine äußerst lehr- und genußreiche neunmonatige Reise nach Italien. Der Winteraufenthalt in Rom diente dem Studium der italienischen Kunst und Sprache; im Frühjahr wandte er sich nach Neapel und Sizilien, das er mit seinem jüngern Bruder und seinem Freunde Delius nach allen Richtungen durchstreifte. Nach seiner Heimkehr finden wir ihn bald wieder im Laboratorium Heinrich Roses mit mineralchemischen Untersuchungen beschäftigt, zu deren Förderung Reisen nach Schlesien und Böhmen dienen, und im August 1855 begleitet er Gustav Rose auf einer Forschungsreise ins Riesengebirge. Ostern 1856 habilitierte er sich für Mineralogie und Geologie in Bonn, wurde daselbst am 3. Juli 1863 außerordentlicher, am 13. April 1872 ordentlicher Professor der

genannten Fächer und am 16. Dezember 1872 als Nachfolger Nöggeraths Direktor des mineralogischen Museums in Poppelsdorf. Unvergängliche Verdienste hat er sich um die Entwicklung dieses Instituts erworben, dem er nicht bloß die vom Kultusministerium für 144000 M. angekaufte Krantzsche Mineraliensammlung von über 14000 Stufen zuzuwenden wußte, sondern auch seine eigenen Funde und Erwerbungen, die spolia opima seiner Reisen, in uneigennützigster Weise zum Geschenke machte. Unterdessen hatte sich vom Rath durch seine fruchtbringende akademische Lehrtätigkeit und noch mehr durch seine schriftstellerischen Leistungen in der Gelehrtenwelt einen hochgeachteten Namen erworben: zahlreiche gelehrte Gesellschaften und Akademieen fast aller Länder Europas sowie der Vereinigten Staaten und Argentiniens wählten ihn zu ihrem Mitgliede oder Ehrenmitgliede, und als 1873 durch den Tod seines Schwiegervaters Gustav Rose der Lehrstuhl für Mineralogie in Berlin erledigt war, wurde er, der schon damals als erster seines Faches galt, zum Nachfolger berufen, ohne jedoch diesem Rufe Folge zu leisten. Unterm 20. Januar 1879 verlieh ihm Se. Majestät der König den Rang und Titel eines Geheimen Bergrates.

Je glänzender die Anerkennung war, die der Gelehrte fand, um so trüber gestaltete sich das Geschick, das den Gatten und Vater traf. Nur wenige Jahre nach dem Abschluß der Ehe (1858) wurde seine geist- und gemütvolle Gattin Marie Rose von einem Rückenmarkleiden befallen, das sich fortwährend steigerte und schließlich zu vollständiger Lähmung führte; seinen einzigen Sohn Hans, den Stolz und Liebling der Eltern und Verwandten, raffte im Alter von vierzehn Jahren eine tückische Diphtherie dahin (1874); sechs Jahre später erlag auch seine Gattin ihren zwanzigjährigen schweren Leiden, und die Adoptivtochter folgte ihr bald ins Grab. Mochten aber auch diese furchtbaren Schläge vom Rath fast bis zur Verzweiflung niederschmettern, wenn sie sein Haupt trafen, immer richtete ihn wieder auf die Arbeit, die ihm Bedürfnis war, das Reisen, das ihm Zerstreuung verschaffte, und vorzüglich sein unerschütterliches Gottvertrauen, das in der täglichen Lektüre der hl. Schrift reiche Nahrung fand. Nur als sein Haus ganz verödet war, schien sich dumpfe Resignation und tatenlose Lebensmüdigkeit über den schwergeprüften Mann lagern zu wollen: da brach zur Freude aller, die ihm nahestanden, 1883 ein neuer Lebensfrühling für ihn an durch seine Vermählung mit der geistesverwandten Josephine Bouvier, die ihm von nun an bei seinen Arbeiten eine verständnisvolle Gehilfin, auf seinen Reisen eine

unverdrossene Begleiterin, in seiner Liebestätigkeit eine kluge Beraterin wurde. Frei von allen amtlichen Verpflichtungen und unter Hervorhebung „seiner langjährigen verdienstreichen Wirksamkeit" zum Honorarprofessor ernannt, entschloß sich vom Rath nunmehr, ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen, seiner Muße und seiner Gattin zu leben, und er verwirklichte diesen Entschluß durch den Antritt seiner größten, dreizehn Monate währenden Reise nach den Vereinigten Staaten und nach Mexiko. Eine lange Zeit ungetrübten Glückes schien dem noch vollkräftigen Gelehrten beschieden zu sein, da traf ihn ganz unerwartet, als er eben eine Reise nach dem Süden mit zunächst noch unbestimmtem Ziel angetreten hatte, am 21. April 1888 auf dem Bahnhofe in Coblenz ein Schlaganfall, der am 23. April seine Auflösung herbeiführte.

vom Raths schriftstellerische Tätigkeit, die sich über ein ganzes Menschenalter erstreckt, hat einen seltenen Umfang: in dem der Gedächtnisrede von H. Laspeyres angehängten Verzeichnis füllt die Aufzählung der Titel über dreißig Druckseiten. Die literarischen Arbeiten des Gelehrten bewegen sich teils auf den gemeinverständlichern Gebieten der Länder- und Völkerkunde und der Geologie, besonders des Vulkanismus, teils tragen sie einen streng wissenschaftlichen Charakter an sich. Erstere sind die unmittelbaren Früchte der Reisen, die er alljährlich in den Herbst-, zuweilen auch in den Osterferien durch alle Teile Deutschlands und Italiens, die Schweiz, Österreich-Ungarn, Siebenbürgen, Frankreich, Skandinavien, Griechenland, Kleinasien, Syrien und Nordamerika zu einem guten Teile zu Fuß unternommen hat. Für alles, was ihm auf diesen Streifzügen durch die Welt begegnete, hatte vom Rath ein offenes Auge, ein klares Verständnis und nicht selten ein zu warmes Mitgefühl. Ihn interessierten Natur und Kunst, Sprache und Religion, Geschichte und Sage, Charakter und Sitte, Volkswirtschaft und Politik. Was er beobachtete oder erlebte, wurde sofort im Tagebuch angemerkt, an den Rasttagen zu Briefen in die Heimat verarbeitet und nach der Rückkehr wissenschaftlich ergänzt und sprachlich ausgefeilt. So kommt es, daß vom Raths Darstellung den Charakter der Frische und Unmittelbarkeit an sich trägt, und da er obendrein ein Meister der Schilderung zumal geologischer Verhältnisse und vulkanischer Erscheinungen ist, so fesseln seine Reisebilder jeden, der zu ihnen greift. [1])

[1]) Am meisten verdienen folgende populär-wissenschaftliche Werke vom Raths genannt zu werden: Ein Ausflug nach Calabrien 1871. Der Ätna. Vortrag zu Wetzlar 1872. Der Vesuv 1873. Geologische Reise nach Ungarn. Vortrag zu

Die streng wissenschaftlichen Arbeiten vom Raths liegen auf dem Gebiete der Mineralchemie, der Petrographie und der kristallographischen Mineralogie. „Dieselben sind," wie einer seiner hervorragendsten Fachgenossen schreibt, „so ungeheuer umfangreich und eigentlich alle so bedeutend, daß ich kaum weiß, auf welche ich die Aufmerksamkeit besonders richten sollte. Es sind fast alles musterhafte, klassische Arbeiten." Des hervorragendsten Rufes erfreuen sich seine Forschungen auf dem Gebiete der Kristallographie, „auf welchem er die größten Erfolge zu verzeichnen hatte und wohl als der erste seiner Zeit angesehen werden muß". Eine ganz hervorragende Begabung brachte er für dieses Fach mit. Sein scharfes und durch den täglichen Gebrauch wunderbar geschärftes Auge, verbunden mit einem ausgezeichneten Formensinn, erkannte die seltensten Mineralien in ihrer ungewöhnlichsten Ausbildung, sein zuverlässiges Gedächtnis bewahrte aufs treueste die einmal empfangenen Eindrücke, und seine mathematische Veranlagung wies ihm den richtigen Weg für die Berechnung. So lieferte er u. a. glänzende Untersuchungen über Feldspate, Kalkspat, Leucit, Humit, Quarz und den von ihm entdeckten Tridymit.

Gerhard vom Rath war aber nicht bloß ein großer Gelehrter, sondern auch ein edler Mensch. Sein hellblickendes, blaues Auge spiegelte seine reine, für alles Wahre, Gute und Schöne begeisterte Seele wider. Wenn ihm Not und Elend begegneten, rührte Mitleid schnell sein weiches Herz und öffnete ihm die milde Hand; wohltun, und zwar im Verborgenen wohltun war ihm Bedürfnis. Doch auch in der Öffentlichkeit reden drei Stiftungen laut von seiner menschenfreundlichen Gesinnung. Als ihm sein blühender Sohn so jählings entrissen wurde, da schuf der tiefgebeugte Vater, um das Andenken an den früh Verblichenen in der Schule lebendig zu erhalten, am Kgl. Gymnasium zu Bonn eine Studienstiftung unter dem Namen Hans vom Rath-Stiftung. Selbst der Kinder

Bonn 1876. Der Granit 1878. Naturwissenschaftliche Studien, Erinnerungen an die Pariser Weltausstellung 1879. Das Gold. Vortrag in Godesberg 1879. Reise durch einige Teile des österreichisch-ungarischen Staates 1879. Siebenbürgen, Reisebeobachtungen und Studien nach Vorträgen in Duisburg und Bonn 1880. Palästina und Libanon. Vortrag in Bonn 1881. Durch Italien und Griechenland nach dem heiligen Lande. Reisebriefe 1882. Reise auf der Insel Sardinien 1883/5. Geologische Briefe und Wahrnehmungen über Nordamerika 1884—1886. Arizona, Studien und Wahrnehmungen 1885 und 1888. Geographisch-geologische Blicke auf die Pacifischen Länder Nordamerikas 1885. Geologische Wahrnehmungen in Mexiko 1886 und in Griechenland. 1887. Pennsylvanien. Geschichtliche, naturwissenschaftliche und soziale Skizzen 1888.

beraubt, gab er die Mittel her, um einer Anzahl von Söhnen gebildeter, aber unbemittelter Witwen in dem „Knabenheim“ an der Baumschuler Allee in Bonn eine gute Erziehung zu verschaffen, und er ließ es sich nicht nehmen, selbst den Knaben von den Werken Gottes zu erzählen und ihnen Führer und Berater für ihre Lebenslaufbahn zu werden. Das bedeutende Vermögen, das ihm nach dem Tode seiner innig geliebten Mutter zufiel, vermochte seine höchst einfache Lebenshaltung nicht zu ändern, gemahnte ihn aber an die Arbeiter in den Zuckerfabriken seiner Eltern und Geschwister, die zur Erwerbung desselben wesentlich beigetragen hatten. So gründete der edle Menschenfreund unterm 24. März 1888 mit einem Kapital von 450000 Mark die Arbeiteransiedelung „Wilhelmsruhe“ an der Bonner- und Gerhard vom Rathstraße zu Köln-Arnoldshöhe in dankbarer Erinnerung an seinen Vater Joh. Peter vom Rath, Mitinhaber der Zuckerraffinerie Gebrüder vom Rath, und im Geiste der arbeiterfreundlichen Bestrebungen Kaiser Wilhelms I., „zu dem Zwecke, ordentlichen und fleißigen Arbeitern der Stadt Köln gegen billige Miete ein gesundes Familienheim zu schaffen, um dadurch zur sittlichen, geistigen und körperlichen Hebung des Arbeiterstandes beizutragen“. In erster Linie sollte die Stiftung den Arbeitern des Rheinischen Aktien-Vereins für Zuckerfabrikation in Köln, in den das väterliche Geschäft aufgegangen war, zugute kommen, seit 1889 aber, wo der Sitz des genannten Unternehmens nach Dessau verlegt worden ist, kann jeder Kölner Arbeiter zum Genusse der Stiftung gelangen. Diese selbst ist von der Witwe ihres Begründers der Stadt Köln übergeben worden. Schon im dritten Jahre, als der Ausbau der Kolonie noch lange nicht vollendet war, gewährte Wilhelmsruhe über 40 Arbeiterfamilien mit etwa 200 Personen, von denen drei Viertel dem katholischen und ein Viertel dem evangelischen Bekenntnisse angehörten, ein ruhiges und gesundes Heim. Die Leistungsfähigkeit der Anlage vermehrt sich noch fortwährend, da satzungsgemäß alle Überschüsse zum Kapital geschlagen werden. Heute gewährt sie 400 Personen eine behagliche Unterkunft.

Gleichzeitig mit Gerhard vom Rath besuchten noch zwei jüngere Brüder das Marzellengymnasium, ARTHUR, geboren am 24. März 1832, und EMIL, geboren am 16. März 1833, beide zu Duisburg. Arthur war von 1845—49 Schüler der Anstalt. Im letztgenannten Jahre begab er sich als Eleve auf ein landwirtschaftliches Gut im Kreise Herford. Zur Vollendung seiner landwirtschaftlichen Ausbildung besuchte er die Akademie in Hohenheim

und war dann unter der Leitung des Oberamtmanns Rimpau, eines bedeutenden Landwirts, auf einem Gute in der Magdeburger Gegend praktisch tätig. In Genf hielt er sich noch ein halbes Jahr zur Vollendung seiner allgemeinen Ausbildung auf. Im Winter 1854—55 trat er die Verwaltung eines seinem Vater gehörigen Gutes in der Nähe von Herford an und blieb dort bis zum Jahre 1865. In diesem Jahre assoziierte er sich mit seinem Vetter Julius vom Rath zur Gründung einer Zuckerfabrik in Grevenbroich. Zwanzig Jahre widmete er sich dieser kaufmännischen Tätigkeit. Seinen Wohnsitz hatte er in dieser Zeit in Köln und lebte dort auch nach der Auflösung der Firma, die wegen des Todes seines Mitbeteiligten Julius vom Rath erfolgte, von den Geschäften zurückgezogen.

Arthur vom Raths Interesse war schon neben seinen geschäftlichen Unternehmungen mit besonderer Vorliebe kulturhistorischen und politischen Fragen zugewandt gewesen. Seine scharf ausgeprägte liberale Weltanschauung erfüllte ihn mit großer Begeisterung für Denk- und Gewissensfreiheit und mit starker Abneigung gegen religiöse Unduldsamkeit. Seit der Aufgabe seiner kaufmännischen Tätigkeit widmete er sich den genannten Bestrebungen mit verstärktem Eifer. Politisch betätigte sich vom Rath als eifriges Mitglied des rheinischen Zentralkomitees der nationalliberalen Partei und als Begründer (1896) und Förderer der „Rheinischen Korrespondenz", die 1899 mit Hilfe der von ihm bereitgestellten Mittel in die „Deutschen Stimmen, Halbmonatsschrift für Vaterland und Denkfreiheit" umgewandelt wurde. Diese beiden Zeitschriften suchten nicht bloß dem nationalliberalen Gedanken in den politischen Kämpfen der Gegenwart Geltung zu verschaffen, sondern behandelten auch soziale und kulturelle Fragen, wie die Frauenbildungsfrage, die Frage der Errichtung von Mädchengymnasien und sonstige Maßnahmen, die eine Verselbständigung des weiblichen Geschlechtes anzubahnen bestimmt sind. Allen diesen Bestrebungen brachte Arthur vom Rath das lebhafteste Interesse entgegen; er griff auch wohl selbst zur Feder, um sich in knappen und präzis formulierten Aufsätzen zur Sache zu äußern, so besonders zur Zeit des tollen, abergläubischen Treibens des Léon Taxil, dessen Schwindeleien 1897 entlarvt wurden. Aufs lebhafteste beschäftigten ihn die Probleme der Inquisition und des Hexenwahns, zweier düstern Erscheinungen der Geschichte; mit Besorgnis erfüllte ihn der Gedanke, daß veraltete Vorstellungen dieser Art in der Gegenwart wieder aufleben möchten. Er sammelte eine um-

fangreiche und wertvolle Bibliothek mit vielen Inkunabeln und sonstigen seltenen Drucken, insbesondere über die genannten Wissensgebiete. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er den größten Teil dieser Sammlung der Bonner Universitätsbibliothek durch Vermächtnis überwies und wissenschaftliche Veröffentlichungen aus den genannten Gebieten wie aus dem der rheinischen Geschichte zu wiederholten Malen wirksam unterstützte. Er starb zu Godesberg am 23. August 1901.

Emil vom Rath wurde gleichzeitig mit seinen Brüdern Arthur und Gerhard 1845 Schüler des Marzellengymnasiums, nachdem er vorher schon zwei Jahre auf dem Gymnasium in Zürich zugebracht hatte. Auch er verließ unsere Anstalt 1849 und begab sich zunächst nach Genf, wo er ein Jahr lang Vorlesungen an der Universität hörte, und zwar insbesondere auf mathematischem und naturwissenschaftlichem Gebiete. In den Jahren 1850/51 besuchte er zu demselben Zwecke die Bonner Universität. Da von seinen Brüdern der älteste früh starb und die beiden andern nicht in das väterliche Geschäft eintraten, so wandte er sich der kaufmännischen Tätigkeit zu und ging zunächst zu seiner praktischen Ausbildung für mehrere Jahre nach Frankreich und England. Nach seiner Rückkehr wurde er 1857 Teilhaber des väterlichen Geschäftes, das damals in die Firma vom Rath, Joest & Carstanjen umgewandelt wurde, und hatte seitdem seinen Wohnsitz dauernd in Köln.

Seine geschäftlichen Interessen konzentrierten sich auch in der Folgezeit vorwiegend auf die Zuckerindustrie. Emil vom Rath ist heute Vorsitzender des Aufsichtsrats der schlesischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation vom Rath, Schoeller & Skene sowie des Rheinischen Aktienvereins für Zuckerfabrikation in Alten bei Dessau, der aus seinem väterlichen Geschäfte hervorgegangen ist. Achtunddreißig Jahre hindurch gehörte er auch dem Aufsichtsrate des Walz- und Hüttenwerkes Rote Erde bei Aachen an, und fünfzehn Jahre hindurch war er Vorsitzender dieses Aufsichtsrats, bis das Werk 1905 mit der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft verbunden wurde. Seitdem ist er als Aufsichtsrats- und Ausschußmitglied des letztgenannten großen Werkes tätig. Mit der Eisen- und Maschinenindustrie steht er ferner seit einem halben Jahrhundert als Aufsichtsratsmitglied der Karlsruher Maschinenfabrik in Verbindung. Er war auch Mitbegründer der im Jahre 1872 ins Leben getretenen Gesellschaft für Tauerei-Schleppschiffahrt, welche bis vor wenigen Jahren den Warengütertransport auf dem Rhein erheblich befördert hat.

Neben dieser geschäftlichen Tätigkeit entwickelt Emil vom Rath seit mehr als einem Menschenalter eine aufopferungsvolle Tätigkeit im öffentlichen Leben. Seit 1876 ist er Stadtverordneter seiner zweiten Vaterstadt Köln, seit 1894 Mitglied des Provinziallandtages als einer der Vertreter der Stadt Köln; er ist außerdem stellvertretendes Mitglied des Provinzialausschusses. In dem Kölner Stadtverordneten-Kollegium macht er sich als erfahrener und hochgeschätzter Berater vorzugsweise in allen denjenigen Kommissionen verdient, deren Arbeiten das Finanz- und Verkehrswesen, die Kunst und Wissenschaft zum Gegenstande haben. Den Bestrebungen letzterer Art dient er aber nicht bloß mit feinem Urteil, sondern auch mit freigebiger Hand. Dem Historischen Archiv der Stadt Köln stellt er seit vielen Jahren die Mittel zur Remuneration jüngerer Hilfsarbeiter zur Verfügung. Stiftungen von ihm weisen sowohl das Kunstgewerbe- und Naturhistorische Museum wie auch das Wallraf-Richartz-Museum und das Historische Museum der Stadt auf. Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, jene Schöpfung G. von Mevissens, die sich die wissenschaftlich mustergültige Herausgabe von Quellenschriften unserer rheinischen Geschichte zur Aufgabe gesetzt hat, verehrt in ihm ihren hochherzigen Mäzen. Die großen Veröffentlichungen dieser Gesellschaft über die romanischen und gotischen Wandmalereien der Rheinprovinz sind seiner tatkräftigen Hilfe in erster Linie zu danken. Der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, zumal der Zweigverein Köln, hat seit seiner Begründung an ihm einen tatkräftigen und stets opferbereiten Förderer, und mancher junge rheinische Historiker weiß sich in den Ausbildungsjahren seiner Unterstützung zu erfreuen. Das in Köln 1902 von einem Verein begründete und 1908 von der Stadt übernommene Mädchengymnasium erfuhr von Anfang an seine verständnisvolle Förderung ebenso wie die im Jahre 1905 begründeten rechts- und staatswissenschaftlichen Fortbildungskurse. Am 24. August 1905 traf Emil vom Rath einer der schmerzlichsten Schläge seines Lebens: er sah seinen geistvollen, einzigen Sohn Felix im Alter von kaum 39 Jahren ins Grab sinken, einen Tonkünstler, von dem sein Freund, Professor Max Schillings, schreiben konnte: „Felix vom Raths Kompositionen geben Zeugnis von dem tiefen Ernst seiner Künstlernatur und bedeutendem Können. Die Kunst war ihm mehr als ein holdes Spiel, das über des Lebens Rätsel hinwegtäuschen sollte. Sein künstlerisches Wirken war zu kurz, als daß er zur vollen Reife des Schaffens hätte gelangen können. Sein

Bestes zu geben blieb ihm verwehrt; er hätte zweifellos in kleinen Formen Großes, ja Bleibendes geleistet; davon geben vor allem die Klavierstücke Zeugnis, die von unbestreitbarem Werte und weitester Verbreitung würdig sind." Der tiefgebeugte Vater ehrte das Andenken an den Heimgegangenen durch Begründung einer vom Bayerischen Kultusministerium verwalteten Stiftung zur Förderung talentvoller Künstler im Betrage von 100000 Mark.

Emil vom Rath gehört sodann auch zu den ältesten und bedeutendsten Förderern unserer Anthropologischen Gesellschaft. Seine reichliche Unterstützung ermöglichte mehrere Grabungen zur Erforschung der Urzustände unserer rheinischen Heimat, den Ankauf der wertvollen paläolithischen Sammlung Hauser aus Les Eyzies in der Dordogne (Südfrankreich) und im Verein mit den Zuwendungen anderer Gönner die Begründung des Prähistorischen Museums im Bayenturm, dessen Saal I (Palaeolithikum, ältere Steinzeit) vollständig seiner Munifizenz zu verdanken ist. Die Anthropologische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, und das Prähistorische Museum ließ ihm zu Ehren eine Bronzetafel im Palaeolithikum-Saal anbringen.

Allen diesen Verdiensten um die Erforschung der Geschichte und die Erhaltung der Kultur- und Kunstdenkmäler seiner rheinischen Heimat hat Geheimrat vom Rath im vorigen Jahre noch eines hinzugefügt, das seine wissenschaftliche Denkart besonders eigenartig zum Ausdruck bringt, durch Begründung einer Bibliothekstiftung an der Universität Bonn. „In dem Bestreben," — so schreibt er selbst — „die Erforschung der Vergangenheit meiner rheinischen Heimat zu fördern und zugleich die Verschleppung wertvoller Schriftdenkmäler, die rheinischer Herkunft sind oder das Rheinland betreffen, nach Möglichkeit zu verhindern, aber auch um den Rückerwerb bereits nach auswärts gewanderter Handschriften, alter Drucke und wertvoller Werke rheinischen Ursprungs zu erleichtern, stelle ich hiermit der rheinischen Hochschule für ihre Universitätsbibliothek die Summe von dreißigtausend Mark zur Verfügung." Das Kapital soll zunächst zinsbringend angelegt und die Zinsen je nach dem Angebot und Bedarf entweder zur Ergänzung der Universitätsbibliothek im Bereiche der rheinischen Geschichte verwandt oder zum Kapital geschlagen werden. „Um aber dem Rheinlande einzelne Handschriften, Wiegendrucke oder sonstige Werke größern Wertes zu erhalten, oder falls sich die Gelegenheit bieten sollte, eine ganze Bibliothek, deren Bestand den der Bonner Universitäts-

bibliothek in der genannten Richtung auf erwünschte Weise ergänzen würde, käuflich zu erwerben, kann auch das Kapital angegriffen, ja nötigenfalls aufgezehrt werden. In diesen Fällen ist ein mit Dreiviertelmehrheit gefaßter Beschluß des Stiftungsvorstandes erforderlich, aber auch ausreichend." Diese „Dr. Emil vom Rathsche Stiftung" kommt in ebenso verständnisvoller wie hochherziger und nachahmenswürdiger Weise dem Bedürfnisse der Universitätsbibliothek entgegen, ältere Literaturdenkmäler zur Geschichte des Rheinlands, die sich noch nicht in ihrem Besitze befinden, und neuere derartige Werke, die außerhalb der Provinz erscheinen, an sich zu bringen und sich so zu einer Bibliotheca Rhenana auszubauen, eine Aufgabe, zu deren Lösung bei dem gewaltigen Anwachsen der wissenschaftlichen Tagesliteratur auf allen Gebieten die etatsmäßigen Mittel bei weitem nicht reichen.

Bei so hervorragenden langjährigen Leistungen für das Gemeinwohl und die Förderung von Kunst und Wissenschaft fand als wohlverdient jene hohe Auszeichnung freudigen Beifall, welche schon vor seiner letzten Stiftung die philosophische Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Herrn Geheimen Kommerzienrat Emil vom Rath dadurch verlieh, daß sie ihn unterm 27. Oktober 1909 zum Doctor philosophiae honoris causa ernannte. Wenn ihn aber das Doktordiplom nicht bloß als „litterarum artiumque protectorem praestantissimum", sondern auch als „virum tam munificum quam modestum" preist, so deutet es mit dem letzten Worte auf das schönste Blatt in dem Ehrenkranze, den Herr Dr. Emil vom Rath wie seine ganze Familie sich gewunden hat.

Die Bauten des Gymnasium Tricoronatum.

Von Regierungsbaumeister Dr.-Ing. HANS VOGTS in Köln.

Die Verlegung des Marzellengymnasiums in das neue Gebäude lenkt die Aufmerksamkeit auf die Bauten, die bisher dieser Anstalt während der vier Jahrhunderte ihrer wechselvollen, rühmlichen Geschichte gedient haben.

Die Nachrichten über die inzwischen abgebrochenen und verschwundenen ältesten Bauten des Gymnasiums ergeben ein nur unvollständiges Bild. Als der Bursa Cucana 1550 ihr bisheriges Heim auf dem Eigelstein (an Stelle des jetzigen Hauses Nr. 16, neben der ehemaligen Magdalenenkirche), das sie nur mietweise inne hatte, gekündigt wurde, verlegte sie ihr damaliger Regens Leichius in eine Häusergruppe auf der Nordseite der Maximinenstraße, die der Rat der Stadt von den Erben Holtz für 1000 Taler erwarb und der Burse zur Verfügung stellte, nicht ohne das Stadtwappen als sein Hoheitszeichen über dem Tore anzubringen, wie dies seit alters bei den der Stadt gehörigen Bauten geschah. Nach den drei Kronen dieses Wappens führte die Burse seitdem den Namen Tricoronata oder Gymnasium Tricoronatum. Zur selben Zeit (1552) vergrößerte Leichius das Anwesen durch den Ankauf des Nebenhauses. Mit dem Gymnasium übernahmen die Jesuiten 1556 sein Heim, in das sie im folgenden Jahre ihren Einzug hielten, nachdem es durch den Rat und insbesondere auf Betreiben des Bürgermeisters Sudermann instandgesetzt worden war. Die Gesellschaft Jesu vergrößerte bald den Bau durch mehrere angrenzende Grundstücke; 1558 erwarb sie für 1300 Taler das Haus Ruremond, 1563 für 1400 Taler das Haus zur Lilie mit seinem Grashof und seiner Kemenate, 1568 ein anstoßendes Haus, das eingestürzt war und bei dem Einsturz das Gymnasialgebäude wesentlich beschädigt hatte, 1569 für 500 Taler das Haus zum heiligen Geist; das Haus zum Sternen fiel den Jesuiten 1574 durch das Vermächtnis ihres Wohltäters Johann von Linden zu. Die letztgenannten Häuser lagen nebeneinander auf der Johannisstraße (an Stelle der jetzigen Häuser Nr. 9—15) und stießen hinten an die Besitzung in der Maximinenstraße.

Bei dem ständigen Wachsen der Schülerzahl waren die Erweiterungen sehr notwendig. Sie brachten fortwährende Umbauten mit sich. Der der hl. Maria geweihte Betsaal befand sich

zuerst über der Einfahrt; er war so eng, daß nicht alle Schüler zur täglichen Messe zugelassen werden konnten; die Vergrößerung durch Hinzunahme eines benachbarten Kamins, der den Platz für den Altar abgab, konnte nur wenig helfen. So mußte die studierende Jugend in den folgenden Jahren von den Professoren zur Messe in die Kirche des nahegelegenen Maximinsklosters geführt werden. Eine geräumige Kapelle mit weiter Eingangshalle

Grundriß des Erdgeschosses des städtischen Waisenhauses an der Maximinenstraße und Johannisstraße (des früheren Gymnasium Tricoronatum) aus dem 18. Jahrhundert.

wurde dann in dem Hause zum heiligen Geist in der Johannisstraße eingerichtet; mit dem Gymnasium war sie durch einen gedeckten Gang verbunden, der durch eine neben dem Hochaltar gelegene Tür in die Saalkirche führte. Hinter dem Altar, der sich an der Westseite befand, war eine kleine Sakristei angeordnet; zu seinen beiden Seiten lagen die Emporen für den Chor. Die Kirche war zwischen zwei den Jesuiten gehörigen Zinshäusern eingebaut und an der Straßenseite nach einer kleinen Skizze in der Kreuterschen Sammlung durch einen hohen Giebel und große Fenster ausgezeichnet.

Unsere Abbildung zeigt den Grundriß der Kirche und des Schulgebäudes zu einer Zeit, als die Jesuiten sie verlassen hatten, und ihr früheres Heim — wahrscheinlich mit nur geringen Änderungen — zum Waisenhaus eingerichtet worden war. Nach diesem Plan befand sich links eine Durchfahrt zu dem Wirtschaftshofe, hinter dem ein großes Waschhaus lag; von der Torfahrt führte ein um einige Stufen höher gelegener Flur zu der hölzernen Wendeltreppe; nach der Straße zu lag ein Saal, an seiner Seite ein überwölbter Archivraum und ein Abort; das rechts gelegene Haus mit dem etwa in der Mitte befindlichen Eingangsflur und mit der Küche und dem Refektorium zu seinen Seiten mag das Wohnhaus der Ordensmitglieder gewesen sein.

Die Einrichtung, die wir auf diesem Erdgeschoßgrundriß kennen lernen, wurde wahrscheinlich um 1563 und 1567 geschaffen; damals wurden zwei neue „runde" Treppen „mit einem Kapeus" gebaut, über der Pforte zwei neue Fenster gebrochen, ein neues Dach errichtet, eine Stube für mehr als 200 Taler mit Holzgetäfel bekleidet, der Saal mit zwölf, die Kammer nach dem Hofe zu mit acht, zum Teil bemalten Glasfenstern versehen, drei schöne eiserne Öfen mit Kachelumkleidung gesetzt, für die Küche ein neuer Herd und ein Spülstein mit hölzerner Spülbank angeschafft, der Steinweg (Hof) gepflastert, der bisherige Stall zum Waschhaus umgewandelt. Auch der Garten erfuhr eine Neuanlage: es wurde Hopfen gepflanzt, durch eine Fachwerkwand der Baumgarten und durch eine schmale Tür der Weingarten von dem übrigen Gartenplatz geschieden. Der ganze Umbau kostete 1200 Taler; die Handwerksmeister, deren sich die Jesuiten bedienten, waren der Steinmetz Wilhelm, der Zimmermann Johannes und sein Schwager, der Schnitzler Hans Meier auf der Hochpforte, der auch 1571—74 im Gymnasium Arbeiten lieferte, der Verfertiger der Wendeltreppe Hermann Rost, der Layendecker Heynrich, der Schlossermeister Jürgen — das neue Schloß an der Tür wird als besonders schön gerühmt —, ferner ein Kachelbäcker, ein Glaswörter und ein Maler.

Aus dem Akkord des Zimmermeisters können wir entnehmen, daß die hofwärts gelegenen Zimmer Schlafkammern waren und daß im Obergeschoß (wahrscheinlich über dem Refektorium) wieder ein großer Saal lag.

Diese Bauten der Jesuiten zwischen Maximinenstraße und Johannisstraße gingen ohne das Haus zur Lilie, das der Orden bereits 1587 wieder verkaufte, 1599 für 5000 Reichstaler in den

Besitz des Rats über, der das Waisenhaus hineinlegte, das hier bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit blieb.

Den Jesuiten war es bei dem großen Wachstum ihrer Anstalt dort inzwischen zu eng geworden; sie bereiteten sorgfältig die Erwerbung neuer, umfangreicherer Grundstücke vor, wobei sie anscheinend darauf bedacht waren, in der Nähe zu bleiben, wohl weil ihr Kollegium zunächst im alten Hause weiterbestehen bleiben mußte und nur die Verlegung der Schule beabsichtigt war, vielleicht aber auch mit Rücksicht darauf, daß die Universität und die beiden anderen Kölner Gymnasien in derselben Stadtgegend lagen, die wohl überhaupt als der Mittelpunkt der Geistlichkeit in Köln gelten konnte. 1581 wurde dem Orden das Collegium Swolgianum an der Marzellenstraße, das Heim der 1578 gegründeten theologischen Lehranstalt, von deren Stifter, dem Dechanten des Andreasstifts JOHANNES SWOLGEN eingeräumt sowie 1582 mit päpstlicher Genehmigung das daneben gelegene Achatiuskloster, dieses auf Betreiben des Kardinals JOHANNES GROPPER, der das durch inneren Zwist heruntergekommene Augustinerinnenkloster auflöste. Die Gesellschaft Jesu zahlte für das Swolgianum 4000, für das Klostergebäude 3000 Taler. Nachdem für das Xaverianische Konvikt für edelgeborene Jünglinge noch eine Anzahl Häuser hinzugekauft war, wurde das Gymnasium nach dem 6. September 1582, dem Tage des Auszuges der Klosterfrauen, in die Marzellenstraße verlegt. Ein Plan des Stadtarchivs gibt die Lage und Größe der einzelnen von den Jesuiten erworbenen Grundstücke an.

Die gotische Achatiuskirche, die im wesentlichen 1429 erbaut worden sein muß, erfuhr eine gründliche Instandsetzung und

Vergrößerung, wobei an drei Seiten Emporen angebracht wurden; die nunmehr 100 Fuß lange und 50 Fuß breite, „schön verzeerte" Kirche wurde 1583 eingeweiht, worauf die über dem Portal angebrachte Jahreszahl hinwies. Für die Ausstattung arbeitete um 1595 der bedeutendste damalige Kölner Schreinermeister, Melchior von Rheydt, der Künstler der Rathausvertäfelungen, das Sakramentshäuschen und die Beichtstühle, sowie der vielbeschäftigte Maler Christian Bruin, der 1586 starb und für die Kirche eine Darstellung der Gereonslegende schuf. Als Architekt der Jesuiten wird um dieselbe Zeit ein Meister Gotschalk genannt, vielleicht der mehrerwähnte, bei den Steinmetzen eingeschriebene Bildhauer Gotschalk von den Steinen oder der 1594 als Vierundvierziger der Zunft fungierende Gotschalk von Weinsberg.

Zu dem Umbau des Kollegiengebäudes gab der Rat 100000 Ziegelsteine und 100 Taler (1593); 1599 wurde das neue Klassengebäude, das von den städtischen Würdeträgern und von den Spitzen der Geistlichkeit mit mehr als neunzig gemalten Fensterscheiben geschmückt wurde, feierlich eröffnet. Von dieser Eröffnung datiert ein besonderes Wachstum der Schülerzahl der Anstalt.

Hauptsächlich durch die Freigebigkeit des Kölner Kurfürsten erhielten die Jesuiten bald auch große Grundstücke auf der gegenübergelegenen Seite der Marzellenstraße, vor allem den Hubertushof mit seinem Garten, und schon hatten sie hier den Bau eines Kollegiums und einer prächtigeren und größeren Kirche begonnen, als in einer Nacht des Jahres 1621 das alte Achatiuskloster und seine Kirche mitsamt der Bibliothek der Anstalt in Flammen aufging und vollständig vernichtet wurde. Nun wurden die Neubauten beschleunigt und ein provisorischer Gottesdienst in der Stiftskirche von St. Andreas eingerichtet. Den Plan zu der neuen Kirche hatte der oberdeutsche, wahrscheinlich fränkische Meister CHRISTOPH WAMSER geschaffen, welcher in den ersten Jahren des Baues selbst die Ausführung leitete; er war auch der Baumeister der Wiederherstellungsarbeiten und des neuen Turmbaues der St. Pantaleonskirche (1618—1620), wurde mehrfach vom Kölner Kurfürsten beschäftigt und siedelte 1619 von Köln nach Straßburg über, in dessen Nähe die Jesuitenkirche von Molsheim nicht ohne seinen Einfluß entstanden sein dürfte. Die Kölner Jesuitenkirche zeigt eine noch durchaus spätgotische Konstruktion und Raumdisposition in Verbindung mit den Schmuckformen und Gliederungen der Renaissancekunst.

Während die Kirche mit diesem interessanten Mischstil und das weitläufige Jesuitenkloster, dessen Bau 1634 vollendet wurde, mit seinen Bogengängen um den Binnenhof, mit dem vertäfelten Refektorium und der prächtigen gewölbten Bibliothek noch bestehen, die Kirche bis heute als Gymnasialkirche der gegenüberliegenden Anstalt, sind wir über die alte Einrichtung dieser selbst wenig unterrichtet. Nur einzelne Anschaffungen und Verbesserungen gehen aus den Rechnungsbüchern der Jahre 1627 bis 1645 hervor, Reparaturen an Fenstern und Fußböden, eine Erneuerung der Treppe (1635), der Bau einer Heizung (Oktober 1645), Ausgaben für Leuchter, die Anbringung von größeren Bildern in den einzelnen Klassen, vor welchen die Schüler ihre Gebete verrichten sollten, die Besorgung anderer Bilder in Antwerpen (1636), vielleicht von Professorenporträts, die noch die heutige Aula schmücken.

1629 wurden im Garten Denkmäler zu Ehren der Wohltäter der Anstalt aufgestellt (für 39 Reichstaler), mit gemalten Wappenschildern und Emblemen, zu deren Kosten einzelne Schüler beitrugen. 1633 wurde über dem Eingang der Aula eine Empore für den Musikerchor errichtet, 1636 der Eingang selbst erneuert. Aus allem geht hervor, daß die Ausstattung des Baues eine sorgfältige und schmucke war. Die Arbeiten lagen wahrscheinlich in der Hand des am 19. April 1654 gestorbenen Bruders VALENTIN BOLTZ, eines geschickten, aus Thüringen stammenden Schreiners und Baumeisters, und der von ihm zusammengebrachten und geleiteten Werkstatt, der auch die meisten Arbeiten in Kirche und Kloster zu entstammen scheinen.[1])

Doch auch die Neueinrichtung des Collegium Swolgianum genügte den Anforderungen wenig; es wird darüber geklagt, daß selbst die stärksten der als Lehrer verwandten Ordensherren selten, nachdem sie die unteren Klassen durchgemacht, noch in den oberen Dienste tun konnten; viele erlagen bei der Beschränktheit und Niedrigkeit der Schulzimmer, die oft über hundert Schüler zu fassen hatten, einem frühen Tode. Dem Übelstande begegnete man durch Teilung der Klassen und durch die Aufführung eines neuen Gebäudes. Dieser Bau, der 1100 Reichstaler kostete, wurde 1672 begonnen und 1674 vollendet und

[1]) Auch als der Regens des Gymnasiums mit den beiden tüchtigen Schreinermeistern Konrad Wolf und Johann Halver 1627 zur Vermeidung von Streitigkeiten mit der Kölner Zunft einen Vertrag abschloß, wurde ausdrücklich bestimmt, daß die Gesellen gemeinsam vom Regenten und den Meistern angenommen und nur für die Jesuiten arbeiten sollten, so daß die oberste Leitung, die die beiden Meister hatten, vermutlich eine rein formale war.

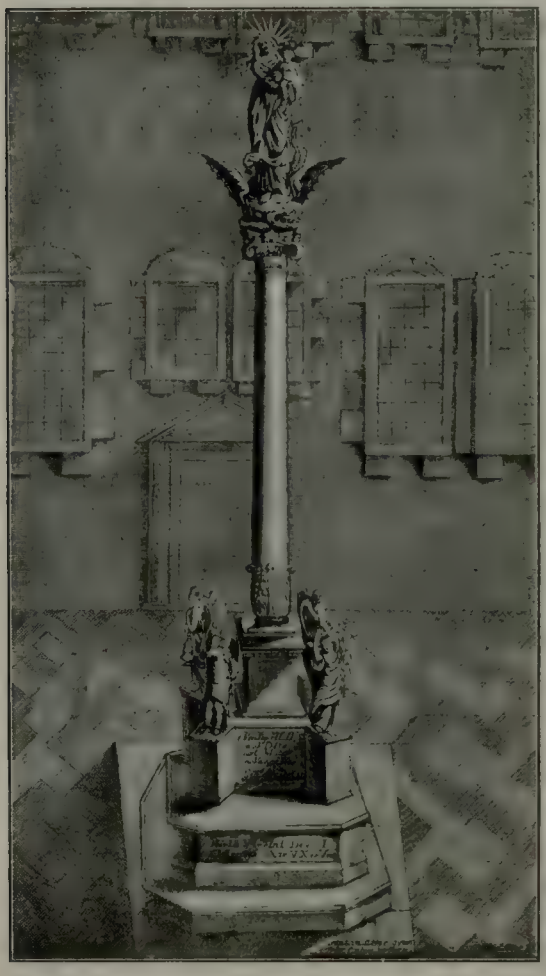
feierlich eingeweiht; an ihn wurde 1684—85 für die drei unteren Klassen ein Flügel längs der Gartenmauer des Dominikanerklosters gefügt, „vom Fundament bis zum Dach und seinem Glockentürmchen ein herrlicher Bau". Die Neubauten wurden veranlaßt durch den damaligen Regenten P. NIKOLAUS ELFFEN († 1706), einen baufreudigen Mann; in seiner Zeit wurden dem Kollegiengebäude das schöne Hauptportal, eine Stiftung der Familie Pfingsthorn, ein neues Dach und ein neuer Giebel zum Gymnasium hin gegeben (1688 und 1689), ferner die Türme der Kirche vollendet (1689), die Kirche durch großartige Ausstattungsstücke bereichert, sowie endlich die Ordenskirche in Bonn, ein Prachtwerk des Barockstils, gebaut.

Die einzige Abbildung des 1672 begonnenen Baues liefert ein Kupferstich, der von der Hand des ALEXANDER VOETS, eines nicht eben sehr hervorragenden, um 1700 lebenden Kölner Künstlers, herrührt; hier sehen wir im Hintergrund einen Ausschnitt aus dem Hofflügel, der uns dessen Erdgeschoßfenster mit ihren Hausteingewänden und die giebelbekrönte Tür kennen lehrt, Bauformen, die an das Pfingsthornsche Portal und vor allem an die abgebrochene Hofmauer der alten Domdechanei an der Pfaffenpforte, einen Bau vom Jahre 1657, erinnern. Das Elffensche Gebäude erhob sich hinter einem großen, straßenwärts gelegenen Hofe von ungefähr derselben Ausdehnung, wie sie der Vorhof des jetzt noch stehenden Schulhauses besitzt. Der Hof erhielt 1691 eine Pflasterung von schwarzweißen Steinchen, die 1718 durch ein anderes Pflaster ersetzt wurde.

In der Mitte des Vorhofs wurde 1696 ein Denkmal aufgestellt, das die edelste Zierde der Anstalt sein sollte, eine Mariensäule von wechselvollem, reichem Aufbau, nach dem Entwurfe und unter der Leitung des Bruders THOMAS ZOLSCHREIBER geschaffen. Dieser, 1628 geboren, trat 1655 in den Orden ein und starb 1701; der Nekrolog rühmt von ihm, daß er in verschiedenen Kunstzweigen, vor allem als Schlosser, ausgebildet und tätig gewesen. Vielleicht ging die Idee der Säule auf ein älteres Bild der Jungfrau Maria zurück, das im Gymnasium aufgehängt war zum Andenken daran, daß ihr Schutz den Bau bei dem gefahrvollen Brande vom 4. April 1644 vor der Zerstörung bewahrte.[1])

[1]) Dagegen wird in den Jesuitenakten des Stadtarchivs von einer um 1624 entstandenen Figur der Maria Immaculata nichts berichtet, deren Modell von der Hand des Bildhauers Jeremias Geißelbrunn nach Merlos Angabe der Kartäuser Engelbrecht Marx besessen haben soll. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Verwechslung und bezog sich das anscheinend jetzt verschwundene Modell auf die Figur von 1696.

Die Mariensäule wurde 1729 nach der Fertigstellung des westlichen Teiles der neuen Anstalt wieder auf dem alten Platze aufgestellt und 1730 um zwei Fuß erhöht; gleichzeitig wurden die Inschriften etwas geändert. 1768 wurde das Bildwerk, das durch die Winde beschädigt war, für 40 Imperialen 60 Albansgroschen wiederhergestellt, vergoldet und bemalt. Während der Franzosenherrschaft, vielleicht unter der Einwirkung der Revolutionsideen, wurde die Säule, die inzwischen das Vorbild ähnlicher Denkmäler vor den Gymnasien in Aachen und Trier geworden war, zerstört oder verschleppt, und der geringwertige Stich des Alexander Voets bringt uns allein ihr Bild zur Anschauung.



Mariensäule des Tricoronatum
nach dem Stiche des Alexander Voets.

Ausführlicher als der Stich lehrt uns die Beschreibung in den Jahrbüchern der Kölner Ordensgemeinde das Werk kennen. Der ganze Aufbau, aus Haustein geschaffen, war 35 Fuß hoch; die achteckige Basis hatte einen Umfang von 32 Fuß. Die Säule umgaben vier Engel mit Symbolen, die die Vorzüge der Jungfrau, ihren Mut, ihre Unschuld usw., veranschaulichen sollten, mit darauf bezüglichen lateinischen Sprüchen. In zwei Reihen waren an der Basis je vier Chronosticha angebracht; sie lauteten in der unteren Reihe:

1. VIRGO DEIPARA LABIS ORIGINATAE EXPERS VBIAE IVVENTVTIS TRICORONATAE MAGISTRA (1695).

2. AVXILIATRIX VERA EANDEM QVAERENTIS ET INVOCANTIS (aus Georgius Nicodemus; 1696).

3. TERRA VIRGINALIS EX QVA NOVVS ET VETERE ANTIQVIOR PROCESSIT ADAM (1696).

4. HAEC EST PARENS VNIGENITI FILII DIGNA DIGNI ET SANCTA SANCTI VNA VNIVS VNICA VNICI (1693).

In der oberen Reihe:

1. VENITE FILII ET AVDITE HAEC MATER NOVA ET EVA ORATE AVE ET VOS SERVABIT A VAE (1696).

2. FRVSTRA QVAERIS IN CORPORE VIRGINIS MACVLAS SERPENTIS SVB PLANTIS VIRGINIS CALCATVS IACET (1696).

3. NOLI ROGARE QVARE IN AMPLEXV VIRGINIS EST INFANS SVB PLANTA IACENS SERPENS VIRGO ISTA INFANTES LACTAT SERPENTES CALCAT (1695).

4. EXESTE QVOS SCABIOSAE LABES INFICIVNT TOTA PVLCHRA EST HAEC VIRGO NON PATITVR MACVLAS (1696).

Die Figur der Maria Immaculata selbst bildete die Krone des Denkmals; sie stand auf der Weltkugel und trat auf einen großen, sich windenden Drachen. Dieses Denkmal wurde von den Schülern beim Eintritt in die Lehranstalt durch ein Gebet begrüßt.

Zu der schmucken Mariensäule trat 1718 eine weitere Zierde des Gymnasiums in der Figur des den Jesusknaben an der Hand führenden heiligen Joseph.

Der schöne Elffensche Bau erlebte nach 54jährigem Bestehen dasselbe Schicksal wie ein Jahrhundert früher an der gleichen Stelle das Achatiuskloster; am 11. November 1727 brannte der Westflügel, der Mittelteil des Gebäudes, bis auf die Fundamente nieder; bei dem Brande stürzten das Dach und die Aula mit dem 1700 eingerichteten italienischen Theater und mit allen gemalten Prospekten sowie die vier oberen Klassen ein und töteten fünf Menschen.

Die Pläne für den gleich in Angriff genommenen Neubau lieferte der Paderborner Architekt JOHANN KONRAD SCHLAUN, ein Angehöriger einer rheinisch-westfälischen, sehr verbreiteten Familie, aus der mehrere Mitglieder Schüler des Tricoronatum waren. Johann Konrad war 1694 bei Warburg geboren und seit 1719 im Dienste des Kurfürsten Clemens August, für den er den Entwurf zu dem großartigen Schloß in Brühl schuf und dessen Ausführung

bis 1728 leitete. Offenbar wurde er vom Bonner Hof dem Orden zugesandt und empfohlen; der Bau des Gymnasium Tricoronatum ist anscheinend die einzige große Aufgabe, die er in Köln zu lösen hatte, die letzte, die er vom Bonner Hof zugewiesen bekam. Später war Schlaun in Münster ansässig, in dessen Nähe er 1773 als hoher Offizier und als über Westfalen hinaus berühmter und viel zugezogener Architekt auf seinem eigenen Rittergut Rüschhaus starb.

Das Gymnasium vor dem Umbau von 1831 nach der Zeichnung des Stadtbaumeisters J. P. Weyer.

Schlaun hatte bereits 1715 für den Jesuitenorden Entwürfe geliefert, und zwar zu einem Kolleg und zu einer Ordenskirche in Büren i. W., die aber nicht ausgeführt wurden auf den Widerstand hin, den die Jesuiten selbst gegen die von Schlaun beabsichtigte Anordnung leisteten. Auch die Kölner Patres hatten an Schlauns Entwürfen vieles auszusetzen; Hartzheim beklagt es bitter, daß die Prüfung der Pläne allein durch den damaligen Rektor Johannes Wolff in Gemeinschaft mit dem Provinzial Dr. Hermann Wesseling in Paderborn erfolgte, ohne daß ein Mitglied des Kollegs zugezogen wurde. Die Patres glaubten, daß ein Westflügel mit drei Stockwerken oder bei Ausführung der beiden von Schlaun beabsichtigten Flügel

zwei Stockwerke genügten, daß die Aula mit der Bühne besser im Obergeschoß als unten läge, und daß die Treppen nicht breit und bequem genug würden.

Haben die Kölner am Bauplan manches zu tadeln, so sind sie anderseits über die fleißige und schnelle Bauausführung des Lobes voll. Grund zur Eile war vorhanden; denn die provisorische Unterbringung der verschiedenen Klassen, zum Teil in den stehen gebliebenen Teilen des alten Baues, zum Teil im Xaverianischen Konvikt und im Kollegiengebäude, bot Schwierigkeiten genug. Am 28. April 1728 begann der Wiederaufbau; Ostern 1729 war der Mittelteil bereits für zwei Klassen bezugsfähig; im November desselben Jahres konnten außer der Aula schon sieben Klassen in Benutzung genommen werden. Und das, obwohl noch eine Erschwerung des Baues durch einen langwierigen Prozeß mit dem rückwärts anstoßenden Dominikanerkloster eintrat, der vom Nuntius zu Ungunsten der Jesuiten entschieden wurde; diese durften ihre neue rückwärtige Mauer nicht an die Stelle der abgebrannten hart an der Grundstücksgrenze setzen, sondern mußten drei Fuß von ihr abbleiben.

Der Neubau wurde ausgeführt von dem Stadtzimmermeister Jakob Burscheid, der 1729 eine sinnreiche Aufhängungskonstruktion für die weitgespannte Auladecke erfand und aufzeichnete; als Steinmetz war wahrscheinlich Meister Dechen beteiligt, der wenigstens 1739 die Steinarbeiten für die Einfriedigung lieferte und der bei seinen anderen Bauten in der Stadt stark von Schlauns Stil beeinflußt erscheint. Lebhaften Anteil an dem Bau nahm der Rektor Johannes Wolff, der 1662 in Titz bei Jülich geboren wurde und 1733 im Kölner Ordenshause starb.

Fenstergewände und Treppensteine kamen von Andernach, die Schiefer für die Dachdeckung von Zell an der Mosel, das Bauholz von Mainz den Rhein herab. Für die Baumaterialien wurde vom Kurstaat und von der Stadt Zollfreiheit gewährt.

Die Grundsteinlegung bot Gelegenheit zu einer würdigen Feier. Der Grundstein wurde in die Ecke zwischen dem West- und Nordflügel gelegt; er nahm eine lateinische Inschrift auf, die der Rektor selbst verfaßt hatte und die Hartzheim im Wortlaut überliefert; sie erwähnt die Regierung des Papstes Benedikt XIII., des Kaisers Karl VI., des Kölner Kurfürsten Clemens August, den Namen des Nuntius Cajetan de Casa Croy, der stadtkölnischen Würdenträger Weidenfeld, von Krufft, von Groote, von Wedigh, von Herwegh, von Mylius, des Ordensgenerals Michael Angelus

Tamburinus, des Ordensprovinzials Wesseling und des Rektors selbst; angefügt sind ein Chronostichon, das auf den Brand Bezug nimmt und die Jahreszahlen 1727 und 1728 ergibt, sowie die Bildnisse der heiligen drei Könige und des heiligen Donatus.

Aus Hartzheims Anmerkungen können wir entnehmen, daß zunächst nur zwei Flügel ausgeführt werden sollten, der neunachsige Mittelteil des heutigen Gebäudes und der vierachsige nördliche Risalit. Vom heutigen Bau wich der ursprüngliche insofern ab, als die vier schlanken, mit ionischen Kapitälen geschmückten Pfeiler, welche die drei mittleren Fenster einfassen, nicht wie heute eine Attika trugen, sondern einen Segmentgiebel, der vielleicht einmal gleich den Giebeln anderer Kölner Barockbauten dieser Zeit ein Wappen oder ein Symbol enthielt, das während der Revolutionszeit zerstört worden sein mag; ferner wich der ursprüngliche Bau dadurch ab, daß der nördliche Risalit weniger weit vortrat als der jetzige und im Erdgeschoß drei flachbogige Blenden enthielt, wie sie der Mittelteil noch heute zeigt, endlich durch das zierliche Türmchen mit seinem geschweiften Helm, das wie bei dem Elffenschen Bau den langen Dachfirst unterbrach und krönte. Wie der Nordrisalit ursprünglich oben ausgebildet war, ob er wie heute von einem geraden Giebel gekrönt wurde, geht aus den Plänen nicht hervor.

Alles weist darauf hin, daß Schlaun ursprünglich im Sinne der Zeit einen streng symmetrischen Bau geplant hat und daß nach ihm ein Südrisalit gleich dem nördlichen gebaut werden sollte. Allein dieser wurde erst 1733 bis 1739 hergestellt und nur bis an den Fußboden des zweiten Obergeschosses hochgeführt; hier wurde er von einem Mansardendach abgeschlossen. Während im 19. Jahrhundert der vordere Teil dieses Risalits dem nördlichen gleichgemacht wurde, blieb der rückwärtige Teil in seiner alten Gestalt bis heute bestehen. Hier war, wie man an der Rückseite noch sehen kann, das Hauptdach gerade abgeschnitten; die ganze Baugruppe muß also im 18. Jahrhundert einen durchaus unfertigen Eindruck gemacht haben, der auch von alten Reiseschriftstellern erwähnt wird. Das ist wohl auch der Grund, weshalb der Bau, dessen Plan doch durchaus dem Ideal der damaligen Baukunst entsprach, von seinen Zeitgenossen so wenig beachtet wurde und z. B. in Köln keine größere vorbildliche Wirkung ausübte.

Eine reichere Gliederung und architektonischer Schmuck ist auf einige wenige Stellen konzentriert, auf die Mittelpartie mit ihren Pfeilern und mit den Blendbalustern unter den Fenster-

brüstungen und auf die beiden seitlichen Portale mit ihren zierlichen Oberlichtern und Giebelbekrönungen. Die ganze Bauweise läßt wie die der meisten damaligen Bauten am Niederrhein das Streben nach Sparsamkeit erkennen; so bestanden denn auch wie bei dem Elffenschen Bau nur die Architekturteile und die Fenstergewände aus Haustein, während die Mauern aus Ziegelstein hergestellt und verputzt wurden.

Der Grundriß ist sehr einfach. Der Mittelteil enthält im Erdgeschoß einen großen Saal von 25 m Länge und $12^1/_2$ m Breite, der an einer Langseite mit sieben großen Fenstern versehen ist, die Aula; zu beiden Seiten führen ziemlich schmale, zweiläufige Steintreppen in die Obergeschosse, welche die Klassenzimmer enthalten, und in den großen Speicherraum. Im Nordrisalit, der im Erdgeschoß ebenfalls nur einen Saal, die heutige Turnhalle, enthielt, befanden sich die beiden oberen Klassen, während in dem Südflügel, der an das Xaverianische Konvikt anstieß und mit ihm sowie mit dem Musikerseminar durch Türen verbunden war, die Schlußfeiern stattfanden und er zu diesem Zwecke im Erdgeschoß ein genügend großes und für die Mitwirker bequem eingerichtetes Theater besaß. Im Obergeschoß lag die Physica, nach der der Südflügel den Namen erhielt.

Von der alten Ausstattung des Gebäudes ist nicht viel erhalten. Die Aula hat zwar noch die großartige Raumwirkung, die ihr Schlaun gab, dagegen dürften die Stuckdekorationen an Wänden und Decke in ihrer jetzigen Form neue Schöpfungen sein, die bei den vielfachen Wiederherstellungen im 19. Jahrhundert, vielleicht nicht ohne Anlehnung an alte Reste, entstanden sind. Von den älteren Bauten wurden die meisten der Brustbilder übernommen, welche die Aula an beiden Langseiten schmücken, zum Teil gute und charakteristische Porträts berühmter Kölner Jesuiten und Kartäuser sowie des um den Orden verdienten Kardinals Gropper und der gelehrten Geschichtsschreiber Johannes und Aegidius Gelenius, zweier aus Kempen stammender Brüder, die einflußreiche geistliche Stellungen bekleideten; an künstlerischem Wert werden sie von den beiden großen Gemälden übertroffen, die im heutigen Konferenzzimmer hangen und wohl Kessel und Rhetius, die ersten Regenten der Jesuitenanstalt, in ganzer Figur darstellen. Den Porträts der Aula schließen sich einige ähnliche in der Bibliothek an, darunter ein Brustbild des mit Rhetius befreundeten Kartäusers Surius und das des Grafen Tilly (1559—1632). Dieser, der Sproß eines belgischen Adelsgeschlechtes, war wahr-

scheinlich zwischen den Jahren 1570 und 1583 Schüler der Kölner Jesuiten gewesen; sein Bild trägt die Umschrift: „Joannes Tserclaes comes de Tilli S. C. Mai. generalis locum tenens aeris campani basilicae Coloniensis soc. Jesu victoriosus donator“ und wurde zum Danke für das Geschenk des Feldherrn der Liga nach der Einnahme von Magdeburg (1631) aufgehängt, übrigens ein ganz handwerksmäßiges Machwerk. Erwähnenswert von der heutigen Ausstattung des Gymnasialgebäudes ist noch der aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammende, breite, mit zierlichem Schnitzwerk und Intarsien versehene Tisch im Konferenzzimmer, ein Musterbeispiel des Kunstgewerbes der Rokokozeit.

Porträt des Grafen Tilly
nach dem im Gymnasium befindlichen Gemälde.

Das Schönste an dem Gebäude war der Abschluß, den der Vorhof in den Jahren 1733—1737 nach der Straße zu erhielt; er wurde von einem steinernen Sokkel und einem reichen schmiedeeisernen Gitter gebildet, das zwischen schlanken Steinpfeilern angebracht war und enthielt ein Mitteltor und zwei seitliche Tore. Der Annalist des Ordens fügt der Nachricht von der Entstehung dieses Gitters mit Stolz den kurzen Satz bei:

Similis in tota hac urbe non videtur.

Nach der Abbildung bei v. Bianco, Die alte Universität Köln (vgl. Abb. S. 11) ist es allerdings ein Meisterwerk der Schmiedekunst, gleichwertig den berühmten Toren der Würzburger Residenz und anderen bekannten Kunstwerken dieser Art. Besonderes Leben verlieh ihm die leichte Schweifung in der Mitte nach der Innenseite zu, die das Mitteltor noch mehr hervorhob. Der Verfertiger

des Gitters ist der sonst in Köln nicht erwähnte Schlossermeister HEINRICH HARZ, der dafür 3372 Reichstaler 27 Alb. 4 Heller empfing; mit Einschluß des Steinwerks, das Meister Dechen lieferte, kostete die Einfriedigung 3535 Reichstaler. Das Gitter, das aus sechs gleichen Feldern, den drei zweiflügligen Toren und ihren besonders reichen geschweiften Bekrönungen bestand, wog insgesamt 19965 Pfund, wobei auf jedes Feld 1552—1639 Pfund, auf die Seitentore rund 2600 Pfund, auf das Mitteltor 3850 Pfund, auf die Seitenbekrönungen je 235 Pfund, auf die Mittelbekrönung 285 Pfund entfielen. Das ganze Werk maß in der Länge 113 Fuß.

Die sechs die Tore einfassenden Pfeiler erhielten in den folgenden Jahren einen schönen Schmuck durch steinerne Statuen. 1741 wurde am Nordtor die elf Fuß hohe Figur des heiligen Michael aufgestellt, nach dem Entwurfe des tüchtigen Kölner Bildhauers HELMONT, dessen große Arbeiten wir noch in den Kirchen St. Andreas, St. Kolumba und St. Johannes Baptist finden. 1742 folgen die Bildwerke des hl. Aloysius und des hl. Stanislaus auf den beiden Pfeilern des Mitteltors, die beiden noch erhaltenen, jetzt vor der Kirche stehenden Figuren, deren Bildhauer nicht erwähnt ist, die aber dem Stil nach ebenfalls Helmonts Wirksamkeit zuzuzählen sein werden. 1753 wird das Südtor mit den Statuen der hl. Ursula und der hl. Katharina geschmückt, die ALEXANDER IMHOFF, ein Schüler des wohl inzwischen verstorbenen Helmont, geschaffen, ein Nachbar der Jesuiten auf der Marzellenstraße; er erhielt dafür 166 Reichstaler 8 Alb. Eine sechste Figur wird nicht genannt.

Der Abschluß mit seinen Kunstwerken wurde in den dreißiger oder vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts verkauft, das herrliche Gitter als altes Eisen. Nach der Überlieferung wurde es mit einigen Erneuerungen und Änderungen vor dem Landsitze der Familie Wendelstadt in Godesberg aufgestellt; man wird aber die Richtigkeit dieser Überlieferung wohl anzweifeln dürfen, da sich das Wendelstadtsche Gitter von dem auf der Biancoschen Abbildung dargestellten durch seine geringere Höhe, durch die Zahl der Felder und durch die andere Form der Schweifung unterscheidet. Vielleicht rührt es nicht vom Gymnasium her, sondern aus dem Jesuitenkolleg, wo man bei der Neubepflanzung des Gartens im französischen Geschmack (1753) einen ähnlichen Abschluß schuf. Von dem schönen Gitter des Gymnasiums selbst fehlt jede sichere Spur; man ersetzte es durch einen kunstlosen, aus eisernen Stangen

bestehenden Abschluß, der ein beredter Ausdruck für die nüchterne Sparsamkeit und Verstandesmäßigkeit der Zeit seiner Entstehung ist.

Mit dem Abschlußgitter wurde der Vorhof noch eines weiteren Schmuckes beraubt, der nicht weniger zu dem malerischen Bilde der Straße gehörte, der beiden herrlichen alten Kastanienbäume, die sich mit ihren Kronen fast berührten und zur Zeit der Blüte einen wundervollen Anblick gewährt haben müssen. Wir wollen die Hoffnung aussprechen, daß bei der Erhaltung des Gebäudes das alte Bild, wenn auch nicht in dem ehemaligen Reichtum der Formen, doch noch einmal wiedererstehe.

Im Jahre 1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben; die Anstalt aber bestand in den Händen der bisherigen Lehrer bis zum Anbruch der französischen Herrschaft fort. Während der mannigfachen Wandlungen, die der Schulbetrieb im Laufe der nächsten zwanzig Jahre erfuhr, ist von durchgreifenden Erneuerungen nicht die Rede. An diese ging man erst im Jahre 1828, und zwar war es der Stadtbaumeister J. P. Weyer, ein geborener Kölner, der sie leitete und dem Gebäude im wesentlichen die heutige Gestalt und Innendisposition gab. Er traf die oben bereits erwähnten Änderungen und baute den Südrisalit aus — sein Entwurf vom Jahre 1831 mit der Einzeichnung des früheren Zustandes wird im Historischen Museum in der Eigelsteintorburg aufbewahrt. Dabei erhielten die beiden Risalite vier Fensterachsen statt der bisherigen drei. Im allgemeinen verstand es Weyer, ein Freund und Kenner alter Kölner Kunst, sich dem Geiste des alten Baues anzupassen; sein Umbau gab, wie das Gymnasialprogramm von 1828 hervorhebt, der Anstalt erst ein einheitliches Aussehen.

Bald darauf war eine abermalige Erneuerung nötig, da der Bau in der Nacht vom 18. auf den 19. März 1845 eine gefährliche Feuersbrunst zu bestehen hatte, die im ersten Obergeschoß entstand, die naturwissenschaftliche Sammlung bedrohte und besonders den schönen und großen Prüfungssaal schädigte. Nach der Erneuerung in den Jahren 1845/46 ging man an den Bau der fünf Lehrerwohnungen an den Dominikanern, die eine nüchterne und wenig freundliche Bauart zeigen, sowie an die Einrichtung des Prüfungssaales zur Aula für Schüleraufführungen und Ansprachen. Vorübergehend hatte die Aula auch die Bibliothek aufzunehmen. Mehrfach wurden neue Klassenräume nötig, die u. a. 1866/67 durch eine Teilung des Gesangsaals erzielt wurden. Eine letzte große Instandsetzung, besonders der Aula, erfolgte 1894.

Wenn jetzt das Gymnasium das von Stadtbauinspektor Bolte entworfene und unter seiner Leitung ausgeführte moderne Schulgebäude zwischen Türmchenswall und Dagobertstraße bezieht, das dem immer mehr fühlbaren Raummangel der alten Baulichkeiten Abhilfe schafft, so wird der Wunsch lebendig, dass das der Stadt Köln gehörende alte Haus mit seiner typischen, einfach-klaren und wirkungsvollen Bauart erhalten bleiben möge als ein steinernes Dokument stadtkölnischer Geschichte; ist doch die Geschichte der Anstalt, die es während fast zweier Jahrhunderte beherbergte, mit der der Stadt eng verwoben. Wertvoll wäre die Erhaltung des Gebäudes aber auch für das Straßenbild, da von dem Vorhofe aus die machtvolle Fassade der Kirche und der anstoßenden alten Jesuitenbauten am schönsten zur Geltung kommt und der stille Platz mit seinem grünen Laub in der nahe am Hauptbahnhof gelegenen engen Straße mit ihrem unruhigen Verkehr besonders erfreulich wirkt. Vor allem werden den Wunsch, daß der Bau erhalten bleibe, die ehemaligen Schüler der ehrwürdigen Anstalt hegen, die in ihrer Erinnerung mit der Schule selbst auch deren altes Gebäude liebgewonnen haben.

Literatur.

A. Handschriften: Kölner Stadtarchiv: Urkunde Nr. 162. — Jesuitenakten: Nr. 9, 12, 15, 44, 47, 61, 298. — Universitätsakten: Nr. 599, 685, 687, 692. — Schreinsbuch: Nr. 259. — Zunftabteilung: Nr. 31, 123, 178. — Geistliche Abteilung: Nr. 204 (Annalen von St. Pantaleon). — Plankammer: Nr. 253. — Kreutersche Sammlung: Tafel 39. — Alfftersche Sammlung: Band 44 und 47.

B. Druckwerke: Braun, Georg, Novi collegii theologici . . . . . descriptio, Köln 1578. — Braun, Josef, Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten, Ergänzungshefte der Stimmen aus Maria-Laach 99/100, Freiburg 1908. — Groote, Geschichte des Kölner Waisenhauses. — Hartmann, Heinrich, Joh. Konrad Schlaun, Münstersche Dissertation, 1909. — Höhlbaum u. Lau, Das Buch Weinsberg, Bonn 1897/98. — Keußen, H., Topographie der Stadt Köln im Mittelalter, Köln 1910. — Krudewig, in den Mitteilungen aus dem Kölner Stadtarchiv, Band 31 u. 33. — v. Mehring-Reischert, Die Erzbischöfe und Bischöfe von Köln, Köln 1842/44. — Merlo, J. J., Kölnische Künstler in alter und neuer Zeit, Düsseldorf 1895. — Milz, Geschichte des Gymnasiums an Marzellen, Gymnasialprogramme, 1886 ff. — Rahtgens, in der Zeitschrift des Vereins für Denkmalspflege und Heimatschutz, 5. Jahrgang, 1. Heft (Kölner Heft), S. 64 ff. — Villermont, Tilly ou la guerre de trente ans. — Vogts, Hans, Das Kölner Wohnhaus bis zum 19. Jahrhundert (noch nicht veröffentlicht). — Weyer, J. P., Kölns Aufschwung seit der Aufnahme in das Preußische Reich, Köln 1852.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

Seite

Aula des Marzellengymnasiums nach Photographie 6
Katholisches Gymnasium zu Köln 1836 nach einem Kupferstich bei v. Bianco, Universität Köln 11
Zwei Siegel des Gymnasium Tricoronatum 13
Philipp Jakob Ditges nach Photographie 18
Heinrich Milz „ „ 19
Martin Wetzel „ „ 20
Georg Wesener „ „ 21
Bild und Lebensbeschreibung des J. Velsius aus Pantaleons Heldenbuch . 27
Johannes Rethius nach einem Kupferstich von 1657 37
Leonard Kessel in der Vision nach einem Kupferstich 39
Heinrich Sudermann nach einem Kupferstich im Hahnentor 41
Justus Lipsius nach Ant. van Dyck 58
Justus Lipsius mit Hugo Grotius und den Gebrüdern Rubens nach P. P. Rubens 68
Georg Braun aus Hartzheims Bibl. Col. 75
Titelblatt der Annales Trevirenses von Brower und Masen 90
Christoph Brower nach einem Gemälde in der Aula des Marz.-Gymn. 91
Jacob Masen „ „ „ „ „ „ „ „ „ 98
Cornelius a Lapide „ „ „ „ „ „ „ „ „ 108
Friedrich Spee „ „ „ „ „ „ „ „ „ 113
Herm. Jos. von Hartzheim „ „ „ „ „ „ „ „ „ 140
Ferdinand Franz Wallraf nach einem Gemälde von B. Beckenkamp 1812 . . 148
Alte astronomische Instrumente in der physikalischen Sammlung des Marzellengymnasiums 150
Friedrich Schlegel, Kupferstich nach Zeichnung von A. Buttlar 159
Karl Friedr. Aug. Grashof nach einem Gemälde von Otto Grashof 161
Georg Simon Ohm 165
Ohms Galvanometer 167
Wilhelm Smets Lithographie nach Zeichnung von J. C. Baum 173
Johann Kreuser nach Photographie 186
Theodor Schwann nach dem Porträt bei F. Bosch, Gesch. der Zellenlehre . 197
Eduard Heis nach Photographie 206
Christ. Herm. Vosen nach Photographie 215
Adolf Kolping nach einem Kupferstich von F. Keller 226
Oberlehrer Schaltenbrand nach Photographie 233
Professor Zons „ „ 233
Karl Schurz nach seinem Porträt im Besitze der „Frankonia“ in Bonn . . 235
Karl, Gerhard, Arthur und Emil vom Rath nach Photographieen 255
Grundriß des Erdgeschosses des Gymnasium Tricoronatum an der Maximinenstraße nach einem Plan des 18. Jahrhs. im Stadtarchiv 270
Johannes Swolgen nach einem Gemälde im Eigelsteintor 272
Mariensäule des Tricoronatum nach dem Stiche des Alex. Voets 276
Das Gymnasium vor dem Umbau von 1831 nach Zeichnung von J. P. Weyer . 278
Porträt des Grafen Tilly nach einem Gemälde im Gymnasium 282

INHALT.

Seite

Vorwort 3
Vorbericht des Herausgebers 7
Zur Geschichte des Marzellengymnasiums 11
Jacobus Leichius und Justus Velsius 22
Johannes Rethius 37
Justus Lipsius 58
Georg Braun 75
Christoph Brower und Jacob Masen 91
Cornelius a Lapide 108
Friedrich Spee 113
Paulus Aler 123
Hermann Joseph von Hartzheim 140
Ferdinand Franz Wallraf 148
Ohm, der große Physiker 165
Wilhelm Smets 173
Professor Johann Kreuser 186
Theodor Schwann 197
Eduard Heis 206
Religionslehrer Dr. Christian Hermann Vosen und Gesellenvater Adolf Kolping 215
Karl Schurz 234
Die Familie vom Rath 254
Die Bauten des Gymnasium Tricoronatum 269

DRUCK DER
KÖLNER VERLAGS-ANSTALT
UND DRUCKEREI
A. G.

R.W.B. JACKSON LIBRARY
3 0005 03045249 7

373.43H
M393
M393
Das marzellen Gymnasium in Köln, 1450-1911

Date Due

FORM 109